FRANZ NIKOLASCH
(Hrsg.)

S Y M P O S I U M
Z U R
G E S C H I C H T E V O N M I L L S T A T T
U N D K Ä R N T E N

2012

Oberkärnten im Frühmittelalter
Stefan Eichert…… *1*

Als die Mönche *Herren* waren – Zur Geschichte der Oblei in den spätmittelalterlichen Benediktinerklöstern in Österreich mit besonderer Berücksichtigung von Millstatt
Johann Tomaschek…… *31*

Zum Wirken des St. Georgs-Ritterordens in Niederösterreich
Albert Gernot Absenger…… *59*

Von der Burg zum Schloß – Formen und Elemente der Herrschaftsarchitektur in Innerösterreich vom 15. bis zum 18. Jahrhundert
Wilhelm Deuer…… *90*

Eine Hausmarke in Millstatt – Die Swastika im Millstätter Gästebuch der Familie Felix von Luschan
Angelika Tunis…… *114*

Oberkärnten im Frühmittelalter

Stefan Eichert

Einleitung

Der vorliegende Artikel[1] behandelt den Zeitraum zwischen dem Ende der Spätantike und dem beginnenden Hochmittelalter in einem geographischen Gebiet, welches gemeinhin als Oberkärnten bezeichnet wird. Konkret ist im Folgenden damit der westliche Teil Kärntens gemeint, speziell das Drautal und seine Nebentäler westlich von Villach sowie das Gail- und Lesachtal. Darüber hinaus soll auch ein Blick nach Osttirol geworfen werden, das vom naturräumlichen wie auch politisch-historischen Standpunkt ebenfalls eine starke Verbindung zu den Landschaften im heutigen Kärnten aufweist. Eine zentrale Bedeutung kommt besonders dem Raum Spittal an der Drau – Millstättersee zu, in dem man quer durch die Zeiten Mittelpunkte von überregionaler Bedeutung identifizieren kann.

Teurnia in der Spätantike

Ausgangspunkt für unsere Überlegungen soll das römische Teurnia auf dem Holzer Berg sein. Die Stadt war bereits in der Kaiserzeit das urbane Zentrum des Oberkärntner Raumes und ist im Verlauf der Spätantike zur Provinzhauptstadt aufgestiegen[2]. Des Weiteren war Teurnia Bischofssitz. Der Stadtbezirk bzw. auch der Diözesanbereich umfasste das Areal des heutigen Kärntens westlich von Villach, den Salzburger Lungau sowie das früher zu Kärnten gehörende Kanaltal[3].

Die Siedlung ist nach Süden hin durch die Drau geschützt, ihre weiteren Flanken waren mit einer Stadtmauer befestigt. Im Inneren fanden sich unterschiedliche öffentlich-offizielle und zivile Gebäude sowie eine Bischofskirche mit dazugehörigem Hospitium. Außerhalb der Stadtmauern – „extra muros“ – befand sich eine weitere Kirche, in deren Seitenkapelle ein prächtiges Mosaik angelegt war[4]. Diese Kirchen wie auch die anderen Gebäude wurden nach der Spätantike aufgelassen und konnten sich nicht bis heute erhalten.

---

1 Die Forschungen, die zur vorliegenden Publikation geführt haben wurden im Rahmen des FWF Projekts Nr. P24045 „The Eastern Alps revisited - Continuity and Change from Late Antiquity to the Middle Ages“ durchgeführt und gefördert.

2 MGH V.S.S. c. 21,2; Wolfram 1995a, 27-29 u. 71; Überlegungen zum Zeitpunkt der Verlagerung: Glaser 2008, 597-598.

3 Glaser 2010a, 22, Abb. 2.

4 Glaser 1997, 131-141.

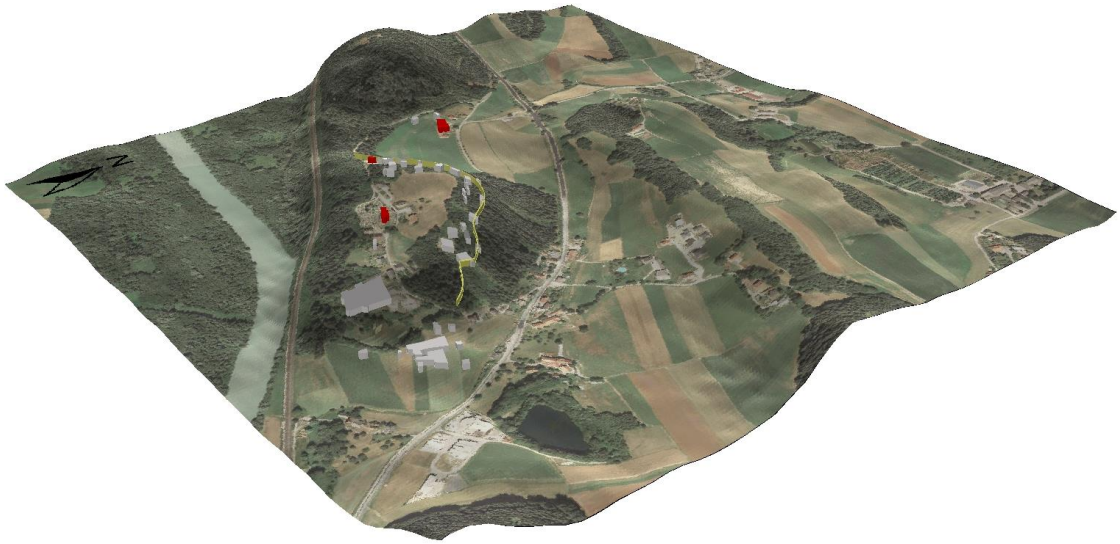


Abb. 1: Digitales Geländemodell des Holzer Bergs mit den baulichen Strukturen des spätantiken Teurnias – rot: Kirchen, gelb: Mauer, grau: sonstige Gebäude – überhöht dargestellt. Luftbild: KAGIS Kärnten, Höhendaten ASTER (ASTER GDEM is a product of METI and NASA). Befunde nach: Glaser 2008, 598, Abb. 2)

Daher war das Areal der spätantiken Stadt bis in die jüngste Vergangenheit nicht bebaut – mit Ausnahme der Kirche von St. Peter in Holz. Dieses Gotteshaus wird im 11. Jahrhundert erstmals gesichert urkundlich genannt und existiert bis heute[5]. Bis zur Entdeckung der oben genannten Bischofskirche durch Franz Glaser in den 1980er Jahren vermutete man den aus antiken Schriftquellen zu erschließenden, bischöflichen Kirchenbau unter St. Peter[6]. Grabungen in den 1930er Jahren[7] erbrachten jedoch nur vage Hinweise auf frühchristliche Vorgängerbauten. In Summe gibt es aber Argumente, die auch unter St. Peter ein spätantikes Gotteshaus vermuten lassen[8], was wiederum mit Überlegungen zur christlichen Kultkontinuität im slawisch-karantanischen Frühmittelalter verbunden ist[9].

Weitere spätantike Fundorte im Umfeld Teurnias sind der nordwestlich gelegene Danielsberg[10], das

5 Vgl. MC III, 330 u. 394.
6 Maßgeblich: Egger 1916.
7 Dolenz 1971.
8 Gleirscher 2000a, 13-14.
9 Siehe unten. Vgl. auch: Eichert/Winckler 2012; Eichert 2012, 65-68.
10 Vom Danielsberg sind prähistorische Funde bekannt. Aufgrund römischer Funde, darunter eine Sarkophagbestattung wird hier auch eine spätantike Höhenbefestigung vermutet: Piccottini/Wappis 1989, 26; Kersting 1993, Kat. Nr. B.3.

südliche Faschendorf[11], die frühchristliche Kirche von Laubendorf[12] nördlich von Millstatt, Baldersdorf[13] und der Lug ins Land[14], beide am Südhang des Fratresberges und im Südosten die sogenannte Görz[15] wie auch die befestigte Höhensiedlung Duel mit dortiger frühchristlicher Kirche[16] bei Feistritz an der Drau.

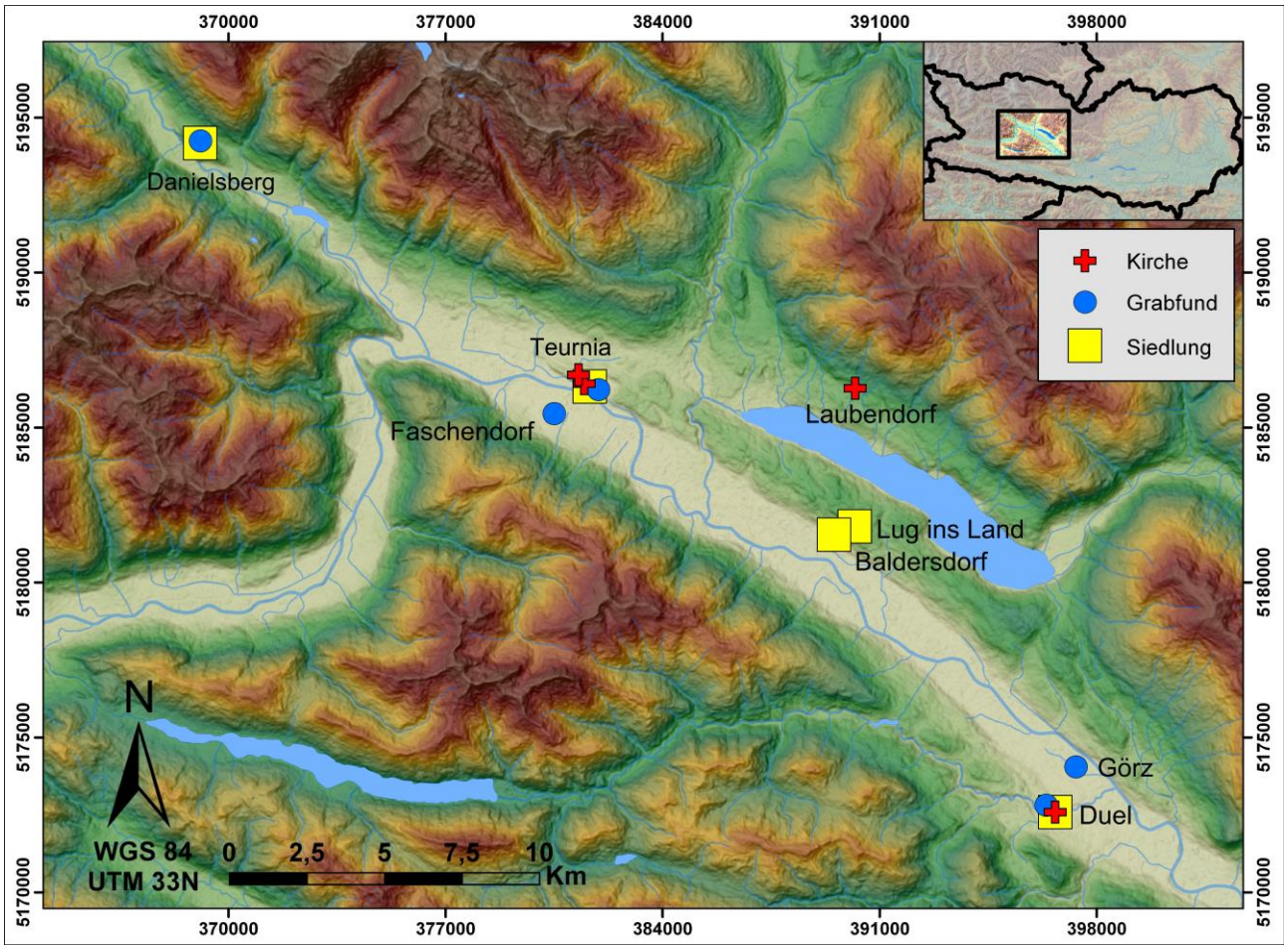


Abb. 2: Das Umfeld Teurnias in der Spätantike. Höhendaten: ASTER (ASTER GDEM is a product of METI and NASA); Gewässer: KAGIS

Diese Fundorte markieren gleichsam wichtige strategische bzw. landschaftliche Punkte und umschließen einen siedlungsgünstigen Raum, dessen Territorium aber gleichzeitig durch natürliche Gegebenheiten geschützt und gut zu verteidigen ist: Mit dem Danielsberg liegt eine natürliche Engstelle zum Mölltal hin vor. Ein ebenso natürliches Hindernis stellt die Möll-Draumündung bei

11 Unter den Gräbern von Faschendorf finden sich spätantike Bestattungen: Polleres 2008, 39-50.
12 Dolenz 1962.
13 Karpf/Meyer 2004.Hier findet sich eine befestigte Höhensiedlung, deren Fundspektrum eine intensive Nutzung in der Spätantike und im Hochmittelalter erkennen lässt.
14 Gostenčnik 2000. Zur Anlage zuletzt: Gleirscher 2010, 24.
15 Bersu 1929; Gugl 2001, 325-326; Gleirscher 2010, 8-9.
16 Steinklauber 1990; Ciglenečki 1987, 30-31; Glaser 2008, 631-633.

Möllbrücke dar. Bei Feistritz an der Drau bzw. südöstlich des Duels mündet der Weissenbach in die Drau, deren Lauf kurz danach vom nördlichen zum südlichen Talrand wechselt. Auch der Millstättersee und die Lieser bilden nach Osten bzw. Norden Engstellen. Im Zentrum dieses Raums liegt Teurnia. Das Einzugsgebiet der Stadt, also etwa jener Bereich, der von ihr aus innerhalb eines halben Tagesmarsches erreicht werden kann, deckt sich erstaunlich genau mit dem zuvor beschriebenen Areal.

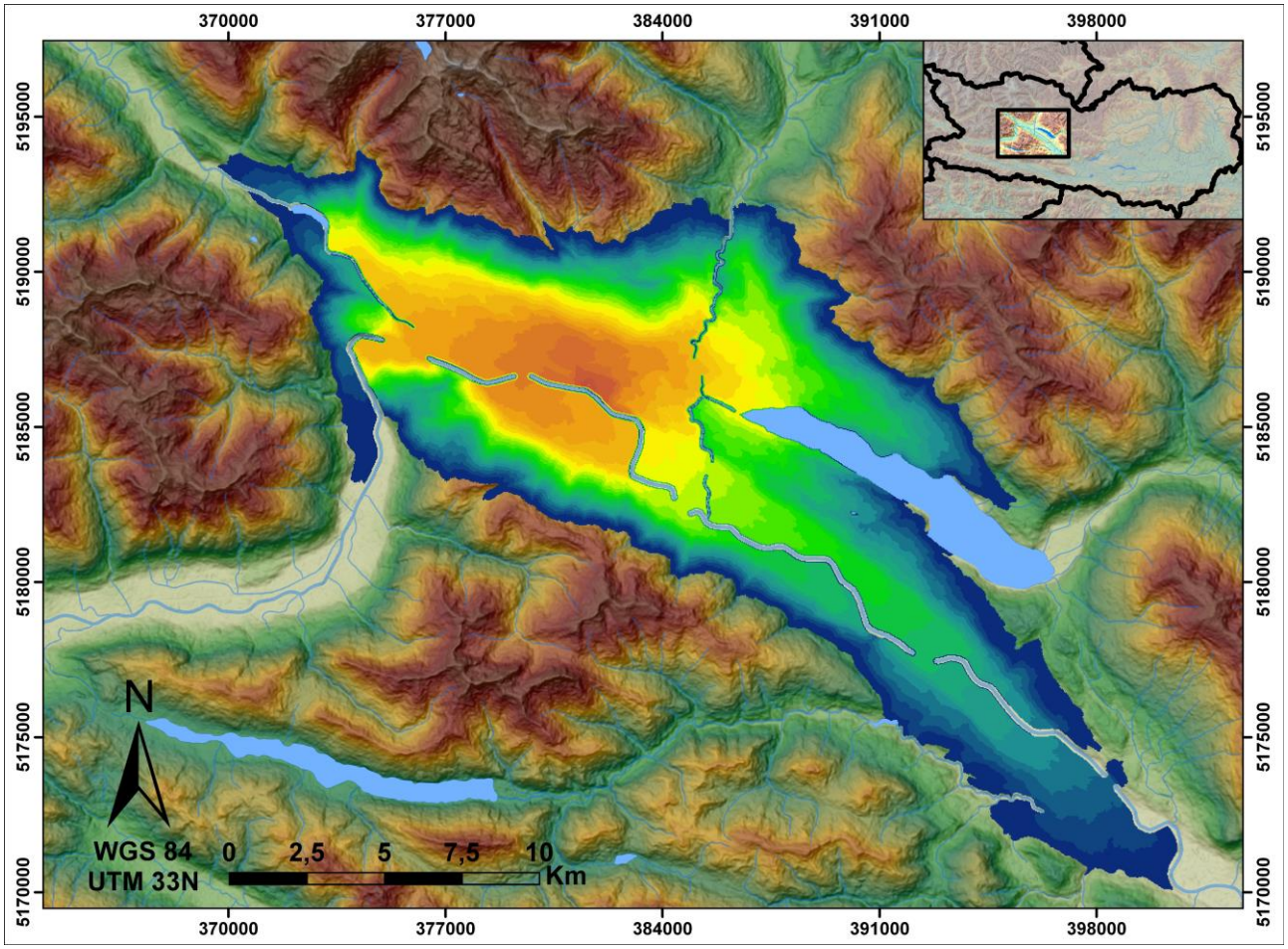


Abb. 3: Cost-Distance Berechnung ausgehend von Teurnia/Holzer Berg unter Einbeziehung potentieller Flussübergänge. Um Bereiche gleicher Farbe zu erreichen müssen annähernd gleich viel Energie bzw. Zeit aufgewendet werden. Höhendaten: ASTER (ASTER GDEM is a product of METI and NASA); Gewässer: KAGIS.

Oberkärnten im 7. Jahrhundert

Bis lange in das 6. Jahrhundert hinein besteht mit Teurnia also ein funktionierendes, urbanes Zentrum, das symbolhaft für eine aufrechte staatlich-politische, gesellschaftliche, religiöse, wirtschaftliche, militärische und rechtliche Provinzorganisation steht. Aus historischen Quellen

wissen wir etwa, dass die norischen Bischöfe von Teurnia und Aguntum in den Jahren zwischen 572 und 577 an der Synode von Grado teilnehmen. Dies lässt auf eine noch intakte kirchliche Verwaltung in ihren Diözesen schließen[17]. Als 590 in Grado eine weitere Synode stattfindet, nehmen an dieser aber nun keine norischen Bischöfe mehr teil[18]. Dies wird in Kombination mit den aus der Langobardengeschichte überlieferten Nachrichten über zeitlich folgende Kampfhandlungen zwischen Slawen und Bayern in diesem Großraum in der Regel dahingehend gedeutet, dass ab den 590er Jahren keine offizielle Verwaltung der Provinz Noricum Mediterraneum mehr gegeben war[19]. Gestützt wird diese Annahme auch durch die Schilderungen von Venantius Fortunatus. So hält dieser für die Zeit nach 565 fest, dass man „barbaricos […] amnes“ überqueren muss, um von Norden über die Alpen nach Italien zu gelangen[20].

Auch die archäologisch untersuchten Siedlungen erbrachten für die Zeit ab dem 7. Jh. praktisch keine Funde oder Befunde mehr, die man mit einer qualitativ und quantitativ mit der Spätantike vergleichbaren, kontinuierlichen Weiterbenutzung verbinden kann[21]. Dennoch ist nicht von einer „Entvölkerung“ auszugehen. Gerade für das westliche Kärnten liegen zahlreiche Hinweise für einen Verbleib romanisch-christlicher und bodenständiger Bevölkerungsteile vor. Dies zeigt sich besonders anhand der Ortsnamen, die hier häufig von einer lateinischen Variante in Folge der karolingischen Expansion direkt in einen bayerischen Dialekt übernommen wurden, ohne dass sie in der Zwischenzeit slawisiert worden wären[22]. Ein prägnantes Beispiel für Bevölkerungskontinuität ist das Fortbestehen bzw. der Wandel des römischen Namens Teurnia über die spätantike Form Tiburnia und das frühmittelalterliche Liburnia/Lurna zum heutigen Lurn(feld), was nur deshalb möglich war, weil eine ansässige Bevölkerung den Namen kontinuierlich tradiert hatte[23].

Politisch bzw. militärisch stellt der Ostalpenraum zu dieser Zeit eine heikle Zone dar. Im Westen beginnt sich das agilolfingische Bayern als „big player“ in der mitteleuropäischen Politik zu etablieren, während im Osten mit den Awaren eine mächtige Fraktion das Karpatenbecken bis zum Wienerwald für sich in Anspruch nimmt. Im Süden erobern die Langobarden nach und nach Italien und stellen ebenfalls eine fixe Größe in diesen Machtblöcken dar. Nicht zu vergessen sind hierbei byzantinische Einflussgebiete oder Enklaven, vornehmlich an der Adriaküste.

Trotz dieser – für damalige Verhältnisse als Weltmächte anzusprechenden – beindruckenden

17 Vgl. Wolfram 1995a, 74; Gleirscher 2000b, 22-23.
18 Gleirscher 2000b, 22-23.
19 Siehe unten.
20 MGH VENANT. FORT. , Vita S. Martini. Lib. IV, 640, p. 368. Vgl. dazu: Wolfram 1995a, 33-34; Winckler 2012, 74.
21 Vgl. Glaser 2000; Ladstätter 2000a.
22 Kranzmayer 1956, 40, 115-116 u. 201.
23 Ähnliches zeigt sich auch für den Hemmaberg und sein Umfeld dessen Name Iuenna im heutigen Jaun(tal) weiterlebt. Vgl. Ladstätter 2000a, 227.

Nachbarn etabliert sich exakt in deren Mitte mit Karantanien das erste namentlich bekannte, slawische Fürstentum, von dem uns historische Quellen berichten.

Die erste, definitiv zu verortende, schriftliche Nachricht über Slawen im Ostalpenraum entnehmen wir der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus. Obwohl mehr als 150 Jahre nach den beschriebenen Ereignissen verfasst, dürfte sie den Sachverhalt glaubwürdig wiedergeben, da der Autor die zeitgenössische „kleine Langobardengeschichte“ des Secundus von Trient (gest. 612) als Quelle heranzieht[24]. Für das Jahr 610 berichtet sie, dass Bayernherzog Garibald II. bei Aguntum gegen Slawen kämpft. Die Slawen gehen siegreich aus diesem Konflikt hervor und machen offenbar reiche Beute. Die Bayern können ihnen diese aber wieder abnehmen und sie vertreiben[25]. Diese Ereignisse können im heutigen Osttirol verortet werden. Wie es scheint, handelt es sich um einen Raubzug slawischer Truppen in bayerische Gefilde. Da sie vorerst siegreich gegen Truppen Garibalds II. sind, kann es sich eigentlich nur um eine militärisch qualitativ wie quantitativ durchaus potente Einheit gehandelt haben. Gleichzeitig liefert diese Nennung Hinweise auf die (Süd-) Ostgrenze des damaligen bayerischen Einflussgebietes.

Die Langobardengeschichte enthält zwei weitere vorausgegangene Passagen, die über Auseinandersetzungen zwischen Slawen und Bayern berichten. Für das Jahr 592 ist festgehalten, dass Bayernherzog Tassilo I. mit seinem Heer in eine „Sclaborum provinciam“ einfällt und als Sieger mit reicher Beute zurückkehrt[26]. Drei Jahre später (595) fallen Bayern erneut in slawisches Gebiet ein. Durch Intervention des (awarischen) Khagans erleiden sie eine schlimme Niederlage und verlieren 2000 Mann: „Isdem ipsis diebus Baioarii usque ad duo milia virorum dum super Sclavos inruunt, superveniente Cacano omnes interficiuntur“[27]. Aufgrund der für 610 in Aguntum verorteten Nachricht werden beide Ereignisse von der Forschung ebenfalls im Ostalpenraum angesiedelt und mit der Geschichte Karantaniens in Verbindung gebracht, was sehr wahrscheinlich, aber nicht definitiv abzusichern ist[28].

Für das Jahr 625 berichtet Paulus Diaconus, dass die Friulaner Herzöge ab Taso und Caco bis in die Zeit von Herzog Ratchis die „Sclavorum regionem quae Zellia appellatur“, also eine slawisch besiedelte Region namens Zellia bis zum Ort Meclaria „usque ad locum qui Meclaria“

24 Pohl 2004; Bertels 1987, 92.
25 MGH HIST.LANG IV/39.
26 MGH HIST.LANG IV/7.
27 MGH HIST.LANG Hist. Lang. IV/10.
28 Vgl. Wolfram 1995b, 41. Erik Szameit hält besonders für die Kämpfe von 592 und 595 auch den österreichischen Donauraum, oder Böhmen bzw. Mähren für eine plausible Lokalisierung, zumal diese Gebiete ebenfalls an der östlichen Peripherie Bayerns liegen und hier awarische Kavallerie weitaus besser agieren könnte als in unwegsamen, alpinen Gefilden. Außerdem kennt man von hier auch archäologische Nachweise für frühe, slawische Besiedlung: Szameit 2000.

kontrollierten und dass die dortigen Slawen ihnen Tribut schuldig waren[29]. Diese Nennung wird von der aktuellen Forschung mehrheitlich im Dreiländereck Kärnten-Slowenien-Italien angesiedelt. Meclaria lautet der Name einer hier lokalisierten römischen Siedlung, der im heutigen Grenzort Thörl-Maglern weiterlebt. Auch der Regionsname Zellia lässt sich anhand der slowenischen bzw. slawischen Bezeichnung der dort fließenden Flüsse Gail (Cilja) oder Gailitz (kleine Gail: Ciljica) in diesem Territorium verorten[30]. Des Weiteren finden sich mit langobardischen Münzen aus dem Münzschatzfund in der spätantiken Befestigung vom Hoischhügel bei Thörl-Maglern auch archäologische Evidenzen für eine langobardische Einflussnahme, die bis in dieses Gebiet gereicht hat[31].

Von den bisher beschriebenen Ereignissen kann man nur jene aus dem Jahr 610 und 625 ohne Zweifel mit der Entwicklung Karantaniens in Verbindung bringen. Für 610 ist „nur“ eine militärische Aktion überliefert, was per se noch keinen Beleg für eine ständige Besiedlung oder gar politische Kontrolle über den Ostalpenraum darstellt. Im Jahr 625 darf aus gutem Grund hingegen eine bereits erfolgte Besiedelung und Inbesitznahme der Region „Zellia“ durch slawische Zuwanderer postuliert werden.

Die Wahrscheinlichkeit, dass auch die anderen Nennungen im Ostalpenraum zu lokalisieren sind, ist relativ hoch. Mit Karantanien findet sich hier kurze Zeit später ein slawisches oder zumindest slawisch geführtes, politisches Gefüge, was natürlich eine gewisse Vorgeschichte voraussetzt. Dass dieses Gefüge am Beginn seiner Entwicklung noch unklar wahrgenommen wurde, versteht sich von selbst. Die Bezeichnung „Sclaborum provinciam“ würde einen solchen frühen Entwicklungsstand treffend wiedergeben. Wenn dies zutrifft und die Kampfhandlungen im Ostalpenraum stattgefunden haben, so muss aber bereits um 592 eine ständige Besiedelung slawischer Personengruppen vorausgesetzt werden. Diese slawische Komponente müsste gleichzeitig so dominant gewesen sein, dass außenstehende Zeitgenossen die ehemals romanisch geprägte Provinz nun als slawisch wahrnehmen und auch so bezeichnen[32]. Über die inneren Zustände dieser „Provinz“ wird wenig verraten. Für Tassilo I. hat sich sein Beutezug jedenfalls ausgezahlt, da er mit reicher Beute heimkehrt. Hier darf an Sklaven gedacht werden, aber auch an verschiedene materielle Güter, was auf einen entsprechenden ökonomischen Standard in der „slawischen Provinz“ hindeuten würde[33].

Für den 595 überlieferten Überfall von 2000 bayerischen Kriegern auf nicht näher definierte Slawen

29 .Hist.Lang. IV/38.
30 Vgl. Pohl 1988, 259; Krahwinkler 2000, 59. Siehe auch: Krawarik 1996.
31 Krahwinkler 2000, 58.
32 Vgl. Eichert 2010a.
33 Walter Pohl denkt in diesem Zusammenhang an von Slawen adaptierte (Luxus-)Güter aus der Zeit der romanisch-germanischen Provinzherrschaft: Pohl 1988, 149.

(„super Sclavos“) kann mit den gleichen Argumenten eine Lokalisierung im Ostalpenraum diskutiert werden. Aus der Schilderung geht hervor, dass der Khagan, bei dem es sich wohl nur um den awarischen Anführer handeln kann, hinter den genannten Slawen steht. Dies impliziert gleichermaßen ein Abhängigkeitsverhältnis der Slawen zu den Reiternomaden. Außerdem spricht der Sieg gegen 2000 bayerische Krieger eine deutliche Sprache. Auch wenn wohl die militärische Intervention der Awaren für den Sieg maßgeblich war, ist dennoch von einer qualitativ wie quantitativ hohen Kampfstärke jener Slawen auszugehen.

Für die Zeit um 630 berichtet mit der sogenannten Fredegarchronik eine weitere Quelle über Slawen in einer „marca Vinedorum“, die in der Regel im Ostalpenraum angesiedelt wird. Eine exakte Lokalisierung ist jedoch mit dem momentanen Quellenstand nicht möglich: Der Chronist berichtet für 631/632 davon, dass es zwischen Awaren und Bulgaren zu einem Konflikt um die Thronfolge gekommen war. Die Bulgaren unterliegen und flüchten mit 9000 Menschen nach Bayern, wo sie vorerst Asyl erhalten. Auf Geheiß des Frankenkönigs Dagobert werden jedoch Attentate auf sie verübt. Nur 700 Männer, Frauen und Kinder entgehen dem Tod und flüchten mit ihrem Fürsten „Alciocus“ in die „marca Vinedorum“ zum „dux Wallucus“[34]. Dass sich diese Nennung auf den Ostalpenraum bezieht, lässt sich aufgrund einer Passage aus der Langobardengeschichte ableiten: Paulus Diaconus berichtet für 663, dass der bulgarische „dux Alzeco“ mit einer großen Anzahl von Bulgaren, die man mit jenen aus der Fredegarchronik gleichsetzen kann, ins langobardische Italien zieht, wo er friedlich aufgenommen und eingegliedert wird[35]. Das Asyl in der „marca Vinedorum“, also einem slawischem Herrschaftsgebiet unter der Leitung des Fürsten „Walluc“, hat also rund 30 Jahre gedauert. Die Quellen geben per se keinen Hinweis auf die Lokalisierung. Die gesuchte „marca“ hat sich aber mit der größten Wahrscheinlichkeit zwischen Bayern und dem langobardischen Italien befunden und war slawisch besiedelt. Dies macht den Ostalpenraum bzw. das spätere Karantanien zum aussichtsreichsten Kandidaten dafür[36].

Kurze Zeit später (664) muss Arnefrit, der Sohn des friulanischen Langobardenherzogs Lupus aus Italien fliehen, nachdem Awaren auf Befehl König Grimualds Friaul angegriffen haben. Ihm wird bei den Slawen in Karantanien Asyl geboten. Als er mit Unterstützung der Slawen zurückkehrt um seine Herrschaftsansprüche durchzusetzen, wird er nahe Cividale getötet: „...fugit ad Sclavorum gentem in Carnuntum, quod corrupte vocitant Carantanum. Qui postea cum Sclavis adveniens, quasi ducatum eorum viribus resumpturus, aput Nemas castrum, quod non longe a Foroiuli distat,

34 .Chron.Fred. 1888 a. 631/632, 72.
35 MGH HIST.LANG V/29.
36 Vgl. zur Lokalisierung und Datierung: Pohl 1988, 269-270.

inruentibus super se Foroiulanis, extinctus est“[37]. Hier liegt die früheste, wenn auch nicht zeitgenössische Nennung des Karantanennamens vor. Paulus Diaconus hält fest, dass der Ort des besagten Exils von den dort lebenden Slawen Carantanum genannt wird. Er leitet den Namen fälschlicherweise vom antiken Carnuntum (im heutigen Niederösterreich) ab und korrigiert die seiner Meinung nach vorliegende Verballhornung durch die Slawen[38].

Als Zwischenbilanz kann also gesagt werden, dass ab den 30er Jahren des 7. Jahrhunderts ein slawisch geführtes, politisches Gefüge zwischen Bayern und Langobarden existiert hat. Es wird von außenstehenden Berichterstattern als solches wahrgenommen und der Anführer wird als „dux“ bezeichnet. Des Weiteren sind diese Slawen in der Lage, mit den Alzecobulgaren mehrere hundert politische Flüchtlinge für eine Generation aufzunehmen, was mit Sicherheit weder die Zustimmung der Franken oder Bayern noch der Awaren gefunden hat. Auch gewähren sie dem Langobarden Arnefrit Asyl und scheinen ihn auch bei seinem (erfolglosen) Rachefeldzug militärisch zu unterstützen. Diese Ereignisse führen vor Augen, dass man im Land selbst bereits eine durchaus autonome politische sowie militärische Organisation und Verwaltung etabliert hatte, die sich gegenüber den Nachbarn offensichtlich gut behaupten konnte. Schließlich blieb man nicht neutral, sondern setzte Aktionen, die bei den umliegenden Machtblöcken mit Sicherheit Missfallen erregt haben. Dass keine Strafexpeditionen oder Ähnliches überliefert sind, kann natürlich daran liegen, dass Awaren, Bayern und Langobarden zu dieser Zeit mit weitaus wichtigeren Dingen beschäftigt waren. Daneben bleibt wahrscheinlich, dass man in den ostalpinen Slawen einen nicht zu unterschätzenden Gegner sah und man auch angesichts anderer Fronten keinen potentiellen Misserfolg riskieren wollte. Bis in das letzte Drittel des 7. Jahrhunderts hatte sich also im Ostalpenraum eine slawische Herrschaft etabliert, die später als slawisches Karantanien wahrgenommen wurde.

Hier stellt sich die Frage, ob sich diese Herrschaft über den gesamten Ostalpenraum erstreckt hatte und Oberkärnten ebenso umfasste, oder ob ein territorial eher kleinerer Herrschaftsbereich, etwa in der namengebenden Ulrichsberggegend (Mons Carantanus), machtpolitisch dominant und somit repräsentativ für außenstehende Berichterstatter war, während es daneben weitere, zwar nicht untergeordnete, aber weniger mächtige Herrschaftsgefüge gegeben haben könnte[39].

Das Frühmittelalter in Oberkärnten anhand archäologischer Quellen

Archäologisch sind die Quellen für das 7. Jahrhundert leider rar, insbesondere für Oberkärnten.

37 MGH HIST.LANG V/22.
38 Vgl. Bertels 1987, 108.
39 Vgl. dazu: Pleterski 1997a, Pleterski 2004. Vgl. auch: Štih 1997.

Dieser Umstand liegt einerseits im Quellenstand begründet, andererseits erklärt sich dies auch aufgrund der theoretischen Rahmenbedingungen[40]: Die Bevölkerung muss sich in diesem Zeitraum aus einer autochthonen Provinzbevölkerung und zugewanderten Slawen zusammengesetzt haben, wobei beide Komponenten in sich sehr wahrscheinlich ebenfalls ethnisch nicht homogen waren und sich über kurz oder lang synthetisierten. Grob kann man anfangs aber zwischen Romanisch und Slawisch unterscheiden. Die romanische Bevölkerung und ihre materielle Kultur standen in einer spätantiken Tradition. Durch fehlenden Fernhandel und Wegfall spezialisierter Produktion – z.B. typenchronologisch relevanter Goldschmiedeprodukte – lassen sich potenzielle Objekte des 7. Jahrhunderts, insbesondere Gebrauchsgegenstände nicht von Funden des (späteren) 6. Jahrhunderts unterscheiden und vice versa. Materielle Hinterlassenschaften von slawischen Zuwanderern sind nur äußerst schwer zu identifizieren. Brandgräber oder Keramik des Prager Typs, die gemeinhin mit Slawen des 7. Jahrhunderts verbunden werden, sind nur schwer nachzuweisen. Eine Unterscheidung von handgeformter oder nachgedrehter spätantiker Keramik von „slawischer“ Keramik ist ebenfalls kaum möglich, speziell wenn es sich nur um Fragmente handelt.

Fundorte, von denen man Objekte kennt, die unter Umständen noch bzw. schon dem 7. Jahrhundert zugehören könnten, sind das Kappele ob Jadersdorf[41], Duel bei Feistritz an der Drau[42], Baldersdorf[43] und St. Helena bei Dellach im Gailtal[44]. Aufgrund der oben beschriebenen Unschärfe in den Datierungen sind diese Angaben jedoch eher als Tendenzen zu sehen denn als Fixpunkte. Hinzu kommt eine Reihe von beigabenlosen Bestattungen und Gräbern mit undatierbaren Beigaben, die aufgrund theoretischer Überlegungen ebenfalls in diesen Rahmen gehören könnten[45].

Für das 8. Jahrhundert hingegen kennt man aus dem westlichen Kärnten, insbesondere dem Spittaler Raum zahlreiche materielle Hinterlassenschaften, die unser Bild vom Frühmittelalter in diesem Bereich erhellen: Grabfunde aus Baldramsdorf - Rosenheim[46] oder aus Göriach[47] können am ehesten einer Bevölkerung der Zeit vor der durchgehenden Missionierung zugeordnet werden. Es handelt sich um Gräberfelder ohne Kirchenanbindung mit Keramikbeigaben, Gürtelschnallen oder Messern als Beigaben. Auf den christlichen Kirchhöfen finden sich derartige Objekte nicht mehr oder nur in Ausnahmefällen.

Besonders der Initiative von Kurt Karpf und Franz Glaser ist es zu verdanken, dass mit Molzbichl

40 Siehe dazu ausführlich zuletzt: Eichert 2012, 208-209.
41 Felgenhauer-Schmiedt 1993; Vgl. auch: Eichert 2012, 103-106.
42 Steinklauber 1990.
43 Losert 2004; Eichert 2012, 84-86; Gleirscher 2010, 18.
44 Jernej 2004.
45 Eichert 2012, 193-198.
46 Glaser/Gostenčnik/Gruber 1990; Eichert 2010b, 195-200.
47 Eichert 2010b, 208-209.

ein geistliches Zentrum von übergeordneter Bedeutung erforscht werden konnte[48]. Die dortige Kirche ist dem heiligen Tiburtius geweiht und geht auf eine Klostergründung im späteren 8. Jahrhundert zurück. Ausgestattet war sie mit einer marmornen Chorschrankenanlage im Inneren, einem Ambo, einem Altar sowie einem Reliquiengrab, über dem sich ein marmornes Ziborium befand. Gestaltet waren diese Elemente in karolingerzeitlichem Flechtwerkstil.

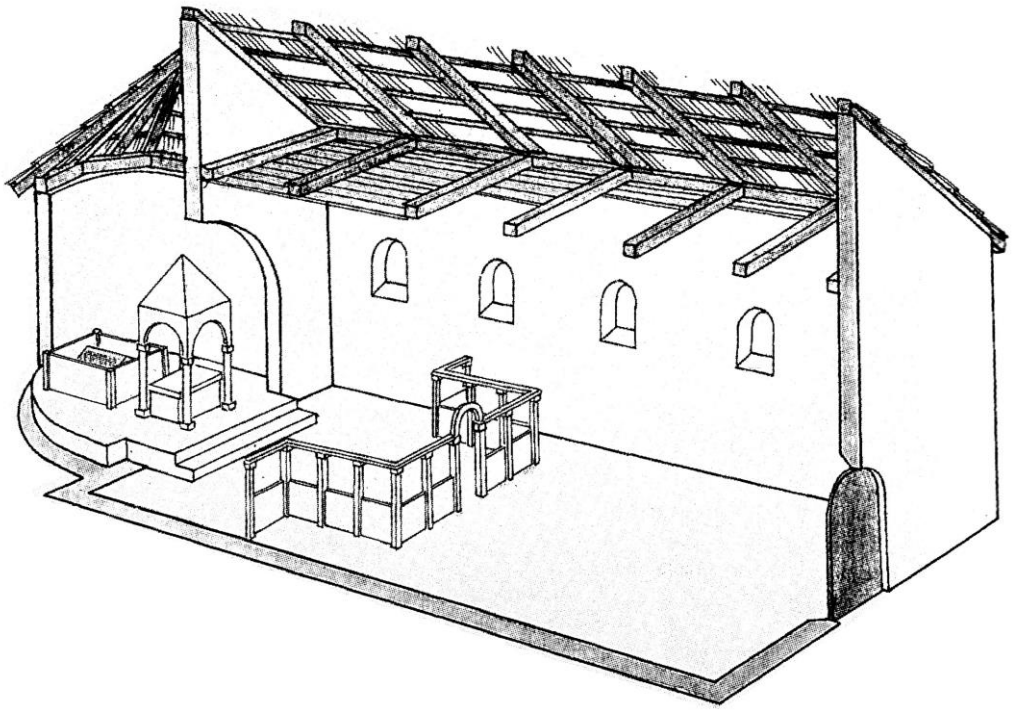


Abb. 4: Rekonstruktion der frühmittelalterlichen Klosterkirche von Molzbichl (Zeichnung: M. Korošec. Nach: Karpf 2001a, 148, Abb. 2.)

Dass es sich um ein Kloster gehandelt hat, geht aus den Toponymen „munistiure“ und „Fratresberg“ hervor. Des Weiteren war die Schrankenanlage in den Laienraum hin erweitert um mehr Platz für die Mönchsgemeinschaft zu schaffen. Anschließend an die Kirche wurden im Außenbereich auch noch Mauern der Klostergebäude sowie eine Zisterne gefunden. Bemerkenswert war die Entdeckung der spätantiken Grabplatte des Diakon Nonnosus (6. Jahrhundert), dessen Reliquien eine rituelle Basis für die Kirchengründung darstellten. Molzbichl ist ein Neubau ohne Vorgängerphasen und man muss davon ausgehen, dass die Überreste des spätantiken Heiligen sowie seine Grabplatte bei der Gründung von einer nahegelegenen, frühchristlichen Kirche(nruine) hierher transferiert worden sind.

Die in der Spätantike wirkende und verehrte Person des Nonnosus, der als lokaler Heiliger

48 Zu Molzbichl: Glaser 1989; Glaser 2001; Glaser/Karpf 1989; Karpf 2001a; Karpf 1989. In kompilierter Form: Amon 2001. Zusammengefasst: Eichert 2012, 51-55.

anzusprechen ist, wird also in das Konzept der neuen Kirchengründung von Anfang an einbezogen. Vermutlich stellt er sogar den wichtigsten Aspekt dar. Seine Reliquien werden nach Molzbichl transloziert, wo sie in einem aufwändigen Grabbau bestattet werden. Molzbichl dürfte im 8. Jahrhundert im Zuge dieser Translation auch dem Nonnosus geweiht worden sein. Sein Verehrungstag ist der 2. September, der auch als Todestag auf der Grabplatte angeführt ist. Das Kirchengebäude ist sehr genau auf einen Sonnenaufgang an einem 2. September im 8. Jahrhundert hin orientiert. Man wird ebenfalls davon ausgehen müssen, dass sein spätantiker Grabstein an prominenter Stelle in die Kircheneinrichtung integriert war.

Die Verehrung eines spätantiken Heiligen im 8. Jahrhundert setzt voraus, dass man zu dieser Zeit noch über ihn und seine Reliquien Bescheid wusste. Daraus kann man eine gewisse Kultkontinuität ableiten. Demnach gab es im 7. und 8. Jahrhundert im Bereich Teurnia noch eine Bevölkerung, die christliche Traditionen, wenn auch ohne organisatorischen Überbau und vermutlich nur mehr in rudimentärer oder synkretistischer Form, pflegte. Die Aufnahme dieser mit dem Nonnosus verknüpften Tradition in die Kirchengründung machte das nun neu institutionalisierte Christentum für die Lokalbevölkerung sicherlich greifbarer und attraktiver. Insofern kann man das Gesamtkonzept auch als äußerst durchdachte Missionspropaganda bezeichnen[49].

Die Frage nach dem ursprünglichen Bestattungsort des Nonnosus ist bislang nicht geklärt. Fest steht, dass er an einem 2. September gestorben war und dass seine Reliquien am 20. Juli 533 ein Reliquiengrab erhielten, was wohl auch mit einer Kirchweihe verbunden war[50]. Die betreffende, spätantike Kirche ist in der Nähe von Molzbichl zu suchen. Die Bischofskirche wie auch die Kirche „extra muros“ von Teurnia schließt man aufgrund der Grabungsergebnisse jedoch aus[51]. Einiges spricht dafür, einen bislang nur indirekt erschließbaren Vorgänger von St. Peter in Holz in Erwägung zu ziehen[52]. Frühchristliche Schrankenplatten aus diesem Gotteshaus deuten auf eine dementsprechende Phase hin. Anlässlich einer Visitation von 1615, also knapp 400 Jahre vor(!) der Entdeckung der Grabplatte in Molzbichl, wird davon berichtet, dass in einer Seitenkapelle ein „Sanctus Nonnosus Episcopus“ bestattet sei. Dieser war damals jedoch schon in Vergessenheit geraten und der Pfarrer wurde angewiesen, Informationen über den rätselhaften Heiligen einzuholen[53]. Die geschilderten Umstände weisen auf eine sehr alte, in der Neuzeit schon längst abgekommene Nonnosusverehrung in St. Peter hin, die als Reminiszenz in der Seitenkapelle

49 Zu Nonnosus: Amon 2001.
50 Dazu ausführlich Glaser 2001.
51 Die dortigen Reliquiengräber stimmen nicht mit der Grabplatte des Nonnosus überein. Siehe Glaser 2001; Karpf 2001a, 151.
52 Dolenz 1971. Bei den kleinflächigen Grabungen wurden zwar keine Vorgängerphasen beobachtet, Paul Gleirscher diskutiert aufgrund der Schrankenplatten mit plausiblen Argumenten eine spätantike Kirche: Gleirscher 2000a, 13.
53 Moro 1959, 81.

nachlebte. Eine plausible Erklärung hierfür wäre, dass sich sein ursprüngliches Reliquiengrab hier in einem spätantik-frühmittelalterlichen Vorgängerbau befunden hatte, bevor es um 800 nach Molzbichl verbracht wurde.

In einer Entfernung von knapp 4 km Luftlinie zu Molzbichl befindet sich am Ufer des Millstättersees in Millstatt das gleichnamige Stift. Der schriftlichen Überlieferung zufolge wurde es um 1070 als aribonisches Eigenkloster gegründet. Funde marmorner Schrankenplatten weisen jedoch darauf hin, dass hier bereits in karolingischer Zeit ein Gotteshaus bestanden hatte. Lokalen Traditionen zufolge, die im 12. Jahrhundert erstmals im Stift festgehalten wurden, hat zur Zeit Karls des Großen der Karantanenfürst Domitian diese erste Kirche gegründet. Er war zum Christentum übergetreten und hat auch seine Untertanen taufen lassen. Mit dem alten Glauben hat er gebrochen und ein paganes Heiligtum in Form von steinernen Götzenbildern zerstört. Den wohl dazu gehörenden heidnischen Tempel wandelte er in eine christliche Kirche um, bei der er sich auch, vermutlich in einem Memorialbau, bestatten ließ[54]. Domitian wird seit dem Mittelalter verehrt. Die zugehörige Überlieferung wurde und wird jedoch kontroversiell diskutiert. Einerseits dachte man an eine Erfindung des Mittelalters, um dem Stift einen eigenen Heiligen zu verschaffen, andererseits wird Domitian für eine historische Person gehalten. Aus dem Stift liegt ein 1993 wiederentdecktes Grabsteinfragment vor, welches ihm zugeordnet werden kann, was seine historische Authentizität bestärkt[55].

Abb. 5: Links: karolingerzeitliche Schrankenplatte aus Millstatt; Rechts: Grabstein des Domitian und Rekonstruktionsversuch der Inschrift. (Schrankenplatte nach: Karpf 2001b,121, Tafel 20.; Grabstein und Inschrift nach: Glaser 1993, 303, Abb. 1, 306, Abb. 4.)

54 Zu Überlieferung, Grab und Grabstein sowie zur Diskussion um die Echtheit vgl. etwa: Eisler 1907; Glaser 1993; Losert 1995; Forstner 1995; Forstner 1996; Kahl 1999; Pleterski 1997b; Nikolasch 1990; Nikolasch 2006.

55 Die Datierung anhand des Schriftbildes in das Frühmittelalter wurde etwa von Forstner in Zweifel gezogen und ein neuzeitlicher Ansatz wurde vorgeschlagen: Forstner 1995; Forstner 1996. Form und Typen der Buchstaben finden sich ohne Ausnahme auch auf eindeutig frühmittelalterlichen Steininschriften etwa aus dem kroatischen Raum (Vgl. Delonga 1996), was die frühmittelalterliche Datierung des Steins und damit auch die Echtheit der Person wahrscheinlich macht. Zu einer frühneuzeitlichen Datierung der Platte vgl. auch: Huber 2002.

Daneben kennt man aus der Umgebung von Molzbichl und Millstatt weitere Flechtwerksteine aus den Kirchen von Baldersdorf[56] und St. Wolfgang am Fratres[57], die jedoch eher als Spolien aus einem der beiden anderen Gotteshäuser hierhin transferiert worden sein könnten.

Auch in Osttirol kennt man mit Maria Himmelfahrt in Oberlienz eine frühmittelalterliche Kirche, die ebenfalls eine Flechtwerksteinausstattung aufweist. In ihrem Fall liegt sogar ein spätantiker Vorgängerbau zugrunde[58], was dort einen mehr oder weniger ununterbrochenen christlichen Kult belegt.

Diese Kirchen mit marmorner Innenausstattung in karolingerzeitlichem Flechtwerkstil können einer einheimischen Elite zugeordnet werden. Sie wurden in einem relativ kurzen Zeitfenster als repräsentative Eigenkirchen lokaler Potentaten errichtet und stammen aus der Zeit zwischen dem Karantanensieg Tassilos III. 772 und der Eingliederung Karantaniens in das Karolingerreich 828[59].

Im Gegensatz zu Kärnten, wo unter mittelalterlichen Kirchen bislang keine spätantiken Vorgängerbauten gefunden wurden, gibt es in Osttirol gleich mehrere Beispiele hierfür. So fand man neben dem schon angeführten Oberlienz auch für St. Andreas in Patriasdorf[60] und St. Ulrich auf dem Lavanter Kirchbichl[61] frühchristliche Bauphasen. Auch in Anras wird eine heute abgekommene Kirche mit Kontinuität von der Antike ins Mittelalter angenommen[62].

Die christianisierte Bevölkerung beginnt nach der Errichtung der Gotteshäuser auch ihre Toten nunmehr auf den angeschlossenen Friedhöfen zu bestatten. Mit dem neuen religiösen Überbau ändert sich auch das Beigabenspektrum bzw. wandeln sich die Bestattungssitten. Gegenstände wie Keramiktöpfe, Waffen oder Gerätschaften gelangen nicht mehr ins Grab. Es finden sich stattdessen fast nur mehr Elemente der Kleidung und des Schmucks wie Ohrringe, Gewandbroschen oder vereinzelte Gürtelschnallen, etc[63]. Dort, wo anfangs die kirchliche Infrastruktur noch nicht gegeben ist, bestattet man zwar weiterhin ohne Kirchenanbindung auf Gräberfeldern, jedoch nach dem gleichen christlichen Schema, wie dies auch auf den Friedhöfen zu beobachten ist. Derartige Grabfunde kennt man beispielsweise aus Kolbnitz, Heiligenblut, von der Gurina bei Dellach im Gailtal oder aus Flaschberg[64].

Ein weiterer Fundort des 8. Jahrhunderts, also aus der Zeit vor der karolingischen Machtübernahme,

56 Karpf 2004.
57 Karpf 2001b, 43.
58 Karpf 2001b, 43; Stadler 2003; Sydow 1987.
59 Karpf 2001b, passim.
60 Zemmer-Plank 1974; Dopsch 1986 , 62-64.
61 Tschurtschenthaler/Winkler 1995; Tschurtschenthaler 2003.
62 Sydow 2003, 234.
63 Eichert 2010b, 167-173.
64 Vgl. die jeweiligen Fundorte im Katalogteil von: Eichert 2010b.

ist das Kappele ob Jadersdorf im Gitschtal, nördlich von Hermagor[65]. Die dortige Höhensiedlung erfährt in der Spätantike eine intensive Nutzung, weist aber zahlreiche Funde des 8. Jahrhunderts auf, darunter auch Reitzubehör und Angriffswaffen[66]. Auf dem Förker Laas Riegel bei Nötsch im Gailtal kamen ein frühmittelalterlicher Fingerring und zuletzt auch ein Reitersporn ähnlicher Zeitstellung zu Tage[67]. Auch auf der Gurina[68] und in der Wallanlage des nahegelegenen St. Helena[69] fanden sich Keramikfragmente, die man noch dem 8. Jahrhundert zusprechen könnte.

Das 8. und frühe 9. Jahrhundert – Liburnia als zentraler Raum

Neben dinglichen Quellen, die für das 8. Jahrhundert besonders im Spittaler Raum konzentriert sind, weist auch die schriftliche Überlieferung auf eine zentrale Bedeutung hin. Von besonderem Interesse ist eine Passage der Bekehrungsgeschichte der Bayern und Karantanen – kurz Conversio genannt – in der davon die Rede ist, dass Bischof Modestus in den 750er Jahren Kirchen bei den Karantanen weiht, darunter eine „in Liburnia civitate“[70]. Die Lokalisierung der Kirche bzw. der Civitas ist nicht unumstritten und es liegen mehrere Varianten zur Verortung vor[71]. Des Weiteren ist die Interpretation des „civitas“ Begriffes ebenfalls nicht eindeutig geklärt[72]. In Summe zeichnet sich trotz aller Unschärfen für das 8. Jahrhundert im Gebiet von Spittal an der Drau / Millstätter See dennoch ein zentraler Raum mit überregionaler Bedeutung ab: Die Flechtwerksteinkirchen von Millstatt und Molzbichl legen eine zentrale Autorität nahe, die Überlieferung zu Domitian kennt einen entsprechenden Machthaber namentlich und auch die Conversio kann dahingehend ausgelegt werden, dass die „civitas Liburnia“ eine Machtakkumulation in diesem Gebiet darstellt. Im Vergleich zur Spätantike kann man jedoch kein Zentrum punktuell lokalisieren[73].

Andrej Pleterski diskutiert für „Liburnia“, dass es sich dabei um ein eigenes Fürstentum gehandelt habe, dass unabhängig von Karantanien (in der Ulrichsberggegend) bestanden hat. Domitian wäre demnach der Fürst dieses Gefüges[74]. Schriftliche Quellen zum 8. oder frühen 9. Jahrhundert, welche diese These stützen oder auch widerlegen könnten, sind relativ dünn gesät. Die tendenziös abgefasste Conversio ordnet die Kirche „in Liburnia civitate“ den Karantanen und ihrem

65 Felgenhauer-Schmiedt 1993.
66 Zusammenfassend: Eichert 2012, 103-106.
67 Eichert 2007; Gleirscher 2007; Der Reitersporn ist noch unpubliziert. Für die freundliche Mitteilung sei Paul Gleirscher herzlich gedankt.
68 Jablonka 2001.
69 Jernej 2004.
70 Wolfram 2012, 66-67 = Conv. cc 5.
71 Für einen Überblick: Eichert 2012, 65-68; 166-168. Vgl. Dopsch 1986; Pleterski 2000; Kahl 2008.
72 Zuletzt: Eichert/Winckler 2012, 41-42.
73 Vgl. Eichert/Winckler 2012, 39-41.
74 Pleterski 1997a, 102-113; Pleterski 2004.

Fürstentum zu[75]. In der Urkunde zur Ausstattung des Stiftes Innichen im Pustertal wird hingegen festgehalten, dass dieses Kloster der Missionierung der benachbarten heidnischen Slawen (ohne Eigennamennennung) dienen soll[76] und in einer hochmittelalterlichen Abschrift einer Besitzbestätigung Innichens durch Kaiser Ludwig den Frommen 816 wird deren Gebiet nicht als Karantanien bezeichnet, sondern als „Tiburniensi“[77]. Auffallend ist auch, dass in König Arnulfs Urkunden des 9. Jahrhunderts Schenkungen in der Osthälfte des heutigen Kärntens als in Karantanien (z. B. „regno Carantano“) gelegen, bezeichnet werden[78], während eine königliche „curtis Liburna“ nicht als in Karantanien, sondern als „in Sclaviniae partibus“ geographisch eingegrenzt wird[79].

Die betreffenden Quellen sind jedoch nicht eindeutig und lassen interpretativen Spielraum offen[80]. In Summe lässt sich anhand der Konzentration materieller und schriftlicher Nachweise jedenfalls eine zentrale Bedeutung des Raumes um Spittal erkennen.

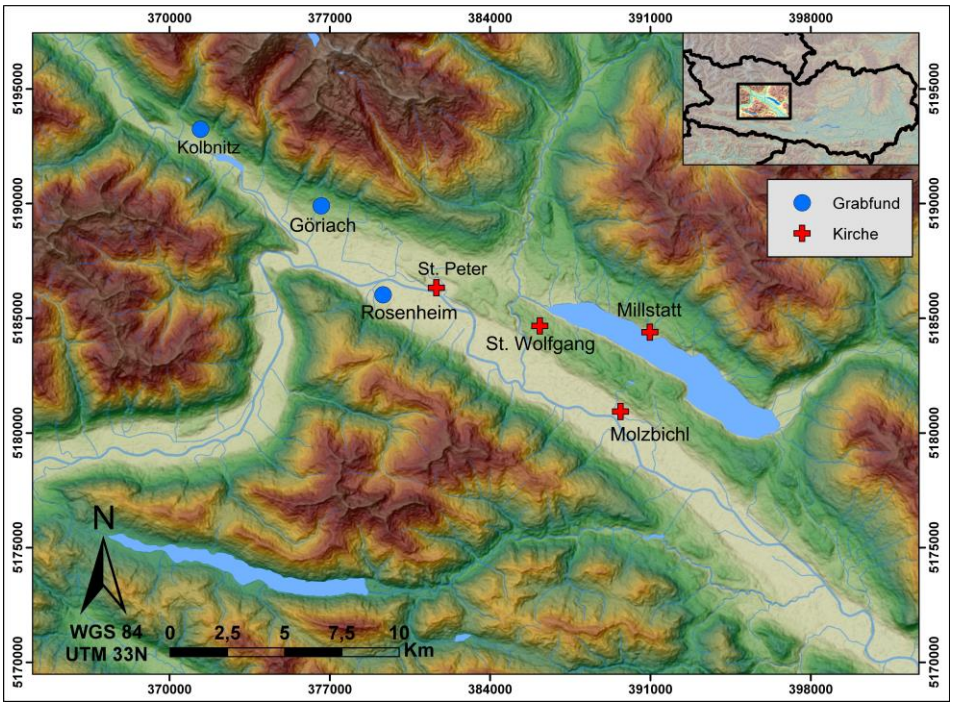


Abb. 6: Liburnia-Lurn im 8. und frühen 9. Jh. Höhendaten: ASTER (ASTER GDEM is a product of METI and NASA); Gewässer: KAGIS.

75 Wolfram 2012, 66 = Conv. cc. 5. Mit anderer Übersetzung und Zuordnung: Pleterski 1997a, bes. 107-108. Vgl. auch: Pleterski 2000.
76 TRAD. FRIS. I, 34/(769)/62.
77 MC III, 3.
78 Z.B. MC III, 64.
79 MC III, 63. Zur Terminologie des Karantanenbegriffs vgl. auch: Bertels 1987.
80 Zur Kritik an Pleterskis Interpretation: Štih 1997.

Oberkärnten in karolingischer und ottonischer Zeit

Mit der Christianisierung nimmt der westliche Einfluss auf den Ostalpenraum auch in politischer Hinsicht zu. Maßgeblich beteiligt sind die Bistümer von Salzburg, Freising (speziell über Innichen) und das Patriarchat von Aquileja. Missionierung war selbstverständlich auch ein wichtiges machtpolitisches Instrument, was mitunter auch zu Differenzen zwischen den einzelnen Parteien geführt hat. Im Jahr 811 entscheidet beispielsweise Karl der Große einen Streit zwischen Salzburg und Aquileja um die Missionsgebiete im Ostalpenraum dahingehend, dass die Drau die Grenze der karantanischen Diözesanbereiche darstellt. Güter (Kirchen) des jeweils anderen in nun fremden Gebiet seien davon aber nicht betroffen[81]. Spätestens 828 wird Karantanien als Grafschaft in das Karolinger-Imperium integriert und die lokalen Fürsten werden durch bayerische Grafen ersetzt. In Oberkärnten lassen sich nun ebenfalls bald westliche Grundherren fassen und ab dem 9. Jahrhundert lässt sich auch eine rege Kirchenbautätigkeit archäologisch wie historisch nachweisen. Die Grundherrschaft hat sich bis spätestens in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts als politisch-territoriale Organisationsform etabliert[82]. Dieser politische Umschwung ging offenbar mit einer „Degradierung" der einheimischen Elite einher. Das Kloster von Molzbichl dürfte in diesem Zusammenhang aufgelassen worden sein, was damit erklärt werden kann, dass der Finanzier – wohl ein lokaler Potentat – nicht mehr in der Lage war, die notwendigen Mittel für den Betrieb zur Verfügung zu stellen. Die Klostergebäude werden aufgegeben und ihre Ruinen werden bereits im 9. Jahrhundert als Friedhofsareal genutzt. Die Kirche selbst wird jedoch weiterhin genutzt und scheint im Hochmittelalter als Eigentum der Eppensteiner auf[83].

Unweit von Molzbichl entsteht im 9. Jahrhundert mit St. Peter bei Spittal ein weiteres Gotteshaus, dessen Friedhofsgräber vom 9. Jahrhundert bis in die frühe Neuzeit datieren. Therese Meyer und Kurt Karpf nehmen einen Vertreter der bayerischen Iringe als den wahrscheinlichsten Gründer an[84]. Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch im Gailtal erkennen. Für St. Daniel bei Dellach konnten frühmittelalterliche Vorgängerphasen archäologisch nachgewiesen werden. Verlagerte Grabbeigaben des 9. und 10. Jahrhunderts belegen darüber hinaus einen zeitgleichen Friedhof[85].

Auch in Hermagor zeigt sich Ähnliches. Aus dem Friedhofsbereich der heutigen Pfarrkirche kennt man ebenfalls Beigaben von zerstörten Friedhofsgräbern des 9. und 10. Jahrhunderts[86]. Wie bereits ausgeführt, war südlich der Drau aquilejensisches Diözesangebiet, was sich auch in den Patrozinien

81 MC III, 1. Dazu: Dopsch 1986, passim.
82 Dies konnte beispielsweise am Öttinger Hof von Treffen von Kurt Karpf und Therese Meyer gezeigt werden: Karpf/Meyer 2009.
83 Vgl. zu Molzbichl: Anm. 48.
84 Zu St. Peter: Karpf/Meyer 2010a; Glaser 2010b; Eichert 2010c. Zusammengefasst: Eichert 2012, 62-64.
85 Deuer et.al. 2004.
86 Eichert 2012, 25-27.

widerspiegelt, Daniel und Hermagoras sind typische Patrone des Patriarchats[87].

Die genannten Kirchen waren in praktisch allen Fällen Eigenkirchen der geistlichen und weltlichen Grundherren. Sie konnten verkauft, vertauscht oder verschenkt werden und treten im Rahmen solcher Besitzwechsel auch öfters urkundlich in Erscheinung[88]. Speziell im Mölltal zeigt sich eine starke Einflussnahme des Freisinger Bistums, das die Kirchen von St. Georg bei Stall, die Marienkirche von Stallhofen, die Martinskirche von Obervellach und auch eine Kirche in „Lurna“ in seinen Besitz bringt[89]. In Osttirol zeigt sich ein ähnliches Bild. Die Kirchen von St. Martin in Dölsach, St. Nikolaus in Matrei und St. Ulrich auf dem Lavanter Kirchbichl erbrachten ebenfalls den archäologischen Nachweis für karolinger- und ottonenzeitliche Friedhofsgräber[90].

Darüber hinaus kennt man auch noch eine Reihe von Grabfunden ohne Kirchenanbindung, etwa aus Flaschberg[91] oder Heiligenblut[92]. Auch aus dem Gailtal sind derartige Bestattungsplätze etwa von der Gurina, aus Förk oder Dreulach bekannt[93]. Die hier beerdigten Personen sind mit großer Sicherheit als Christen anzusprechen, die man jedoch in Ermangelung eines nahegelegenen Gotteshauses nicht am Kirchenfriedhof bestatten konnten.

Abb. 7: Beigaben aus Oberkärntner Gräbern des 9. und 10. Jahrhunderts. 1-4: Hermagor, 5-8: Förk; 9-12: St. Peter Edling. (1-8: Verfasser; 9-12: Dragica Knific, nach: Karpf/Meyer 2010b)

87 Eichert 2012, 240-244.
88 Dazu ausführlich: Karpf/Meyer 1996.
89 Karpf/Meyer 1996. Vgl. auch die jeweiligen Abschnitte bei: Eichert 2012.
90 Pöll 2003; Stadler 1996; Stadler 2003; Tschurtschenthaler/Winkler 1995; Tschurtschenthaler 2003.
91 Stadler 1995, bes. 147-153.
92 Eichert 2010b, 214.
93 Eichert 2010b, 201, 203, 214. Vgl. auch: Eichert 2007.

Von besonderer Bedeutung für Oberkärnten ist ein königlicher Hof – „curtis Liburna“ – der sich 891 im Besitz König Arnulfs befindet[94]. Die Nennung gibt einen Terminus ante quem vor und es ist davon auszugehen, dass der königliche Hof als Keimzelle für die Etablierung der Königsmacht im Gebiet Oberkärntens gedient hat und bald nach der Annexion installiert wurde. Zu diesem Hof gehört eine Kirche, die nun an Freising übergeht. Um welche Kirche es sich im Konkreten handelt und wo sie und der Hof exakt zu lokalisieren sind, ist ungeklärt. Des Weiteren ist auch die Frage, ob die „civitas Liburnia“ der Conversio und die gleichnamige „curtis“ Arnulfs das gleiche Objekt darstellen, nicht eindeutig zu beantworten[95].

St. Peter in Holz, im Stadtkern des spätantiken Teurnia gelegen, kann archäologisch auf jeden Fall in das 9./10. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Unlängst entdeckte Friedhofsgräber mit Beigaben dieser Zeitstellung belegen eine entsprechende Nutzung[96]. Insofern könnte man das Gotteshaus durchaus mit der Nennung von 891 verknüpfen. Die umfangreichen, bisherigen Grabungen in Teurnia erbrachten jedoch bislang keine Siedlungsspuren, die auf einen zugehörigen königlichen Wirtschaftshof des 9. Jahrhunderts deuten würden.

Derartige Höfe als Zentrum der Grundherrschaft sind in der Regel mit abhängigen Hufensiedlungen verknüpft. Daneben finden sich oftmals nahegelegene Befestigungen, meist in Form von temporär genutzten Wallanlagen/Fluchtburgen ebenfalls als Teil der Villikation[97]. Eine diesem Schema entsprechende Wallanlage liegt auf dem Bergrücken zwischen Millstättersee und Drautal[98]. Die Errichtung auf dem Hochgosch kann über Dendrodaten in die Mitte des 9. Jahrhunderts datiert werden[99]. Seine Funktion wurde bislang unterschiedlich diskutiert[100]. Eine derartige Anlage kann zu diesem Zeitpunkt jedoch praktisch nur unter dem Einfluss der Krone installiert worden sein und war mit Sicherheit Teil einer grundherrschaftlichen Organisation. Sie kann unter diesen Gesichtspunkten durchaus als „castellum“ der „curtis Liburna“ angesehen werden und wäre in diesem Fall eine mit dieser assoziierte, nur bei Bedarf aufgesuchte Fluchtburg. Beispiele für vergleichbare Fälle etwa im Gebiet des heutigen Deutschland sind sehr zahlreich[101]. Die „curtis“ als politisches und wirtschaftliches Zentrum war hingegen unbefestigt.

Mit der Grafschaft von Lurn, dem „comitatus Lurniensis“ lässt sich ab dem späteren 10.

94 MC III, 63.
95 Dazu: Eichert/Winckler 2012, 41-42.
96 Glaser 2005. Zu einem möglichen, spätantiken Vorgänger siehe oben.
97 Eichert 2012, 279-289.
98 Gostenčnik 1997.
99 Huber 2009.
100 Dazu auch: Gleirscher 2010, 18.
101 Brachmann 1993, 190; Ettel 2002, 369.

Jahrhundert nun auch wieder ein offiziell territorial-politischer Status des Raumes fassen. Die Grenzen dieser Grafschaft entsprechen weitgehend jenen des spätantiken Stadtgebietes und umfassen nun auch Osttirol. Diese Grafschaft als Verwaltungseinheit baut zumindest funktional auf dem Königshof des 9. Jahrhunderts auf und übernimmt nun dessen organisatorische Funktion. Die Lage der späteren Lurner Stammburg, der Hohenburg bei Pusarnitz könnte ein Hinweis auf einen nahegelegenen Hof als Vorgänger sein, was Pusarnitz in die Reihe mehrerer möglicher Lokalisierungsvarianten bzw. Kandidaten für eine zentrale Siedlung als politisches Zentrum einordnet, zumal sich hier auch eine frühe Eigenkirche befindet[102].

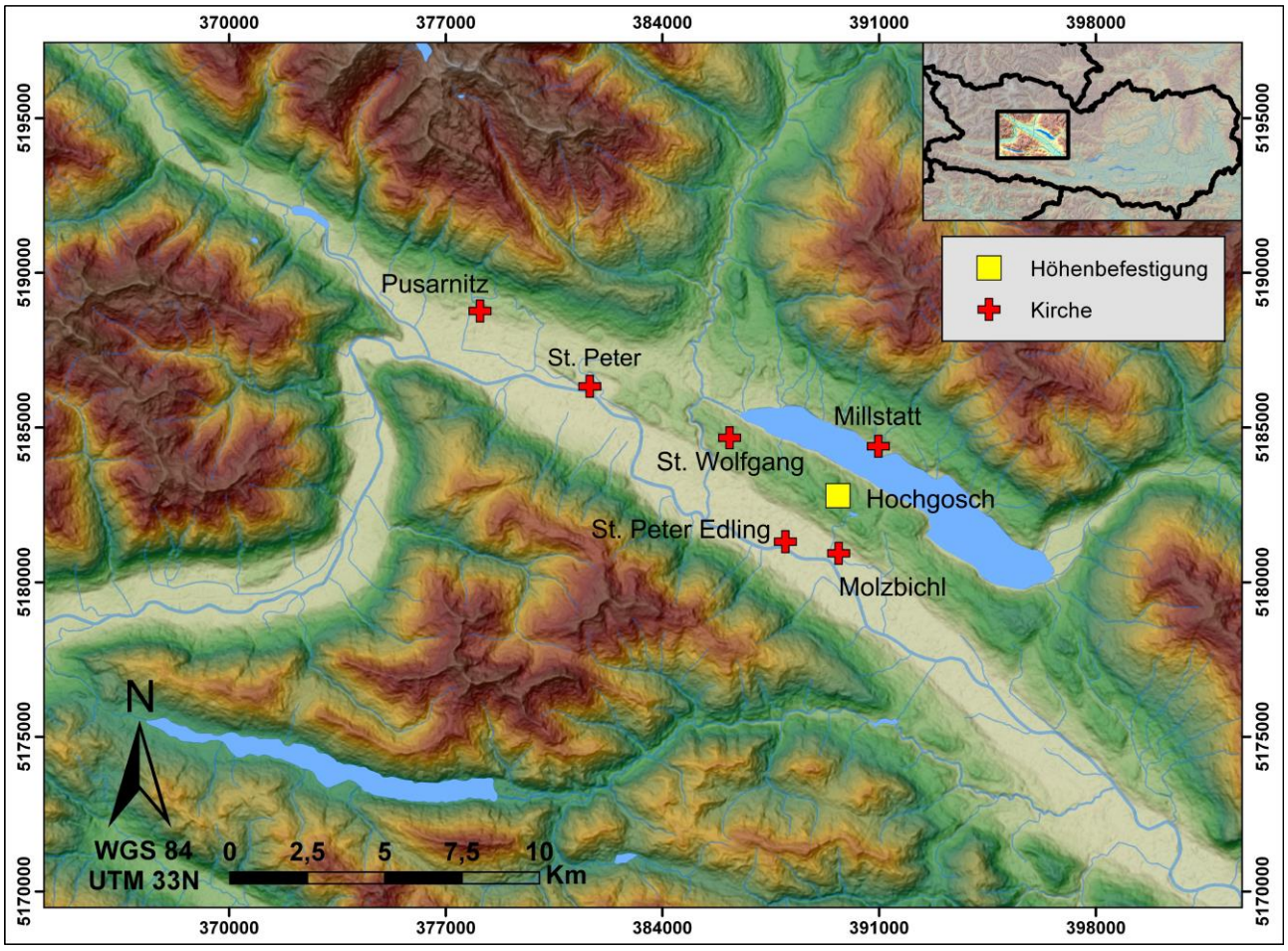


Abb. 8: Liburnia-Lurn im 9. und 10. Jh. Höhendaten: ASTER (ASTER GDEM is a product of METI and NASA); Gewässer: KAGIS.

102 Meyer 1991.

Quellen

CONV - Herwig Wolfram, Conversio Bagoariorum et Carantanorum. Das Weißbuch der Salzburger Kirche über die erfolgreiche Mission in Karantanien und Pannonien. Herausgegeben, übersetzt kommentiert und um die Epistola Theotmari wie um gesammelte Schriften zum Thema ergänzt von Herwig Wolfram. Zweite, gründlich überarbeitete Auflage (Ljubljana 2012).

MC - Gottlieb Freiherr von Ankershofen / August von Jaksch / Herrman Wiessner (Hrsg.), Monumenta historica Ducatus Carinthiae. Geschichtliche Denkmäler des Herzogthumes Kärnten. 11 Bände (Klagenfurt 1896-1972).

MGH V.S.S. - Monumenta Germaniae Historica. Auctores antiquissimi 1,2: Eugippii Vita sancti Severini. Ed. Hermann Sauppe (Berlin 1872).

MGH CHRON.FRED. - Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Merovingicarum 2: Fredegarii et aliorum Chronica. Vitae sanctorum. Ed. Bruno Krusch (Hannover 1888).

MGH HIST.LANG. - Monumenta Germaniae Historica. Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum separatim editi 48: Pauli Historia Langobardorum. Ed. Georg Waitz (Hannover 1878).

MGH. VENANT. FORT. - Venanti Honori Clementiani Fortunati. Presbyteri Italici. Opera Poetica, Monumenta Germaniae Historica, Auctores antiquissimi 4,1, Ed. F. Leo (Berlin 1881).

TRAD. FRIS. I - Theodor Bitterauf (Hrsg.), Die Traditionen des Hochstifts Freising, I. Band (744-926). Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte. Neue Folge, vierter Band (München 1905).

Zitierte Literatur:

Amon 2001 - Karl Amon (Hrsg.), Der Heilige Nonnosus von Molzbichl. Das Kärntner Landesarchiv 27 (Klagenfurt 2001).

Bersu 1929 - Bersu, Gerhard, Stadtgörz. In: Rudolf Egger (Hrsg.), Ausgrabungen in Feistritz a. d. Drau, Oberkärnten. Jahreshefte des Österreichischen Archäologischen Instituts. Beiblatt 25 (Wien 1929) 159-216.

Bertels 1987 - Klaus Bertels, Carantania. Beobachtungen zur politisch-geographischen Terminologie und zur Geschichte des Landes und seiner Bevölkerung im frühen Mittelalter. Carinthia I 177 (1987) 87-196.

Brachmann 1993 - Brachmann, Hansjürgen, Der frühmittelalterliche Befestigungsbau in Mitteleuropa. Untersuchungen zu seiner Entwicklung und Funktion im germanisch-deutschen Bereich (Berlin 1993).

Ciglenečki 1987 - Slavko Ciglenečki, Höhenbefestigungen aus der Zeit vom 3. bis 6. Jahrhundert im Ostalpenraum (Ljubljana 1987).

Delonga 1996 - Vedrana Delonga, The latin epigraphic monuments of early mediaeval Croatia. Monumenta Medii Aevi Croatiae 1 (Split 1996).

Deuer et al. 2004 - Deuer, Wilhelm / Gleirscher, Paul / Krahwinkler, Harald / Tropper, Peter G. / Wassermann, Manfred, St. Daniel. Zur Geschichte der ältesten Pfarre im oberen Gailtal und Lesachtal (Dellach 2004).

Dolenz 1962 - Hans Dolenz, Die frühchristliche Kirche von Laubendorf am Millstätter See. Carinthia I 152 (1962) 38-64.

Dolenz 1971 - Dolenz, Hans, Ausgrabungen in der Kirche von St. Peter in Holz (Teurnia). Carinthia I 161 (1971) 35-48.

Dopsch 1986 - Heinz Dopsch, Zur Missionstätigkeit des Patriarchates Aquileja in Kärnten. In: Franz Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (Millstatt 1986) 52-76.

Egger 1916 - Egger, Rudolf, Frühchristliche Kirchenbauten im südlichen Noricum. Sonderschriften des österreichischen archäologischen Instituts 9 (Wien 1916).

Eichert 2007 - Eichert, Stefan, Förk im frühen Mittelalter, Studien zu den frühmittelalterlichen Siedlungsstrukturen des Gailtals. Rudolfinum. Jahrbuch des Landesmuseums Kärnten 2005 (2007) 45-61.

Eichert 2010a - Eichert, Stefan, Karantanische Slawen – slawische Karantanen. Überlegungen zu ethnischen und sozialen Strukturen im Ostalpenraum des frühen Mittelalters. In: Felix Biermann / Thomas Kersting / Anne Klammt (Hrsg.), Der Wandel um 1000. Beiträge der Sektion zur slawischen Frühgeschichte der 18. Jahrestagung des Mittel- und Ostdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Greifswald, 23. bis 27. März 2009. Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas 60 (Langenweissbach 2010) 433-440.

Eichert 2010b - Stefan Eichert, Die frühmittelalterlichen Grabfunde Kärntens. Die materielle Kultur Karantaniens anhand der Grabfunde vom Ende der Spätantike bis ins 11. Jahrhundert. Aus Forschung und Kunst 37 (Klagenfurt 2010).

Eichert 2010c - Eichert, Stefan, Die frühmittelalterlichen Funde aus dem Kirchenfriedhof von St. Peter. In: Kurt Karpf / Therese Meyer (Hrsg.), Sterben in St. Peter. Das frühmittelalterliche Gräberfeld von St. Peter bei Spittal/Drau in Kärnten. Beiträge zur Kulturgeschichte Oberkärntens 6 (Spittal an der Drau 2010) 148-191.

Eichert 2012 - Stefan Eichert, Frühmittelalterliche Strukturen im Ostalpenraum. Studien zu Geschichte und Archäologie Karantaniens. Aus Forschung und Kunst 39 (Klagenfurt am Wörthersee 2012).

Eichert / Winckler 2012 - Stefan Eichert / Katharina Winckler, Von der metropolis Norici zum comitatus Lurniensis. Teurnia und sein Umfeld zwischen Spätantike und Hochmittelalter. Archäologie Österreichs 23/2 (2012) 35-45.

Eisler 1907 - Eisler, Robert, Die Legende vom heiligen Karantanerherzog Domitianus. Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 28 (1907) 52–116.

Ettel 2002 - Ettel, Peter, Der Befestigungsbau im 10. Jahrhundert in Süddeutschland und die Rolle Ottos des Großen am Beispiel der Burg von Roßtal. In: Joachim Henning (Hrsg.), Europa im 10. Jahrhundert – Archäologie einer Aufbruchzeit (Mainz 2002) 365-380.

Felgenhauer-Schmiedt 1993 - Felgenhauer-Schmiedt, Sabine, Das Kappele ("die Kapile") ob Jadersdorf, Eine spätantik-frühmittelalterliche Höhensiedlung in Oberkärnten. Aus Forschung und Kunst 27 (Klagenfurt 1993).

Forstner 1995 - Forstner, Karl, Das paläographische Umfeld des sogenannten Domitianfragmentes. In: Franz Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (Millstatt 1995) 60-65.

Forstner 1996 - Forstner, Karl, Das paläographische Umfeld des sogenannten Domitianfragmentes. Carinthia I 186 (1996) 429-438.

Glaser 1989 - Glaser, Franz, Das Münster in Molzbichl, das älteste Kloster Kärntens. Carinthia I 179 (1989) 99-124.

Glaser 1993 - Glaser, Franz, Eine Marmorinschrift aus der Zeit Karls des Großen in Millstatt. Carinthia I 183 (1993) 303-318.

Glaser 1997 - Franz Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum, Eine archäologische Entdeckungsreise (Graz-Wien-Köln 1997).

Glaser 2000 - Franz Glaser, Der Untergang der Antike und ihr Nachleben in Noricum. In: Rajko Bratož (Hrsg.), Slowenien und die Nachbarländer zwischen Antike und karolingischer Epoche. Die Anfänge der slowenischen Ethnogenese. Situla 39 (Lubljana 2000) 199-218.

Glaser 2001 - Glaser, Franz, Die Nonnosus Inschrift und die Kirchweihe des Jahres 533. In: Karl Amon (Hrsg.), Der heilige Nonnosus von Molzbichl. Das Kärntner Landesarchiv 27 (Klagenfurt 2001) 115-144.

Glaser 2005 - Glaser, Franz, Rettungsgrabung in St. Peter in Holz (Gem. Lendorf). Rudolfinum. Jahrbuch des Landesmuseums Kärnten 2004 (2005) 124.

Glaser 2008 - Franz Glaser, Castra und Höhensiedlungen in Kärnten und Nordtirol. In: Heinrich Beck / Dieter Geuenich / Heiko Steuer (Hrsg.), Höhensiedlungen zwischen Antike und Mittelalter. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 58 (Berlin - New York 2008) 595-642.

Glaser 2010a - Glaser, Franz, Auf den Spuren von Kelten, Römern, Goten, Karantanen und Bayern. In: Kurt Karpf / Therese Meyer (Hrsg.), Sterben in St. Peter. Das frühmittelalterliche Gräberfeld von St. Peter bei Spittal. Beiträge zur Kulturgeschichte Oberkärntens 6 (Spittal an der Drau 2010) 17-25.

Glaser 2010b - Glaser, Franz, Baugeschichte der Kirche St. Peter. In: Kurt Karpf / Therese Meyer (Hrsg.), Sterben in St. Peter. Das frühmittelalterliche Gräberfeld von St. Peter bei Spittal. Beiträge zur Kulturgeschichte Oberkärntens 6 (Spittal an der Drau 2010) 78-99.

Glaser et al. 1990 - Franz Glaser / Kordula Gostenčnik / Gertrud Gruber, Ein frühmittelalterliches Gräberfeld in Baldramsdorf/Rosenheim. Carinthia I 180 (1990) 213-214.

Glaser / Karpf 1989 - Glaser, Franz / Karpf, Kurt, Ein karolingisches Kloster, Baierisches Missionszentrum in Kärnten (Molzbichl 1989).

Gleirscher 2000a - Paul Gleirscher, Der Drei-Kapitel-Streit und seine baulichen Auswirkungen auf

die Bischofskirchen im Patriarchat von Aquileja. Der Schlern 74/1 (2000) 9-18.

Gleirscher 2000b - Paul Gleirscher, Karantanien, Das slawische Kärnten (Klagenfurt 2000).

Gleirscher 2007 - Gleirscher, Paul, Archäologische Untersuchungen am Förker Laas-Riegel. Rudolfinum. Jahrbuch des Landesmuseums Kärnten 2005 (2007) 39-43.

Gleirscher 2010 - Paul Gleirscher, Keltisch, frühmittelalterlich oder türkenzeitlich? Zur Datierung einfach strukturierter Wehranlagen im Südostalpenraum. Beiträge zur Mittelalterarchäologie in Österreich 26 (2010) 7-32.

Gostenčnik 1997 - Gostenčnik, Kordula, Die frühmittelalterliche Befestigungsanlage auf dem Hochgosch bei Molzbichl, Kärnten, Die Grabung 1987. Archaeologia Austriaca 81 (1997) 255-271.

Gostenčnik 2000 - Gostenčnik, Kordula, Die Ausgrabungen auf dem "Lug ins Land" bei Molzbichl von 1992 bis 1995 - Ein Vorbericht. Carinthia I 190 (2000) 101-112.

Gugl 2001 - Christian Gugl, Das Umland Teurnias vom 2. Jahrhundert v. Chr. bis ins 1. Jahrhundert n. Chr. Eine Studie zur Siedlungskontinuität von der Latène- zur Römerzeit im oberen Drautal. Arheološki Vestnik 52 (2001) 303-349.

Huber 2002 - Axel Huber, Ein alter Stein des Anstoßes in Millstatt - Eine karolingische Grabplatte des Domitian?. Die Kärntner Landsmannschaft 2002-11 (2002) 6-11.

Huber 2009 - Huber, Axel, Altersbestimmte Hölzer aus dem Stift Millstatt sowie vom Hochgosch, aus Rennweg, Spittal und Seeboden. Carinthia I 199 (2009) 135-158.

Jablonka 2001 - Jablonka, Peter, Die Gurina bei Dellach im Gailtal. Siedlung, Handelsplatz und Heiligtum. Aus Forschung und Kunst 33 (Klagenfurt 2001).

Jernej 2004 - Jernej, Renate, Die Wallanlage St. Helena bei Dellach im Gailtal, Kärnten. Arheološki Vestnik 55 (2004) 481-508.

Kahl 1999 - Hans-Dietrich Kahl, Der Millstätter Domitian. Abklopfen einer problematischen Klosterüberlieferung zur Missionierung der Alpenslawen Oberkärntens (Stuttgart 1999).

Kahl 2008 - Kahl, Hans-Dietrich, Das Fürstentum Karantanien und die Anfänge seiner Christianisierung. In: Peter Stih / Rajko Bratoz (Hrsg.), Streifzüge durch das Mittelalter des Ostalpenraums. Ausgewählte Abhandlungen (1980-2007). Dela/Opera 37 (Ljubljana 2008) 89-152.

Karpf 1989 - Karpf, Kurt, Das Kloster Molzbichl - Ein Missionszentrum des 8. Jahrhunderts in Karantanien. Carinthia I 179 (1989) 125-140.

Karpf 2001a - Karpf, Kurt, Heiliger Nonnosus, heiliger Tiburtius, bittet für uns! Die Bedeutung Molzbichls und seiner Heiligen. In: Karl Amon (Hrsg.), Der heilige Nonnosus von Molzbichl. Das Kärntner Landesarchiv 27 (Klagenfurt 2001) 145-172.

Karpf 2001b - Karpf, Kurt, Frühmittelalterliche Flechtwerksteine in Karantanien. Monographien zur Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie 8 (Innsbruck 2001).

Karpf 2004 - Karpf, Kurt, Ein frühmittelalterlicher Flechtwerkstein in der Magdalenenkapelle. In: Kurt Karpf / Therese Meyer (Hrsg.), Die Magdalenenkapelle von Baldersdorf in Kärnten. Beiträge zur Kulturgeschichte Oberkärntens 1 (Spittal an der Drau 2004) 170-173.

Karpf / Meyer 1996 - Karpf, Kurt / Meyer, Therese, Frühes Eigenkirchenwesen in Oberkärnten. Archäologie Österreichs 7/1996 (1996) 77-84.

Karpf / Meyer 2004 - Karpf, Kurt / Meyer, Therese (Hrsg.), Die große Geschichte einer kleinen Kapelle. Die Magdalenenkapelle von Baldersdorf in Kärnten. Beiträge zur Kulturgeschichte Oberkärntens 1 (Spittal an der Drau 2004).

Karpf / Meyer 2009 - Karpf, Kurt / Meyer, Therese, Besitz und Herrschaft im Raum Treffen am Beispiel der Eppensteiner und ihrer Nachfolger, der Grafen von Treffen. Carinthia I 199 (2009) 103-134.

Karpf / Meyer 2010a - Karpf, Kurt / Meyer, Therese, Zur frühen Geschichte von St. Peter und seiner Umgebung. In: Kurt Karpf / Therese Meyer (Hrsg.), Sterben in St. Peter. Das frühmittelalterliche Gräberfeld von St. Peter bei Spittal/Drau in Kärnten. Beiträge zur Kulturgeschichte Oberkärntens 6 (Spittal an der Drau 2010) 26-75.

Karpf Meyer 2010b - Kurt Karpf / Therese Meyer (Hrsg.), Sterben in St. Peter. Das frühmittelalterliche Gräberfeld von St. Peter bei Spittal/Drau in Kärnten. Beiträge zur Kulturgeschichte Oberkärntens 6 (Spittal an der Drau 2010).

Kersting 1993 - Kersting, Ulrike: Spätantike und Frühmittelalter in Kärnten. Unpublizierte Dissertation. (Universität Bonn 1993).

Krahwinkler 2000 - Harald Krahwinkler, Die Langobarden und Kärnten. In: Kärntner Jahrbuch für

Politik (Klagenfurt 2000) 55-70.

Kranzmayer 1956 - Kranzmayer, Eberhard, Ortsnamenbuch von Kärnten, I. Teil. Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 50 (Klagenfurt 1956).

Krawarik 1996 - Krawarik, Hans, Zur frühen Besiedlung der "Regio Zellia". Carinthia I 186 (1996) 463-497.

Ladstätter 2000a - Ladstätter, Sabine, Von Noricum Mediterraneum zur Provincia Sclaborum: Die Kontinuitätsfrage aus archäologischer Sicht. In: Rajko Bratož (Hrsg.), Slowenien und die Nachbarländer zwischen Antike und karolingischer Epoche. Die Anfänge der slowenischen Ethnogenese. Situla 39 (Lubljana 2000) 219-240.

Ladstätter 2000b - Ladstätter, Sabine, Die materielle Kultur der Spätantike in den Ostalpen, Eine Fallstudie am Beispiel der westlichen Doppelkirchenanlage auf dem Hemmaberg. Mitteilungen der Prähistorischen Kommission 35 (Wien 2000).

Losert 1995 - Losert, Hans, Memorialbauten vom frühen zum hohen Mittelalter aus archäologischer Sicht. In: Franz Nikolasch (Hrsg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (Millstatt 1995) 2-48.

Losert 2004 - Losert, Hans, Die Funde der Grabungen 1995-1997. In: Kurt Karpf / Therese Meyer (Hrsg.), Die Magdalenenkapelle von Baldersdorf in Kärnten. Beiträge zur Kulturgeschichte Oberkärntens 1 (Spittal an der Drau 2004) 108-127.

Meyer 1991 - Meyer, Therese, Die Grafschaft Lurn. In: Stadtgemeinde Spittal a.d. Drau, (Hrsg.), Ausstellungskatalog. 800 Jahre Spittal. 1191-1991 (Spittal an der Drau 1991) 42-75.

Moro 1959 - Moro, Gotbert, Erläuterungen zum historischen Atlas der Alpenländer. II. Abteilung. Die Kirchen und Grafschaftskarte. 8. Teil. Kärnten. 3. Oberkärnten nördlich der Drau. Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 53 (Klagenfurt 1959).

Nikolasch 1990 - Nikolasch, Franz, Domitian von Millstatt - eine Erfindung des 12. Jahrhunderts?. Carinthia I 100 (1990) 235-253.

Nikolasch 2006 - Nikolasch, Franz, Das Grab des heiligen Domitian von Millstatt und die Translation seiner Reliquien. Carinthia I 196 (2006) 191-226.

Piccottini / Wappis 1989 - Piccottini, Gernot / Wappis, Erich, Archäologischer Atlas von Kärnten

(Klagenfurt 1989).

Pleterski 1997a - Pleterski, Andrej, Die Kärntner Fürstensteine in der Struktur dreier Kultststätten. In: Axel Huber (Hrsg.), Der Kärntner Fürstenstein im europäischen Vergleich. Tagungsbericht Symposium Gmünd 20. bis 22. September 1996 (Gmünd 1997) 43-119.

Pleterski 1997b - Pleterski, Andrej, Eine heidnisch-christliche synkretische Kirche in Millstatt?. Carinthia I 187 (1997) 201-212.

Pleterski 2000 - Pleterski, Andrej, Modestuskirchen und Conversio. In: Rajko Bratož (Hrsg.), Slowenien und die Nachbarländer zwischen Spätantike und karolingischer Epoche. Anfänge der slowenischen Ethnogenese. Situla 39 (Ljubljana 2000) 425-476.

Pleterski 2004 - Andrej Pleterski, Spuren slawischer Fürstentümer im Ostalpenraum. In: Wilhelm Richard Baier / Diether Kramer (Hrsg.), Karantanien. Mutter von Kärnten und Steiermark. Studia Carinthiaca 22 (Klagenfurt-Ljubljana-Wien 2004) 57-68.

Pohl 1988 - Pohl, Walter, Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa. 567 - 822 n. Chr. (München 1988).

Pohl 2004 - Walter Pohl, Art. Secundus von Trient. In: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 17 (Berlin - New York 2004) 638-639.

Polleres 2008 - Polleres, Julia, Der römische Grabbezirk von Faschendorf bei Teurnia (Kärnten). Austria Antiqua 1 (Wien 2008).

Pöll 2003 - Pöll, Johannes, KG Dölsach. Fundberichte aus Österreich 41, 2002 (2003) 51-53.

Stadler 1995 - Harald Stadler, Ausgrabungen auf der Burgruine Flaschberg bei Oberdrauburg in Kärnten. Mit einem Beitrag von Klaus Oeggl. In: Kurt Karpf / Therese Meyer / Klaus Oeggl / Konrad Spindler / Harald Stadler (Hrsg.), Flaschberg, Archäologie und Geschichte einer mittelalterlichen Burganlage bei Oberdrauburg in Kärnten. Nearchos 3 (Innsbruck 1995) 137-333.

Stadler 1996 - Harald Stadler, Archäologische Untersuchungen im Bereich der St.-Nikolaus-Kirche in Matrei/Osttirol. Archäologie Österreichs 7/1996 (1996) 85-90.

Stadler 2003 - Harald Stadler, Oberlienz/Lamprechtgarten (Osttirol), Matrei/Ganz (Osttirol B6), Mauern/Steinach a. Brenner (Nordtirol B18). Drei Kirchengrabungen des Instituts für Ur- und Frühgeschichte sowie Mittelalter- und Neuzeitarchäologie der Universität Innsbruck. In: Sennhauser, Hans Rudolf (Hrsg.), Frühe Kirchen im Alpengebiet. Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Abhandlungen. Neue Folge. Heft 123 (München 2003 2003) 765-769.

Steinklauber 1990 - Ulla Steinklauber, Der Duel und seine Kleinfunde. Car 180 (1990) 109-136.

Sydow 1987 - Sydow, Wilhelm, Die frühchristliche Kirche von Oberlienz und ihre Nachfolgerbauten. Fundberichte aus Österreich 26, 1987 (1987) 151-172.

Sydow 2003 - Wilhelm Sydow, Katalog der frühen Kirchenbauten in Tirol und Vorarlberg (B1-B41). In: Sennhauser, Hans Rudolf (Hrsg.), Frühe Kirchen im Alpengebiet. Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Abhandlungen. Neue Folge Heft 123 (München 2003) 233-271.

Szameit 2000 - Szameit, Erik, Die Slawen und Kärnten. In: Kärntner Jahrbuch für Politik 2000 (Klagenfurt 2000) 71 -98.

Tschurtschenthaler 2003 - Michael Tschurtschenthaler, Lavant (Osttirol) St. Ulrich. In: Sennhauser, Hans Rudolf (Hrsg.), Frühe Kirchen im Alpengebiet. Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Abhandlungen. Neue Folge. Heft 123 (München 2003 2003) 771-773.

Tschurtschenthaler / Winkler 1995 - Michael Tschurtschenthaler / Katrin Winkler, 1500 Jahre christliche Kult- und Platzkontinuität. Zur archäologischen Erforschung der Pfarr- und Wallfahrtskirche St. Ulrich in Lavant. Osttiroler Heimatblätter 6/1995 (1995) .

Winckler 2012 - Katharina Winckler, Die Alpen im Frühmittelalter. Die Geschichte eines Raumes in den Jahren 500 bis 800 (Wien - Köln - Weimar 2012).

Wolfram 1995a - Herwig Wolfram, Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung. Österreichische Geschichte 378-907 (Wien 1995).

Wolfram 1995b - Herwig Wolfram, Salzburg Bayern Österreich. Die Conversio Bagoariorum et

Carantanorum und die Quellen ihrer Zeit. Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung. Ergänzungsband 31 (Wien - München 1995).

Wolfram 2012 - Herwig Wolfram, Conversio Bagoariorum et Carantanorum. Das Weißbuch der Salzburger Kirche über die erfolgreiche Mission in Karantanien und Pannonien. Herausgegeben, übersetzt kommentiert und um die Epistola Theotmari wie um gesammelte Schriften zum Thema ergänzt von Herwig Wolfram. Zweite, gründlich überarbeitete Auflage (Ljubljana 2012).

Zemmer-Plank 1974 - Liselotte Zemmer-Plank, Die Ausgrabungen in der Pfarrkirche St. Andreas in Lienz. Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum 54 (1974) 251-285.

Štih 1997 - Peter Štih, O vojvodskem stolu in Liburniji ter o metodi in znanstveni korektnosti neke razprave. Zgodovinski časopis 51 (1997) 110-120.

Als die Mönche „Herren“ waren.

Zur Geschichte der Oblei in den spätmittelalterlichen Benediktinerklöstern in Österreich mit besonderer Berücksichtigung von Millstatt

Johann Tomaschek

Inhaltsübersicht: I. Die Oblei, ein weithin unbekanntes Phänomen. – II. Hinweise auf die Oblei in den Publikationen über Millstatt. – III. Die Oblei und die Grundlagen des benediktinischen Mönchtums. – IV. Früheste Nennungen der Oblei in den österreichischen Benediktinerklöstern. – V. Die Verbindung der Oblei mit „praebenda“, „capitulum“ und „dominus“. – VI. Die Herkunft der Oblei von den Kanonikern. – VII. Oblei und Jahrtags-Stiftungen in Millstatt. – VIII. Die Melker Reform und das Ende der Oblei bei den Benediktinern.

I. Die Oblei, ein weithin unbekanntes Phänomen

Der Titel meines Beitrags (und wohl auch seine Formulierung) mag vielleicht schon manche Fragen aufgeworfen haben: Es erscheint ja doch etwas ungewöhnlich, Benediktinermönche des Spätmittelalters als „Herren“ zu bezeichnen, und der Begriff „Oblei“ dürfte (im Gegensatz etwa zu „Urkunde“ oder „Ritterorden“) nicht gerade zu jenen gängigen Ausdrücken gehören, denen man bei der Beschäftigung mit historischen Dingen so ohne weiteres begegnet. Ich muss auch gleich am Anfang um etwas Geduld ersuchen: Eine Definition der Oblei – sowohl im Sinne einer Worterklärung wie auch als inhaltliche Darlegung des damit gemeinten Sachverhaltes – möchte ich aus bestimmten Gründen nicht an den Beginn dieses Beitrags stellen; sie wird und soll sich erst im Laufe meiner Ausführungen entwickeln. Mit der Oblei geht es mir im Übrigen in gewisser Hinsicht so ähnlich wie dem heiligen Augustinus mit dem Problem der Zeit, über das er bekanntlich im elften Buch seiner autobiographischen „Bekenntnisse“ sinngemäß gesagt hat: Wenn mich niemand danach fragt, weiß ich sehr wohl darüber Bescheid; wenn ich es aber jemandem erklären will, sehe ich mich dazu außerstande.[1] Wir wollen aber das (im Vergleich mit der Zeit nicht ganz so komplizierte) „Problem“ der Oblei selbstverständlich nicht ungeklärt im Raume stehen lassen, sondern uns dem Thema Schritt für Schritt von mehreren Seiten annähern. Bei der Beschäftigung mit einer solchen Materie ist man zunächst versucht, sich eine erste Auskunft aus den gängigen Informationsquellen zu besorgen, und da steht heutzutage das Internet an erster Stelle. Gibt

man nun in die Suchmaschine den Begriff „Oblei“ ein, so erhält man – je nach der Schreibweise des Wortes mit „e“ oder „a“ beziehungsweise mit „i“ oder „y“ – bis zu 379.000 Ergebnisse.[2] Dass die allermeisten davon nicht wirklich weiterhelfen und bestenfalls über den Hinweis auf urkundliche Einzelbelege (wobei es häufig zu Mehrfachnennungen derselben Quellen kommt) und den Versuch einer Worterklärung nicht wesentlich hinausgehen, brauche ich hier nicht näher zu explizieren. In den großen „konventionellen“ deutschsprachigen Nachschlagewerken der neueren Zeit, etwa in der „Brockhaus-Enzyklopädie“ oder in „Meyers Enzyklopädisches Lexikon“, erwartet man von vornherein keine Eintragung zu einem so speziellen Begriff, und man wird in dieser Erwartung tatsächlich nicht betrogen: ein Stichwort „Oblei“ (in welcher Schreibweise auch immer) ist dort nicht zu finden. Ein solches trifft man hingegen sehr wohl in dem entsprechenden, schon über 180 Jahre alten Band des umfangreichsten jemals im deutschen Sprachraum erschienenen lexikalischen Nachschlagewerkes an, wo der „Obley“ sogar ein erstaunlich umfangreicher Artikel von über einer Spalte gewidmet ist.[3] Bei genauerem Zusehen stellt man freilich fest, dass es dort im Wesentlichen um das geht, was in der theologischen Terminologie der lateinischen Kirche seit frühchristlicher Zeit als „Oblation“ bezeichnet wird.[4] Auf die Oblei als klösterliches Amt und insbesondere auf dessen Bedeutung im benediktinischen Mönchtum wird mit keinem Wort hingewiesen.

Hierauf wendet man sich an die einschlägigen Fachlexika, in denen wohl doch die eine oder andere weiterführende Auskunft zu erwarten wäre. Weil es sich bei der Oblei (was schon im Untertitel meines Beitrags anklingt) um ein typisch mittelalterliches (bei den Benediktinern sogar um ein durchwegs spätmittelalterliches) Phänomen handelt, zieht man zunächst das renommierte „Lexikon des Mittelalters“ zu Rate, wird jedoch enttäuscht: Einen Artikel mit dem Titel „Oblei“ oder auch nur einen diesbezüglichen Verweis im Register gibt es dort

---

[1] Lucas VERHEJEN (Ed.), Sancti Augustini Confessionum Libri XIII, Turnhout 1981 (= Corpus Christianorum, Series Latina XXVII) S. 202/ Zeile 29: *“Si nemo ex me quaerat, scio; si quaerenti explicare velim, nescio.”*

[2] Die in den Quellen selbst und in der älteren Literatur anzutreffenden unterschiedlichen Schreibweisen des Wortes „Oblei“ haben natürlich ihren Weg über die Regesten und Editionen auch ins Internet gefunden. Bei einer diesbezüglichen digitalen Recherche ist es daher nötig, die Suche mit allen vier orthographischen Varianten durchzuführen. – Im vorliegenden Beitrag wird durchwegs (außer in Zitaten) die in der neueren Literatur üblich gewordene Schreibweise „Oblei“ verwendet.

[3] X. ROTERMUND, Obley. In: J. S. ERSCH & J. G. GRUBER (Hg.), Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, Dritte Section / Erster Teil, Leipzig 1830, S. 165f.

[4] Siehe dazu den in Anm. 8 zitierten Lexikon-Artikel von Rupert BERGER.

nicht.[5] Es ist demnach wohl nicht verwunderlich, dass auch die älteren und kleineren, gleichfalls auf lexikalischer Basis aufgebauten mediävistischen Behelfe[6] keine Auskünfte zum Thema „Oblei“ zu bieten vermögen.[7]

Nachdem es sich bei der Oblei (wie wir noch sehen werden) darüber hinaus auch um ein rechtlich (besser gesagt: verfassungsrechtlich) relevantes Phänomen handelt, nimmt man sodann das „Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte“ zur Hand; auch dort erweist sich die Suche als vergeblich. Und weil die Oblei – nicht zuletzt – ein im kirchlichen Raum angesiedeltes Phänomen darstellt, erhofft man sich mit einigem Recht im „Lexikon für Theologie und Kirche“ zumindest eine grundlegende Auskunft. Dort gibt es zwar tatsächlich ein Verweis-Stichwort, das zum Artikel „Oblation II. Liturgisch“ führt, wo aber nur eine recht vage Andeutung und jedenfalls keine hilfreiche Erklärung des Begriffs zu finden ist.[8] Etwas mitteilsamer sind da schon die verschiedenen Publikationen zur Geschichte einzelner Benediktinerklöster, wo fast durchwegs von der Oblei die Rede ist, manchmal nur ganz nebenbei, hin und wieder aber doch etwas ausführlicher und zumindest einen eigenen Absatz umfassend.[9] Mit diese Bezugnahme auf die klostergeschichtliche Literatur ergibt sich ganz zwanglos der Blick auf Millstatt, und daher soll nun, um dem Untertitel des vorliegenden Beitrags von Anfang an gerecht zu werden, in chronologischer Folge etwas genauer untersucht werden, was in den darauf bezüglichen Veröffentlichungen zum Thema „Oblei“ zu finden ist.

II. Hinweise auf die Oblei in den Publikationen über Millstatt

[5] Lexikon des Mittelalters, Band I–IX, München und Zürich 1980–1998; dort gibt es zwar in Band VI (1993) auf Sp. 1338 den von H(ans) B(ernhard) MEYER verfassten Artikel „Oblation“, der aber keinen Bezug zur Oblei herstellt.

[6] So etwa: Renate KLAUSER und Otto MEYER (Hg.), Clavis medievalis. Kleines Wörterbuch der Mittelalterforschung, Wiesbaden 1962, oder Peter DINZELBACHER (Hg.), Sachwörterbuch der Mediävistik, Stuttgart 1992.

[7] Als Ausnahme sei hervorgehoben: Eugen HABERKERN und Joseph F. WALLACH, Hilfswörterbuch für Historiker. Mittelalter und Neuzeit. Zweiter Teil (dritte Auflage), München 1972, wo auf S. 458 unter dem Stichwort „Obleie“ drei verschiedene Bedeutungen dieses Begriffs angeführt werden, darunter an zweiter Stelle „in den Klöstern ... ausgeschiedener Fonds zur Bekleidung und Verköstigung“, allerdings ohne Hinweis auf die Orden, in deren Klöstern und auf den Zeitraum, in dem ein solcher „Fonds“ bestanden hat.

[8] Rupert BERGER, Oblation. In: Walter KASPER (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche VII, Freiburg im Breisgau 1998, Sp. 967: „Die O(blation) bez(eichnet) die ... in kult(ischem) Zusammenhang dargebrachten Gaben der Gläubigen... Die Verpflichtung zur O(blation) wird immer wieder eingeschärft, die O(blation) deshalb auch *Oblei* (oblegium) genannt.“ Auf die Bedeutung der Oblei in den Stiften und Klöstern wird nicht eingegangen.

[9] Als Beispiel sei hier angeführt: Gerhard FLOSSMANN (Hg.), Die mittelalterlichen Urbare des Benediktinerstiftes Seitenstetten 1292/98 und 1386/98, Wien 1977 (= Österreichische Urbare III/1/III), S. LXXXIII; dort wird die Oblei in einer allzu weit gefassten Definition als Klosteramt „für die Verwaltung

Die erste umfassende Gesamtdarstellung der Geschichte von Millstatt – nicht nur des Klosters, sondern auch des Ortes – hat Robert EISLER unter Mitarbeit von Franz HALM-SCHLÄGER vor ziemlich genau einhundert Jahren erarbeitet. Die Drucklegung seines Werkes ist seinerzeit jedoch über den so genannten Bürstenabzug im Jahre 1914 nicht hinausgekommen; erst vor zwölf Jahren ist EISLERS Opus dankenswerter Weise von Axel HUBER publiziert worden. Robert EISLER hatte sich bekanntlich schon zuvor mit der Millstätter Geschichte eingehend beschäftigt und insbesondere die Überlieferung vom Herzog Domitian als eine Erfindung des 12. Jahrhunderts nachzuweisen versucht.[10] In seiner Geschichte von Millstatt kommt er zwar an mehreren Stellen im Zusammenhang mit urkundlichen Nennungen auch auf die Oblei zu sprechen, ohne sich jedoch darüber näher zu äußern oder gar eine Wort- oder Sacherklärung zu bieten.[11]

Eine solche hat erstmals Felizian RENNER in seiner Dissertation von 1934 über die Verfassungsgeschichte des Benediktinerklosters Millstatt zumindest ansatzweise vorgelegt, und in dieser doch ziemlich speziellen Arbeit ist der Oblei sogar ein eigener kleiner Abschnitt mit einem Umfang von etwas mehr als einer Seite gewidmet.[12] Dass diese Ausführungen innerhalb des Kapitels „Die Besitzungen des Klosters“ zu finden sind, zeigt freilich auch, dass es dem Autor nicht allein (oder jedenfalls nicht ausschließlich) um den rechtshistorischen, sondern mindestens ebenso sehr um den wirtschafts- und verwaltungsgeschichtlichen Aspekt der Oblei zu tun war. RENNER hat immerhin so etwas wie eine Problematisierung des Themas versucht; er hat auch erkannt, dass es sich bei der Oblei um ein eigenes Klosteramt handelte, das „unter der Führung eines Oblaymeisters stand“ und ganz bestimmten Zwecken diente, die aber, wie er schreibt, „möglicherweise nicht in allen Klöstern vollkommen gleich waren.“ Darüber hinaus macht er ausdrücklich darauf aufmerksam, dass sich die „so genannten Oblay-Besitzungen“ in einem gewissen Gegensatz zu den vom Abt verwalteten

---

aller (!) ... frommen Stiftungen“ bezeichnet und auch mit der Kustodie („Gusterei“), dem Gästehaus und der Infirmerie in Verbindung gebracht.

[10] Robert EISLER, Die Legende vom hl. Karantanerherzog Domitianus. In: Mitteilungen des Institutes für Österreichische Geschichtsforschung 28 (1907), S. 52–116. Auf die in neuerer Zeit gegen diese Publikation vorgebrachte Kritik ist hier nicht einzugehen.

[11] Robert EISLER, Geschichte von Millstatt unter Mitarbeit von Franz HALMSCHLÄGER. Mit einem Vorwort von Günther TRAGATSCHNIG und einem Beitrag von Wilhelm WADL herausgegeben von Axel HUBER, Millstatt 2000 (anlässlich des Jubiläums „75 Jahre Österreichische Bundesforste 1925 – 2000“). Die Oblei (durchwegs in der Schreibweise „Oblay“) wird dort beispielsweise auf S. 119 und 120 sowie 121 (zweimal) und 123 zu den Jahren 1349, 1354, 1365, 1374 und 1397 genannt.

[12] Felizian RENNER, Verfassungsgeschichte des Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten bis 1469. Phil. Diss, Wien 1934; zum Thema „Oblei“ (der Autor selbst verwendet die Schreibweise mit „ay“) ist dort im

Gütern befanden, weil sie „aus dem übrigen Klostervermögen ausgeschieden waren“ und unter der Verwaltung des Conventes“ standen, und dass aus diesem Vermögen „die Ausgaben für die Verköstigung und Bekleidung der Mönche“ bestritten wurden. Der Autor weist auch darauf hin, dass die ihm bekannten 25 Urkunden, die sich auf die Millstätter Oblei beziehen, durchwegs den Grund dafür angeben, warum bestimmte Güter oder auch Geldbeträge von adeligen, geistlichen oder bürgerlichen Personen für die Oblei gespendet wurden: In den meisten Fällen ging es um die Stiftung eines Jahrtages mit Messe und Vigilien für den Fall des eigenen Todes oder für bereits Verstorbene. Renner war sich allerdings auch bewusst, dass diese von ihm skizzierte Phänomenologie der Oblei noch keine wirklich umfassende Darstellung zu bieten vermochte: An den Beginn seiner Ausführungen stellt er jedenfalls das Postulat: „Es wäre nun in erster Linie zu klären, was überhaupt die Oblay ist“, und er kommt zu der resignierenden Feststellung: „Leider konnte trotz vieler Versuche noch niemand eine befriedigende Erklärung darüber geben.“ Da fragt man sich natürlich: Wie sieht es diesbezüglich in der späteren Millstätter Geschichtsschreibung aus – und ist das von Renner formulierte Postulat doch irgendwann einmal erfüllt worden ?

Im Jahre 1951 konnte Erika WEINZIERL-FISCHER ihre bis heute noch mit Recht als Standardwerk geltende „Geschichte des Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten“ (als Druckausgabe ihrer drei Jahre zuvor abgeschlossenen Dissertation) veröffentlichen. Sie hat darin einerseits die auf die Oblei bezüglichen Urkunden in einer tabellarischen Übersicht zusammengestellt und darüber hinaus im Kapitel „Wirtschaftliche Stellung“ im Unterabschnitt „Grundbesitz / Vermehrung des Grundbesitzes“ auch der Oblei einen kurzen Absatz gewidmet.[13] Ähnlich wie RENNER hat also auch WEINZIERL-FISCHER die Oblei in den wirtschaftsgeschichtlichen Kontext gestellt – und neuerdings hat das auch Wilhelm DEUER in seinem Beitrag über Millstatt in der „Germania Benedictina“ getan.[14] Die Oblei wird somit in sämtlichen einschlägigen Publikationen ausschließlich als ökonomisches und

---

ersten Unterabschnitt („Die Besitzungen des Klosters; die Oblay“) des fünften Kapitels („Das Kloster nach außen“) eine kurze Erörterung in zwei Absätzen auf S. 57f zu finden.

[13] Erika WEINZIERL-FISCHER, Geschichte des Benediktinerklosters Millstatt in Kärnten, Klagenfurt 1951. Die Tabelle mit den in Form von Kurzregesten wiedergegebenen Urkunden ist dort auf S. 72–83 (für Oblei und Stiftungen ab S. 74) zu finden; der Oblei (die Autorin bedient sich ebenfalls der Schreibweise mit „ay“) als klösterlicher Einrichtung sind auf S. 84 vier Zeilen gewidmet.

[14] Wilhelm DEUER, Millstatt. In: Ulrich FAUST und Waltraud KRASSNIG (Bearb.), Die Benediktinerklöster Österreichs und Südtirols (= Germania Benedictina III/2), St. Ottilien 2001, S. 759–822; die Nennung der Oblei als eines der mit der Güterverwaltung befassten Klosterämter („für die Verwaltung der Kirchenspenden sowie für die Bekleidung und Verköstigung des Konvents“) steht im Abschnitt „wirtschaftliche Verhältnisse“ auf S. 776.

administratives Gebilde gesehen, das sie natürlich auch gewesen ist. Ist dies aber die von Renner noch vermisste und geforderte „befriedigende Erklärung“ ?

Erika WEINZIERL-FISCHER hat in ihrem Buch in dem erwähnten Absatz eine Definition der Oblei vorgelegt, die es wert ist, genauer betrachtet zu werden – nicht weil sie tatsächlich eine umfassende Erklärung bieten würde, sondern weil sie sich vielmehr als durchaus instruktive Zusammenstellung jener Fragen und Probleme erweist, die sich nach wie vor in Verbindung mit der Oblei erheben. „Die Oblay“, so heißt es hier zunächst, „hatte die Verwaltung der der Kirche dargebrachten Spenden über“. Mit den „dargebrachten Spenden“ wird zwar indirekt, aber unverkennbar auf die sprachliche Wurzel des Wortes „Oblei“ hingewiesen: „Darbringen“ heißt im Lateinischen bekanntlich „offerre“, und das passive Perfekt-Partizip lautet „oblatus“.[15] Nun gibt es den Begriff „Oblaten“ tatsächlich im Deutschen als Lehn- und Fremdwort, wobei die in Österreich übliche Aussprache die Betonung in dem einen Fall auf die erste und im anderen auf die zweite Silbe legt. In der ersteren Bedeutung waren ursprünglich die „oblata hostia“, also die Brote (als Opfergaben) für die Eucharistiefeier gemeint; später ist daraus ganz allgemein eine Bezeichnung für sehr dünne Backwaren geworden. Im anderen Fall bezieht sich das Wort durchwegs auf Personen, die in einem besonderen Verhältnis zu einem Kloster standen oder stehen – ehemals vor allem die „pueri oblati“ (dem Kloster schon im Kindesalter von den Eltern übergebene zukünftige Mönche), heutzutage die Oblatengemeinschaft eines Ordenshauses, die man wohl als „spirituellen Freundeskreis“ bezeichnen darf.[16] In beiden Begriffen ist die für das Partizip typische Silbe „at“ enthalten, die aber im Wort „Oblei“ in geradezu auffälliger Weise fehlt. Wenn es also um „dargebrachte Gaben“ geht – warum heißt es dann nicht „Oblatei“, sondern nur „Oblei“ ? Dazu sei hier noch angemerkt, dass sich „offerre“ im Deutschen nicht nur mit dem eher religiös konnotierten „darbringen“, sondern auch noch in einem ganz profanen Sinn mit „anbieten“ oder „reichen“ wiedergeben lässt; dann wäre die „Oblei“ womöglich nicht so sehr mit Spenden im Sinne von Opfergaben, sondern eher mit der Pfründe (lateinisch „praebenda“ in Verbindung zu bringen.[17] Auf diesen Begriff werde ich später ebenso wie auf

[15] Siehe dazu die Lexikon-Artikel von H. B. MEYER (Anm. 5) und R. BERGER (Anm. 8).

[16] Grundlegende Informationen bietet dazu: Stephan HARING, Oblaten. In: Walter KASPER (Hg.), Lexikon für Theologie und Kirche VII (wie Anm.1), Sp. 963f.

[17] Zu den verschiedenen Bedeutungen und Übersetzungsmöglichkeiten von „offerre“ siehe: Wilhelm FREUND, Gesamtwörterbuch der lateinischen Sprache für den Schul- und Privatgebrauch. Zweite Abteilung L–Z, Breslau 1845, Sp. 452; zu dem weitgehend bedeutungsgleichen Verbum „praebere“ (dem Grundwort von „praebenda“) siehe dort Sp. 733. – Zur Herkunft des Wortes „Opfer“(über das

die Etymologie von „Oblei“ noch zurückkommen. Im Blick auf die vorhin zitierte Definition fragt man sich des Weiteren, was in diesem Zusammenhang mit „Kirche“ gemeint ist. Kirche („ecclesia“) kann ja im klösterlichen Sprachgebrauch (und darum geht es hier, im Hinblick auf die Benediktiner-Abteien, in erster Linie) zweierlei bedeuten: Einerseits das Ordenshaus als solches (etwa die „ecclesia Millstatensis“) mit allen damit verbundenen Rechten, Pflichten und Besitzungen, und andererseits die Kirche als jenes Bauwerk, in dem sich der Gottesdienst der Mönche vollzieht. Im ersten Fall müssten ja die „dargebrachten Spenden“ dem Gesamtvermögen des Klosters zukommen und deren Verwaltung zum Aufgabenbereich des Zellerars gehören, im zweiten der Klosterkirche beziehungsweise deren Ausstattung und Instandhaltung dienen, wofür jedoch in sämtlichen Abteien die Kustodie (auch „Gusterei“ genannt) als eigenes klösterliches Amt zuständig war. Wie jedoch der weitere Wortlaut der Definition von WEINZIERL-FISCHER zeigt, kann hier keine von beiden Bedeutungen (und damit auch gar nicht „die Kirche“) gemeint sein, weil die von der Oblei verwalteten Spenden nach dem Wortlaut der zitierten Definition einem ganz bestimmten Zweck dienen sollten – der Versorgung der Mönche mit „Bekleidung und Verköstigung“.

III. Die Oblei und die Grundlagen des benediktinischen Mönchtums

Hier erhebt sich allerdings erst recht eine bedeutungsschwere und durchaus grundsätzliche Frage: Wozu braucht ein Benediktinerkloster überhaupt eines eigenes Verwaltungsamt, um die Ordensmänner mit Kleidung und Nahrung zu versorgen? Wer ein wenig mit den Grundlagen des benediktinischen Mönchtums vertraut ist, weiß ja, dass es für diese Belange des täglichen Bedarf bereits in der Regula Benedicti[18] eine Reihe von ausdrücklich formulierten und sogar ziemlich detaillierten Bestimmungen gibt – es lohnt sich daher, einen Blick auf Buchstaben und Geist dieser „Regelungen“ zu tun.

Von der Verköstigung der Mönche ist in der Benedikt-Regel in verschiedenen Kapiteln die Rede. An mehreren Stellen wird auf die Essenszeiten, die ja im Lauf des Jahres recht unterschiedlich waren, Bezug genommen, und ein eigenes Kapitel (das 39.) handelt „Vom Maß der Speise“ (*„De mensura cibus“*).[19] Dort ist mit geradezu erstaunlicher Akribie

---

kirchenlateinische „operari“) von „offerre“: Hermann PAUL und Werner BETZ, Deutsches Wörterbuch, 5. Auflage, Tübingen 1966, S. 477.

[18] Die maßgebliche textkritische Edition ist nach wie vor: Rudolf HANSLIK (Rec.), Benedicti Regula, Wien 1960 (=Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum Latinorum, Vol. LXXV). – Für den vorliegenden Beitrag wurde herangezogen: Michaela PUZICHA, Kommentar zur Benediktusregel. Mit einer Einführung von Christian SCHÜTZ. Im Auftrag der Salzburger Äbtekonferenz, St. Ottilien 2002. Der umfassende Kommentar bietet auch den vollständigen Text der Regel mit deutscher Übersetzung.

[19] M. PUZICHA (wie Anm. 18), S. 357–361; die zitierte Stelle (Vers 1–3) steht auf S. 358f.

geregelt, dass zu jeder Mahlzeit zwei gekochte Speisen („*cocta duo pulmentaria"*) auf den Tisch kommen sollen, mit der verständnisvollen und menschenfreundlichen Begründung: „Wer etwa von der einen Speise nicht essen kann, hat so die Möglichkeit, sich an der anderen zu sättigen." Zu diesen zwei gekochten Gerichten sollte nach Möglichkeit als drittes noch Obst oder Gemüse hinzu gegeben werden. Wer für die Verköstigung des Konvents zu sorgen hat, wird bereits im 31. Kapitel, das dem Zellerar (also dem „Wirtschaftsdirektor" des Klosters) gewidmet ist, unmissverständlich gesagt: „Was für die Brüder als Nahrung festgesetzt ist, gebe er ohne hochfahrendes Wesen und ganz ohne Zögern, damit sie kein Ärgernis nehmen." Der Zellerar war seinerseits direkt dem Abt verantwortlich, sodass man die Verköstigung der Mönche nach den Bestimmungen der Regula Benedicti zumindest mittelbar als „Chefsache" ansehen kann.[20] Noch deutlicher und detaillierter kommt der Umstand, dass letzten Endes der Abt selbst für die Versorgung mit den Dingen des alltäglichen Gebrauchs im Kloster zuständig ist, im Hinblick auf die Bekleidung zur Sprache. Ein eigenes Kapitel (das 55.) handelt „Von der Kleidung und dem Schuhwerk der Brüder", und dort heißt es gleich am Anfang: „Den Brüdern gebe man Kleider, die der Lage und dem Klima des Wohnortes entsprechen, denn in kalten Gegenden braucht man mehr, in warmen aber weniger. Es ist Sache des Abtes, dies zu berücksichtigen." Einige Verse später, nachdem die einzelnen Kleidungsstücke expressis verbis aufgezählt wurden, wird der Klosterobere im selben Kapitel auch noch ein weiteres Mal ausdrücklich genannt: „Der Abt sorge aber für das rechte Maß, sodass die Kleider denen, die sie tragen, nicht zu kurz, sondern geziemend lang sind."[21] Hier stellt sich also nochmals die Frage: Wenn Bekleidung und Verköstigung der Mönche direkt oder zumindest mittelbar durch den Abt erfolgen und ohnedies in so detaillierter und unmissverständlicher Weise geregelt sind, wozu bedarf es dann in einem Benediktinerkloster einer für eben diese Belange zuständigen Oblei – und ist eine solche Einrichtung überhaupt mit dem Geist und dem Buchstaben der Benedikt-Regel vereinbar ?[22]
Hier könnte man nun freilich einwenden, dass eben nicht alle Bestimmungen dieser Regel zu allen Zeiten und an allen Orten in gleicher Weise eingehalten wurden; man kann das vor allem an zwei Beispielen aufzeigen, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen: Das

[20] M. PUZICHA (wie Anm. 18), S. 295–307; die zitierten Stellen (Vers 15 und 16) stehen auf S. 304.
[21] M. PUZICHA (wie Anm. 18), S. 459–470; die zitierten Stellen (Vers 1 und 8) stehen auf S. 463 und 465.
[22] Auf die grundsätzliche Unvereinbarkeit der Oblei mit der benediktinischen Klosterverfassung ist bisher in der Literatur kaum jemals hingewiesen worden. Als Ausnahme sei hier genannt: Josef HEMMERLE (Bearb.), Die Benediktinerabtei Benediktbeuern, Berlin 1991 (= Germania Sacra, NF 28 / Band 1), S. 133: „Das in der Regel geforderte Armutsideal wurde durch die Institution der Oblei durchbrochen."

eine betrifft die Vorschrift, gemeinsam oder in Gruppen in einem Dormitorium zu schlafen, und beim anderen handelt es sich um das strikte Verbot, das Fleisch vierfüßiger Tiere zu essen.[23] In beiden Fällen ist man bekanntlich schon vor langer Zeit von den ausdrücklich formulierten Bestimmungen der Regula Benedicti abgekommen, was sich jeweils mit den gewandelten zivilisatorischen Rahmenbedingungen und den damit verbundenen Änderungen in der Auffassung von einem angemessenen Lebensstandard begründen lässt. Doch fragt man sich: Gilt das auch in gleichem Maße für die organisatorischen Regelungen bezüglich der Versorgung mit Nahrung und Kleidung ? – und diese Frage stellt sich umso mehr, als die beiden genannten signifikanten Abweichungen von der Benedikt-Regel nie mehr rückgängig gemacht wurden, während die Oblei schon bald wieder verschwunden ist.[24]

IV. Früheste Nennungen der Oblei in den österreichischen Benediktinerklöstern

Somit besteht unser nächster Schritt darin, sich darüber Klarheit zu verschaffen, seit wann es denn die Oblei als eigenes Klosteramt in den benediktinischen Ordenshäusern überhaupt gibt, wobei wir den Blick ausschließlich auf die österreichischen Abteien richten wollen (die Einbeziehung süddeutscher Klöster würde den Befund noch zusätzlich bestätigen). Nun weiß man natürlich, dass die erste urkundliche Nennung einer mittelalterlichen Institution nicht unbedingt auch schon deren Beginn als solchen bedeuten muss, und bezüglich der Oblei kann man davon ausgehen, dass deren erste Nennung in jedem Fall die faktische Existenz bereits voraussetzt (von einer vermeintlichen Ausnahme wird später noch die Rede sein). Darüber hinaus ist in manchen Klöstern mit Urkundenverlusten zu rechnen, vor allem durch kriegerische Einwirkung und durch Brandkatastrophen: In Melk gingen auf diese Weise schon

[23] Kapitel 22, Vers 3 („Alle schlafen, wenn möglich in einem Raum“) und Kapitel 39, Vers 11 („Auf das Fleisch vierfüßiger Tiere sollen alle verzichten, außer die ganz schwachen Kranken“). Siehe dazu M. PUZICHA (wie Anm. 18), S. 247 und 361.

[24] Das Schlafen im gemeinsamen Dormitorium (ohne Trennung der Schlafstätten) und die Enthaltung vom Fleisch der vierfüßigen Tiere war spätestens an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit (ersteres in Ansätzen schon im Hochmittelalter) aufgegeben worden. Eine ausführliche Untersuchung zu diesen Wandlungen in den klösterlichen Lebensformen liegt offenbar noch nicht vor, auch die Kommentare zur Benedikt-Regel hüllen sich dazu weitgehend in Schweigen. Grundlegende Hinweise auf die Umgestaltung der gemeinschaftlichen Schlafsäle über offene Kabinen zu Einzelzellen bietet für den deutschsprachigen Raum: Kolumban SPAHR, Dormitorium. In: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte IV, Stuttgart 1958, Sp. 275–289, speziell Sp. 297f. – Zum Fleischgenuss heißt es im Regel-Kommentar von Columban LUZ, Konstanz und Ulm 1751 („Nothwendige Wissenschaft ... nach Art einer teutschen Auslegung über die heilige Regul ...“), auf S. 303 lakonisch: „Indem die Benedictiner in Teutschland ... das Fleisch sowohl von vierfüßigen Thieren, als (auch) Geflüglen essen, wäre es eine übrige (= überflüssige) Sach, lange nachzuforschen, ob es erlaubt seye, oder nicht.“

im Jahre 1297 zahlreiche Dokumente verloren, und in Admont hat der große Brand von 1865 wahrscheinlich bis zu einem Drittel des Archivs zerstört.[25]

Es ist allerdings nicht anzunehmen, dass in sämtlichen Klöstern ausgerechnet jene ältesten Urkunden, die sich auf die Oblei beziehen, in Verlust geraten wären; das mag da und dort der Fall gewesen sein, aber zweifellos nicht flächendeckend. Außerdem wäre ja bei Verlusten von Originalen doch im einen oder anderen Fall mit kopialer Überlieferung zu rechnen. Somit darf eine Zusammenstellung der frühesten urkundlichen Nennungen der Oblei in den österreichischen Benediktiner-Abteien doch einige Plausibilität für sich in Anspruch nehmen.

Dass diese Übersicht auf einer ziemlich sicheren Basis steht, hat seinen Grund nicht zuletzt darin, dass die Quellen in neuerer Zeit in einem viel größerem Ausmaß als früher zugänglich sind: Musste man sich bis vor wenigen Jahren noch mit den gedruckten Urkundenbüchern begnügen oder mitunter ziemlich aufwendige Archiv-Recherchen durchführen, so hat man nun auf der Website des Projektes „Monasterium" („MOM") die Urkunden der meisten österreichischen Kloster-Archive (insbesondere die der großen Stifte) online zur Verfügung.[26] Das erweitert die Quellenbasis ganz beträchtlich und verbessert zugleich die Qualität der Forschungsarbeit, weil die nicht immer fehlerfreien Regesten und Editionen nunmehr im Zweifelsfall am Bild der Originalurkunde überprüft werden können. Mit Hilfe dieses solchermaßen bedeutend vergrößerten Fundus an urkundlichen Quellen lässt sich nun zweifelsfrei feststellen, dass die älteste Nennung der Oblei – genauer gesagt: der früheste Hinweis auf die Existenz einer derartigen Institution – aus St. Paul im Lavanttal stammt: In einer Urkunde vom 27. Mai 1291 wird unter den als Zeugen angeführten Klosterangehörigen („*de conventu*") ein „*Otto obellarius*", also der für die Verwaltung der Oblei-Güter zuständige

[25] Zum Brand im erstgenannten Kloster, der am 14. August ausgebrochen war, siehe: Ignaz Franz KEIBLINGER, Geschichte des Benedictiner-Stiftes Melk in Niederösterreich, Erster Band, Wien 1851, S. 381f. – Über den Brand in Admont (er war am 27. April in einem Bürgerhaus im Markt ausgebrochen und hatte neben einem großen Teil des Ortes auch das Stiftsgebäude weitgehend zerstört) informiert etwas ausführlicher: Jakob WICHNER, Geschichte des Benediktiner-Stiftes Admont vom Jahre 1466 bis auf die neueste Zeit, Admont 1880, S. 422–426.

[26] Die Website www.monasterium.net führt über die Links „MOM Collaborative Archive" und „Archivbestände" zu den Länderportalen, wo die einzelnen, mit ihren Urkunden im Projekt vertretenen Archive jeweils in alphabetischer Reihenfolge zu finden sind. Außer dem Zugriff auf die Urkunden selbst besteht die Möglichkeit, innerhalb der gesamten Website oder der nach chronologischen Gesichtspunkten gebildeten Unterabschnitte in den Regesten nach bestimmten Begriffen zu suchen. Für den Begriff „Oblei" wurde dies unter allen vier in Frage kommenden orthographischen Varianten („Oblai", „Oblay", „Oblei" und „Obley") getan; darüber hinaus wurde auch nach den latinisierten Formen „obellaria" und „oblagia / oblagium" gesucht.

Amtsträger, genannt.[27] Im chronologisch nächstfolgenden Beleg, der uns nach Göttweig führt (dieses Kloster wird uns später noch in anderem Zusammenhang begegnen), finden wir zum 31. Mai 1294 die Oblei als Einrichtung in der bereits erwähnten latinisierten Schreibweise „*oblagium*“. [28] Mit den frühesten Nennungen der Oblei in Admont und Kremsmünster (auf die erstere vom 28. Jänner 1317 wird unten noch näher einzugehen sein) beginnt jene größere Gruppe von Klöstern, von denen wir erst aus dem 14. Jahrhundert über die Existenz einer solchen Einrichtung erfahren; damit wird zugleich eine Serie von deutschsprachigen (meistens von Adelspersonen ausgefertigten) Urkunden eröffnet, in denen die Oblei-Einrichtung durchwegs als solche (und fast immer in der Schreibweise mit „*-ay*“) aufscheint. Für Kremsmünster ist das entsprechende Dokument vom 2. Februar 1317 nur über das Internet[29] recherchierbar, während der älteste, vom 6. Dezember 1318 datierte Beleg für Garsten auch in einer alten Druckausgabe vorliegt.[30] Für Michaelbeuern ist die früheste Nennung in einem nicht näher datierten Dokument von 1324 wieder nur in der Online-Publikation greifbar.[31] Wenig später finden wir auch schon den ersten Beleg für Millstatt in einer Urkunde vom 14. Februar 1326, die bisher aber nicht im vollen Wortlaut, sondern nur in Regestenform veröffentlicht ist.[32] Um die früheste Nennung der Oblei in Seitenstetten ausfindig zu machen, erweist sich wiederum die Internet-Recherche als zielführende Methode: Sie führt uns zu einer Urkunde vom 1. Dezember 1328.[33] Für Lambachs Erstnennung der Oblei in einer Urkunde vom 25. Juli 1332 gilt, was oben für Garsten gesagt wurde: Neben der Online-Publikation steht auch hier ein alter Druck zur Verfügung.[34] Die erst erstaunlich spät auftretenden ältesten Belege für die beiden so bedeutenden Abteien Melk und St. Peter in Salzburg sind hingegen wieder nur im Internet recherchierbar: Im

[27] Hermann WIESSNER (Hg.), Die Kärntner Geschichtsquellen 1286-1300 (= Monumenta Historica Ducatus Carinthiae VI), Klagenfurt 1958, S. 118 (Nr. 186);Aussteller der Urkunde ist Hartnid von Kollnitz.
[28] Adalbert Fr. FUCHS (Bearb.), Urkunden und Regesten zur Geschichte des Benedictinerstiftes Göttweig. I. Theil: 1058–1400, (= Fontes Rerum Austriacarum II/51), Wien 1901, S. 209 (Nr. 195).
[29] www.monasterium.net (wie Anm. 26) / Oberösterreich / Kremsmünster / 1305–1318 / 1317 II 02.
[30] Urkundenbuch zur Geschichte des Landes ob der Enns, Fünfter Band, Wien 1868, S. 229 (Nr. CCXXXVIII).
[31] www.monasterium.net (wie Anm. 26) / Salzburg / Michaelbeuern / 1276–1331 / 1324 (K 84)
[32] Hermann WIESSNER, Die Kärntner Geschichtsquellen 1326–1335 (= Monumenta Historica Carinthiae, Neunter Band), Klagenfurt 1965, S. 3 (Nr. 11)
[33] www.monasterium.net (wie Anm. 26) / Niederösterreich / Seitenstetten / 1318–1335 / 1328 XII 1. Der Hinweis auf die Oblei ist hier allerdings nicht dem Regest, sondern nur dem Wortlaut der Urkunde zu entnehmen.
[34] Urkundenbuch des Landes ob der Enns, Sechster Band, Wien 1872, S. 71 (Nr. LXII).

erstgenannten Kloster[35] wird die Oblei erstmals in einer Urkunde vom 28. Oktober 1358 und im zweiten[36] gar erst am 24. April 1362 genannt.

Wie sich nun im Rückblick zeigt, ist diese Einrichtung ganz eindeutig ein Phänomen des Spätmittelalters, insbesondere des 14. Jahrhunderts. Nur zwei Nennungen sind österreichweit für die Zeit vor 1300 (aber auch nicht allzu weit davor) zu finden, und Millstatt, wo die Oblei erstmals in einer Urkunde von 1326 genannt wird, liegt damit sozusagen im Mittelfeld. Aus diesem doch recht eindeutigen Befund, dass es für die Zeit bis 1290 keine Belege für die Existenz der Oblei in einem österreichischen Benediktinerkloster gibt, darf man aber bei aller Vorsicht wohl den Schluss ziehen, dass diese Einrichtung tatsächlich vor dem späten 13. Jahrhundert in diesen Ordenshäusern nicht üblich war, weil wir es ja nicht mit einem einzelnen isolierten Beleg, sondern mit einer ganzen Serie von Erstnennungen zu tun haben. Es ist hier nicht erforderlich (aus Platzgründen wäre das auch gar nicht möglich), die Anfänge der Oblei in den einzelnen vorhin genannten Abteien genauer zu untersuchen. Wohl aber scheint es mir von Nutzen zu sein, den erwähnten Admonter Beleg vom 28. Jänner 1317 einer ausführlicheren Betrachtung zu unterziehen, weil er von allen Erstnennungen der mitteilsamste ist und somit bestimmte Einblicke in das „Wesen“ der Oblei vermittelt, wie sie zwar genauso für die anderen Klöster gelten, dort aber nicht in der gleichen ausführlichen Weise schriftlich überliefert sind. In der klostergeschichtlichen Literatur[37] wurde (und wird) dieses Schriftstück[38] geradezu als „Gründungsurkunde“ der Oblei in Admont angesehen, und man sah darin auch noch ein eindrucksvolles Beispiel für die wohltätige Gesinnung des damals regierenden, vor allem wegen seiner Gelehrsamkeit berühmt gewordenen Abtes Engelbert. Weil sich die wirtschaftliche Lage des Klosters im Laufe der Jahre ständig verschlechtert habe, soll er mit der Stiftung der Oblei dafür gesorgt haben, dass seine Mönche auch in Zukunft in ausreichendem Maße mit Nahrung und Kleidung versorgt werden

[35] www.monasterium.net (wie Anm. 26) / Niederösterreich / Melk / 1357–1360 / 1358 X 28.
[36] www.monasterium.net (wie Anm. 26) / Salzburg / St. Peter / 1358–1363 / 1362 IV 24.
[37] So insbesondere Jakob WICHNER, Geschichte des Benediktiner-Stiftes Admont von der Zeit des Abtes Engelbert bis zum Tode des Abtes Andreas v. Stettheim (1297–1466), Admont 1878, S. 23f. Er stützt sich dabei auf die folgende Publikation: Albert MUCHAR, Geschichte des Herzogthums Steiermark, Sechster Theil, Graz 1859, S. 210f.
[38] Das Original ist 1865 mit drei weiteren, auf dieselbe Angelegenheit bezüglichen Urkunden zusätzlich verbrannt, doch ist nicht nur der Inhalt in Regestform, sondern darüber hinaus sogar der Wortlaut in seinen wesentlichen Teilen kopial überliefert; siehe dazu: Annelies REDIK (Bearb.), Regesten des Herzogtums Steiermark. Erster Band (1308–1319) / 1. Lieferung, Graz 1976, S. 228 (Nr. 854) und 277 (Nr. 1050). – Die ausführliche Kenntnis der Urkunde von 1317 verdanken wir dem verdienstvollen Stiftsarchivar P. Albert MUCHAR (er war später Verfasser der in Anm. 37 zitierten, insgesamt

konnten.[39] Schaut man sich den Text allerdings etwas genauer an, so kommt man bald darauf, dass hier gar nicht von einer Verschlechterung der Wirtschaftslage des Klosters die Rede ist, sondern nur davon, dass jene Einkünfte, die dem Konvent schon zuvor für die Beschaffung von Nahrung und Kleidung zur Verfügung standen, geringer geworden waren: Offensichtlich hatte es sich dabei durchwegs um landwirtschaftliche Erträgnisse gehandelt. Nun vereinbarte der Konvent mit dem Abt eine Neuregelung, wonach den Mönchen künftig neben einem kleinen Teil des klösterlichen Stammvermögens auch noch die Erträgnisse aus frommen Stiftungen sowie eine regelmäßig fließende Rente von einem Kapital im Wert von 32 Pfund Pfennigen zukommen sollten, um die Verköstigung zu verbessern („*pro refectione meliore*“) und das zu ergänzen, was an Kleidung mangelte („*pro supplenda defectu vestium*“). Aus dieser Neuregelung ist ersichtlich, dass die Bildung eines Sondervermögens für die Finanzierung des Lebensunterhaltes der Mönche schon früher erfolgt war; der Hinweis auf die Verringerung der Erträgnisse dürfte wohl so zu interpretieren sein, dass man die Oblei nun von einer vorwiegend naturalwirtschaftlichen auf eine geldwirtschaftliche Basis stellen wollte. Wir haben es hier also nicht mit der Errichtung, sondern vielmehr mit einer Neustrukturierung der bereits bestehenden Oblei in Admont zu tun, und die Initiative war offenkundig nicht vom Abt, sondern vom Konvent ausgegangen.[40]

V. Die Verbindung der Oblei mit „praebenda“, „capitulum“ und „dominus“

Das alles wäre jetzt nicht weiter von besonderem Interesse, wenn sich in der Urkunde von 1317 nicht zwei „verdächtige“ Begriffe fänden, die auf eine bestimmte Entwicklung hinweisen, die hinter der genannten Neuregelung stand, in eine tiefere ordensgeschichtliche Dimension reicht und uns zu einer anderen Formulierung der oben gestellten Frage veranlasst: Wenn die Einrichtung einer Oblei im Kloster mit dem benediktinischen Selbstverständnis einer Mönchsgemeinschaft eigentlich nicht vereinbar ist – haben wir es dann in der Zeit vom späten 13. bis zum frühen 15. Jahrhundert im Ordo Sancti Benedicti womöglich mit einer

---

achtbändigen Geschichte der Steiermark), der um 1815 im Hinblick auf eine (allerdings nicht zustande gekommene) Geschichte des Stiftes Admont eine umfangreiche Sammlung von Exzerpten angelegt hatte.

[39] Zur ersten Information über Leben und Werk dieses Abtes siehe: Johann TOMASCHEK, Wirken und Nachwirkung. Auf Engelberts Spuren in der Geschichte des Stiftes Admont. In: Michael BRAUNSTEINER und Johann TOMASCHEK (Hg.), Abt Engelbert von Admont (reg. 1297–1327), Admont 1997, S. 136–157.

[40] In jüngerer Zeit sind Bedenken an der herkömmlichen Auffassung von der Gründung der Oblei im Jahre 1317 aus den genannten Ursachen geäußert worden: Britta FAJFAR, Die Verwaltungsnormen der Hirsauer Reform und ihre praktische Umsetzung in Admont. In: Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark 86 (1995), S. 63–92, speziell zur Oblei S. 86f. Die Autorin hat zwar WICHNERS Darstellung „stark bezweifelt“, diese aber nicht richtig gestellt; sie sah es lediglich als „nicht recht verständlich“ an, dass in der „Entstehungsurkunde ... über wirtschaftliche Schwierigkeiten geklagt“ wurde.

ganz spezifischen „zeitgeistigen“ Strömung zu tun, die sich vom Buchstaben und Geist der Regula auch sonst in grundsätzlichen Belangen entfernt hat? Bei den erwähnten „verdächtigen“ Begriffen handelt es sich zunächst um das Wort „praebenda“, also einer Pfründe[41] im Sinne eines Teil-Vermögens, das sich im Besitz einzelner Personen oder Gruppen befinden und von diesen frei genutzt werden konnte, eben im Unterschied zum Gesamtvermögen eines Ordenshauses. Die ihnen täglich zu reichende und für den ganzen Konvent gemeinsame – das heißt: nicht auf die einzelnen Mönche aufgeteilte – Pfründe („*cottidiana et communis praebenda*“ könne ihnen, so klagten die Admonter Benediktiner im Jahre 1317, aus dem oben genannten Grund nicht mehr als eigenständiges und gewohntes Einkommen („*soluta et consueta*“) verabfolgt werden.[42] Nun ist „praebenda“ kein Ausdruck des benediktinischen Wortschatzes,[43] sondern gehört ganz offensichtlich zum Sprachgebrauch der Regular- und Säkular-Kanoniker, also der Chorherren, Domherren und Mitglieder von Kollegiatstiften.[44] Eben dorthin weist nun auch der zweite „verdächtige“ Begriff, der ganz am Schluss des Textes steht: „*Actum in nostro capitulo*“ heißt es dort, und die Beifügung „*Admontensi*“ sowie die Nennung des Priors und der Hinweis darauf, dass alles in gemeinsamer Beratung („*communi consilio et consensu*“) geschehen sei, lassen keinen Zweifel daran, dass es sich beim „capitulum“ in diesem Fall nicht um den am Kreuzgang in der Klausur gelegenen Kapitelsaal und die darin stattfindende regelmäßige Versammlung, sondern um den Konvent, also um die Klostergemeinschaft, handelt. Die Bezeichnung eines benediktinischen Konvents als „capitulum“ ist allerdings genauso ungewöhnlich wie die Verwendung des Begriffs „praebenda“ im klösterlichen Kontext, und sie lässt sich auch für die Zeit vor dem 13. Jahrhundert nicht nachweisen; bis dahin war „capitulum“ als Bezeichnung für eine geistliche Kommunität nach dem Befund der Quellen nur in den Dom-, Kollegiat- und Chorherrenstiften in Gebrauch.[45] In den Hirsauer Konstitutionen steht dieser

[41] Zur Herkunft und Bedeutung dieses vor allem seit dem Spätmittelalter im kirchlichen Vermögensrecht überaus wichtigen Begriffes siehe: H.-J. BECKER, Pfründe. In: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte, III. Band, Berlin 1984, Sp. 1743–1745.
[42] Jakob WICHNER, Geschichte (wie Anm. 37), S. 23.
[43] Das dem Substantiv „praebenda“ zugrunde liegende Verbum „praebere“ kommt zwar einige Male in der Benedikt-Regel vor, aber stets in einer seiner Grundbedeutungen (zeigen, darbieten) und nie in Verbindung mit wirtschaftlichen Dingen; siehe dazu den Index verborum in der Edition von R. HANSLIK (wie Anm. 18).
[44] Schon im 11. Jahrhundert werden die Begriffe „canonicatus“ und „praebenda“ als Synonyme verwendet; siehe dazu den entsprechenden Hinweis im Artikel von H.-J. BECKER (wie Anm. 41), Sp. 1744.
[45] Siehe dazu: H.-J. BECKER, Kapitel I. (Dom- und Stiftskapitel) und J. DEBOIS, Kapitel II. (Monastische und Ordenskapitel). In: Lexikon des Mittelalters V, München und Zürich 1991, Sp. 938f und 939–941. Zu den einzelnen Belegen in den Schriftquellen siehe das von Wolfgang HESSLER bearbeitete Stichwort

Begriff, den die Regula Benedicti in seiner übertragenen Bedeutung gar nicht kennt und ausschließlich in liturgischem Zusammenhang für die Unterteilung eines Psalmes verwendet, nur für den Kapitelsaal und die darin tagtäglich stattfindenden Versammlungen.[46] Die Klostergemeinschaft wird in der Benedikt-Regel durchwegs als „*congregatio*" bezeichnet; das Wort „Konvent" kommt dort noch nirgends vor, und als es sich im Laufe des Mittelalters im klösterlichen Sprachgebrauch (sowohl für die Kommunität als dann auch für den Klausurbereich) einzubürgern begann,[47] wurde „*congregatio*" häufig als übergreifende Bezeichnung für die am selben Ort ansässige Mönchs- und Nonnen-Gemeinschaft (so auch in Admont und in Millstatt) verwendet.[48]

Der früheste Beleg für den Gebrauch von „capitulum" im Sinne von „Konvent" bei den Benediktinern stammt meines Wissens aus Göttweig, wo man sich schon um 1225 dieses Begriffes bedient hat.[49] Für St. Lambrecht gibt es aus derselben Zeit, in einer Urkunde von etwa 1225,[50] die erstmalige Bezeichnung des Konventsiegels als „s*igillum capituli*", und in St. Peter in Salzburg ist erstmals in einer Urkunde vom 20. August 1281 von einem „größeren und besseren Teil des Kapitels" („ *maiori ac saniori parte capituli*") die Rede.[51] Ich brauche diese Reihe von Belegen hier nicht weiter fortzusetzen, möchte aber nun den Bogen zu einem anderen Begriff schlagen, der uns zwar bisher noch nicht expressis verbis begegnet ist, aber im Titel meines Beitrags vorkommt und damit schon die ganze Zeit gleichsam als

---

„capitulum" in: Otto PRINZ (Red.), Mittellateinisches Wörterbuch, Band II, München 1999, Sp. 232–235, speziell Sp. 234f („de conventu clericorum").

[46] Siehe dazu das Namen-, Sach- und Wortregister in: Pius ENGELBERT (Rec.), Willehelmi Abbatis Constitutiones Hirsaugienses II (= Corpus Consuetudinum Monasticarum XV/II), Siegburg 2010, S. 427f. Dort wird zwar „capitulum" nicht nur als Bezeichnung für die tägliche Versammlung („cottidie agendum") und den Versammlungsort („locus in domo"), sondern auch für die Klostergemeinschaft („conventus fratrum") angenommen; schaut man sich aber die hierfür angegebenen Stellen genauer an, so stellt sich heraus, dass es sich auch in diesen Fällen um die Versammlungen im Kapitelsaal handelt, z. B. S. 21: „(incarceratus) ... iubet dissolvi et in capitulum adduci." – Zum dreimaligen Vorkommen von „capitulum" im 18. Kapitel der Benedikt-Regel siehe: M. PUZICHA (wie Anm. 18), S. 218–221.

[47] Siehe auch dazu den Index verborum der in Anm. 18 genannten Edition der Benedikt-Regel von R. HANSLIK sowie das Namen-, Sach- und Wortregister zu der in Anm. 46 genannten Edition der Hirsauer Konstitutionen von P. ENGELBERT (dort sind bereits zahlreiche Belege für „conventus" angeführt).

[48] Zur Verwendung von „congregatio" im Hochmittelalter in Admont und Millstatt: Johann TOMASCHEK, 150 Mönche im Kloster ? Überlegungen zum Personalstand des Klosters Millstatt unter Abt Otto I. In: Franz NIKOLASCH (Hg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten. Tagungsband, Millstatt 2009, S. 42–54, zum Begriff „congregatio" S. 51.

[49] A. F. FUCHS, Urkunden (wie Anm. 28), S. 106 (Nr. 93); am Ende einer Urkunde von ca. 1225 heißt es: *„...et si abbas irritare voluerit, a toto capitulo unanimiter reclametur ...".*

[50] J(osef) v(on) ZAHN (Bearb.), Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark, II. Band (1192–1246), Graz 1879, S. 323 (Nr. 231).

[51] Franz MARTIN (Bearb.), Salzburger Urkundenbuch IV/1 (1247–1290), Salzburg 1928, S. 117 (Nr. 110); im Internet ist diese Urkunde unter www.monasterium.net (wie Anm. 26) / Salzburg / St. Peter / 1277–1285 / 1281 VIII 20 zu finden.

unsichtbarer Gast im Hintergrund steht: Wenn in einem benediktinischen Ordenshaus eine Vermögenstrennung stattgefunden hat und der Konvent über ein eigenes Budget verfügte, wenn dieses Sondervermögen noch dazu als „praebenda" bezeichnet wurde und der Konvent sich als „capitulum" verstand, so weist das – wie schon angedeutet – auf die Terminologie und damit auf die Lebensformen eines Kanonikerstiftes hin. Da fehlt jetzt also nur noch, dass sich die Mönche womöglich auch als „Herren" anreden ließen oder sogar selbst als solche bezeichneten. Genau das war nun allerdings vom späten 13. bis ins frühe 15. Jahrhundert der Fall, und dafür soll im Folgenden eine kleine, aber doch aussagekräftige Auswahl von Belegen präsentiert werden.[52] Das früheste Beispiel, das ich gefunden habe, stammt interessanterweise aus Millstatt: In einer Urkunde vom 25. Mai 1285 wird den Namen von zwei Mönchen, Konrad und Sifrid, jeweils die lateinische Titulierung „*dominus*" vorangestellt.[53] Schon sechs Jahre später finden wir aus demselben Kloster einen weiteren Beleg: In einer Urkunde vom 16. April 1291 werden unter den Zeugen die drei Konventmitglieder *„dominus Wilhelmus*, *dominus Gundacherus"* und *„dominus Sifridus"* angeführt.[54] Ebenfalls aus einem Kärntner Kloster, diesmal aus St. Paul im Lavanttal, kommt in einem Dokument vom 10. Mai 1296 ein frühes deutschsprachiges Äquivalent, das sogar eine besondere Pointe enthält: *„her Reicher"* und *„her Engelschalch"* werden nicht nur mit eben diesem Titel, sondern ausdrücklich als *„die zween chorherren* (!) *des vorgenannten gotshauses"* bezeichnet.[55] Aus etwas späterer Zeit stammt sodann ein Beleg in der bereits in anderem Zusammenhang zitierten Urkunde 1324 für Michaelbeuern, wo *„den herren ze Paeuern ze pesserung irre(r) phruent"* (hier haben wir also wiederum diesen uns schon aus der Admonter Urkunde von 1317 bekannten „unbenediktinischen" Ausdruck) eine Stiftung zugewendet wird.[56] Auch mehr als ein halbes Jahrhundert später ist der Gebrauch von „Herr" beziehungsweise „dominus" bei den Benediktinern noch in häufiger Übung. Als Beispiel sei hier das Urbar von St. Lambrecht aus dem Jahre 1390 mit dem frühesten Verzeichnis der zur Oblei gehörigen Güter angeführt; dort sind jene „*coloni*" (also die untertänigen Bauern)

[52] Eine Zusammenstellung der entsprechenden urkundlichen Belege bietet: Johann TOMASCHEK, Wandlungen in der Benennung von Ordensangehörigen österreichischer Benediktinerklöster im Mittelalter. In: Reinhard HÄRTEL (Hg.), Personennamen und Identität. Namengebung und Namengebrauch als Anzeiger individueller Bestimmung und gruppenbezogener Zuordnung, Graz 1997, S. 183– 212, speziell S. 194–200 („Benediktiner als Stiftsherren: Der Mönch als *dominus*, *her* und *chorherr*").
[53] J. TOMASCHEK, Wandlungen (wie Anm. 52), S. 198; die Urkunde wurde in Rosazzo (Friaul) ausgestellt, sodass hier allenfalls auch mit dem Einfluss des italienischen Urkundenwesens zu rechnen ist.
[54] J. TOMASCHEK, Wandlungen (wie Anm. 52), S. 198f.
[55] J. TOMASCHEK, Wandlungen (wie Anm. 52), S. 199.

verzeichnet, die „*ad oblayam dominorum*“ zu zinsen hatten.[57] Von etwas anderer Art ist sodann der aus der Zeit um 1400 stammende gleichfalls lateinische Besitzvermerk in einem Admonter Kodex, wo dieses Buch als Eigentum der „Herren von Admont“ ausgewiesen wird.[58]

Die Zahl dieser Belege ließe sich mühelos erweitern, doch soll damit nicht gesagt werden, dass für die österreichischen Benediktiner vom späten 13. bis ins frühe 15. Jahrhundert ausnahmslos die Titulierung als „Herren“ gebräuchlich gewesen wäre, ebenso wie sich ja in dieser Zeit auch nicht alle benediktinischen Konvente durchwegs als „Kapitel“ deklariert oder ihre Oblei stets mit dem Ausdruck „Pfründe“ verbunden haben. Der Umstand, dass es aber diese so häufig anzutreffende und geografisch breit gestreute, jedoch auf einen bestimmten Zeitraum begrenzte Terminologie gegeben hat, deutet aber doch auf gewisse gleichartige Voraussetzungen und gemeinsame Wurzeln hin.

VI. Die Herkunft der Oblei von den Kanonikern

An dieser Stelle ist nochmals auf das schon oben angesprochene, unverkennbare Vorbild der Kanoniker hinzuweisen, und eben dieser kirchliche Personenkreis ist es, auf den die Oblei in dem uns nun schon geläufigen Sinn unzweifelhaft zurückgeht: In den Dom- und Kollegiatstiften der Kanoniker finden wir die ältesten Belege für eine solche Einrichtung, weil sich dort schon sehr früh eine Vermögenstrennung zwischen dem Bischof (beziehungsweise dem Propst) und den Kanonikern herausgebildet hatte.[59] Die Einzelheiten dieser Entwicklung sind für unser Thema nicht weiter von Belang; es sei jedoch angemerkt, dass der Ausdruck „Oblei“ erstmals im Jahre 817 in Aachen, also im Zentrum des karolingischen Reiches im deutsch-französischem Grenzbereich, in Bezug auf ein Kollegiatstift nachweisbar ist,[60] und damit komme ich nun endlich zur Worterklärung: Wie schon vorhin angedeutet, liegt dem Begriff natürlich das passive Perfekt-Partizip von „offerre“, also „oblatus“, zu Grunde. Wäre das Wort direkt aus dem Lateinischen ins Deutsche übernommen worden, müsste es noch die

---

[56] Siehe oben Anm. 31.

[57] Stiftsarchiv St. Lambrecht, Sign. III/A/a/1, Bl. 31rb. Für die freundliche Übermittlung digitaler Aufnahmen sowie für umfassende Auskünfte zur Oblei in St. Lambrecht darf ich dem Archivar dieses Stiftes, Prior P. Benedikt Plank, meinen aufrichtigen und herzlichen Dank aussprechen.

[58] Es handelt sich um Cod. Admont. 518, die bemerkenswerter Weise eben jene „Constitutiones Hirsaugienses“ enthält, von denen oben bereits die Rede war (siehe Anm. 46); die Handschrift selbst stammt aus dem 12. Jahrhundert, der Besitzvermerk *„Iste liber est d(omi)norum Admontensium“* auf Bl. 1r dürfte um 1400 angebracht worden sein.

[59] Siehe dazu die Hinweise von H.-J. BECKER (wie Anm. 41), Sp. 1744.

Silbe „at“ enthalten (man denke nur an Fremdwörter wie „Fabrikat“ oder „moderat“ – oder eben an die Oblaten in der zweifachen Bedeutung dieses Wortes). Nun ist „oblatus“ aber zunächst ins Altfranzösische übernommen worden und somit über „obliee“ zu „oblee“ geworden (ähnlich wie „renatus“ zu „renee“). Daraus haben sich dann erst nach der Übernahme ins Deutsche die vier verschiedenen Schreibweisen von „Oblei“ entwickelt; in der Rückübersetzung ins Lateinische ist daraus „oblaia“, „obellaria“ oder (wie wir in der ersten Göttweiger Nennung gesehen haben) als Neutrum sogar „oblagium“ geworden. Im Blick auf diese sprachlichen Details sei hier nochmals die schon vorhin kurz angedeutete Frage aufgeworfen, ob dem Wort „Oblei“ tatsächlich der Begriff „oblata“ im eher kirchlichen Sinne von „dargebrachten Spenden“ (also von Opfergaben) zugrunde liegt – oder ob hier nicht doch die ursprünglichere und profanere Bedeutung als „Reichnis“ oder „Gabe“ (nämlich für den Lebensunterhalt) dahinter steht. „Opfer“ und „Oblate“ heißen ja im Französischen eben nicht „oblee“, sondern „oblation“ und „oblat“; diese in einem religiösen Sinn mit „darbringen“ verbundenen Wörter sind offensichtlich erst später, als bereits feststehende Begriffe, aus dem Kirchenlatein übernommen worden und haben daher die charakteristische, unmittelbar auf das lateinische Partizip hinweisende Silbe „at“ behalten.

Die Entwicklung der Oblei in den Stiften der Säkular- und Regularkanoniker[61] braucht uns hier nicht weiter zu interessieren, doch stellt sich nun die Frage, was denn die Benediktiner in so vielen Klöstern bewogen haben kann, diese Einrichtung ebenfalls zu übernehmen und sich überhaupt in manchen Dingen mehr als Kanoniker denn als Mönche zu gerieren. Eine erste Teilantwort gibt uns schon die Zeitspanne, in der sich diese „kanonikalen“ Elemente finden: Es ist die Zeit zwischen den großen monastischen Reformbewegungen des Mittelalters, im österreichischen Raum also nach dem Ausklingen der Hirsauer Reform und vor dem Einsetzen der Melker Reform. Die Zeit vom späten 13. bis ins frühe 15. Jahrhundert stellt sich somit als jene Epoche dar, in der sich den einzelnen Klöstern offenbar mangels genuin

---

[60] Dazu und zu den folgenden etymologischen Ausführungen siehe die Stichwörter „Oblata“, „Oblia / Obliae“ und „Oblagia“ in: Charles du Fresne DU CHANGE, Glossarium ad scriptores medii et infimi Latinitatis, T. III, Frankfurt am Main 1710, Sp. 10–13.

[61] Im Domstift Bamberg ist die Oblei seit dem 11. Jahrhundert nachweisbar. Siehe dazu: Kunio NASHIRO, Über die Oblei im Bistum Bamberg: Naturalabgaben und Geldumlauf mit einem Exkurs zur Entwicklung in Japan und China. In: Dieter RÖDEL und Joachim SCHNEIDER (Hg.), Strukturen der Gesellschaft im Mittelalter, Wiesbaden 1996, S. 227– 241, zu den Anfängen S. 229. – Für das Salzburger Domkapitel, das nach der Augustinus-Regel lebte, ist die Existenz einer Oblei und des Amtes eines „obleiarius“ erst durch die erstaunlich späte urkundliche Nennung vom 20. Oktober 1243 erwiesen: Willibald HAUTHALER und Franz MARTIN (Bearb.), Salzburger Urkundenbuch III (1200–1246), Salzburg 1918, S. 570–572 (Nr. 1020).

benediktinischer Initiativen und wegen des Fehlens einer ordensinternen Kontrollinstanz die Möglichkeit bot, die eine oder andere von den Normen der Regel abweichende Lebensform zu übernehmen. Die Benediktiner verfügten ja als einziger Orden[62] neben den Augustiner-Chorherren über keine zentralisierten Organisationsformen, vor allem über keine formellen Zusammenschlüsse mit den daraus resultierenden regelmäßigen Visitationen; sie unterschieden sich damit von den Regular-Kanonikern weit weniger als etwa von den Zisterziensern und Prämonstratensern oder gar von den Kartäusern (und natürlich auch, das sei hier nur am Rande vermerkt, von den Bettelorden). Die unverkennbare strukturelle Nähe zu den Chorherren wurde noch dadurch verstärkt, dass die Benediktiner ebenso wie diese in dem genannten Zeitraum schon längst in der Pfarrseelsorge tätig waren.[63] Es nimmt daher nicht wunder, dass man von den Kanonikern, die den eigenen Lebensformen in mehrfacher Hinsicht so offenkundig nahe standen, auch die Oblei übernommen hat.

Zur Titulierung der Mönche als „Herren" mochte freilich auch das Auftreten der Bettelorden noch zusätzlich beigetragen haben; insbesondere das Auftreten der Minder-Brüder und der Prediger-Brüder brachte ja eine wahre Inflation des Wortes „Frater" mit sich. Eben diese Bezeichnung hatte Benedikt in seiner Regel durchgehend für die Mönche verwendet und darüber hinaus zur verbindlichen Anrede erklärt, denn im Kloster sollte niemand „*puro nomine*", also mit dem bloßen Namen, angesprochen werden. Einzig und allein dem Abt, der sein Amt im Sinne Benedikts „*vice Christi*" ausübte, stand in dieser Position gleichsam als „Stellvertreter Christi" der Ehrentitel „*dominus*" zu. Weil der größte Teil der Benediktiner-Konvente bereits im Hochmittelalter aus Priestern und Trägern anderer höherer Weihegrade bestand[64] und deren Titulierung als „Herr" auch sonst nicht ungewöhnlich war, mochte dies

---

[62] Um die Mitte des 12. Jahrhunderts wurde dieser, sofern das Kloster sich der monastischen Reform angeschlossen hatte, fallweise als hirsauischer oder cluniazensischer bezeichnet. Siehe dazu den Beleg für Admont („*Hirsaugiensis vel Cluniacensis ordinis*") von ca. 1160 in: Josef ZAHN (Bearb.), Urkundenbuch des Herzogthums Steiermark, I. Band (798–1192), Graz 1875, S. 422 (Nr. 456).

[63] Zur grundlegenden Information ist immer noch heranzuziehen: Hildebert TAUSCH, Grundsätzliches zur Pfarrseelsorge der österreichischen Benediktinerabteien. In: Hildebert TAUSCH (Hg.), Benediktinisches Mönchtum in Österreich. Eine Festschrift der österreichischen Benediktinerklöster aus Anlaß des 1400jährigen Todestages des heiligen Benedikt, Wien 1949, S. 126–141. Ein anschauliches konkretes Beispiel bieten die Verhältnisse in St. Lambrecht: Dieses Kloster hatte von seinen Gründern acht Eigenkirchen erhalten und an ihnen schon im Laufe des 12. Jahrhunderts die Seelsorge übernommen, wobei in einem Fall (Mariahof) sogar die ehemals dort wirkenden Weltpriester verdrängt wurden. Siehe dazu: Benedikt PLANK, Geschichte der Abtei St. Lambrecht. Festschrift zur 900. Wiederkehr des Todestages des Gründers Markward von Eppenstein 1076–1976, St. Lambrecht 1976, S. 20f („Kirchengründungen") und 22 („Personelle Blüte").

[64] In Admont belief sich der Personalstand des Konvents im Jahre 1198 auf 44 Personen; darunter waren (mit dem Abt) nicht weniger als 23 Priester, sechs Diakone und fünf Subdiakone, die sämtlich mit Namen und Weihegrad angeführt sind: Josef ZAHN (Bearb.), Urkundenbuch II (wie Anm. 50), S. 59 (Nr. 28). – In

ebenfalls – und vielleicht auch diesmal nach dem Vorbild der Kanoniker – zu einer so unbefangenen und häufigen Verwendung von „dominus“ (auch in der verkürzten Form „domnus“) und „Herr“ geführt haben.[65]

VII. Oblei und Jahrtags-Stiftungen in Millstatt

Doch kehren wir nun wieder zur Oblei zurück. In der oben zitierten Admonter Urkunde von 1317 war von einer ganz bestimmten Einnahmsquelle der „*praebenda*“ des Konvents die Rede – von jenen Geld- und Sachzuwendungen, die dem Kloster von verschiedenen Personen „*pro remedio animarum*“, also für das Heil ihrer Seelen, dargebracht wurden. Nun stellte eine solchermaßen motivierte (allerdings noch mit keiner bestimmten Gegenleistung verbundene) Übergabe von Besitzungen um diese Zeit beileibe keine Neuerung dar; derartige Schenkungen waren ja schon längst zuvor üblich gewesen.[66] Was aber seit der Mitte des 13. und dann vor allem im Laufe des darauf folgenden Jahrhunderts hinzukam, war eine sehr beträchtliche Häufung von zumeist kleineren Zuwendungen und vor allem deren Verknüpfung mit ganz bestimmten Bedingungen: Die Spender wünschten nun ausdrücklich (was früher nicht der Fall gewesen war) für sich selbst oder bereits verstorbene Verwandte die Abhaltung eines feierlichen Jahrtages mit Gottesdienst (also einem Requiem) und Vigilien, einem speziellen (besonders umfangreichen) Teil des Chorgebetes, für die Verstorbenen; sie begnügten sich nicht mehr damit, in das allgemeine Fürbittgebet der Mönche eingeschlossen zu sein. Diese Entwicklung kommt natürlich auch nicht von ungefähr, sondern ist ihrerseits vor dem Hintergrund einer folgenreichen theologischen Neuerung zu sehen, der ein französischer Historiker vor nicht allzu langer Zeit ein großartiges Buch mit dem Titel „Die Geburt des Fegefeuers“ gewidmet hat. Demnach hatte sich bereits im Laufe des 12. Jahrhunderts die „Geographie des Jenseits“ radikal verändert, weil zu den beiden einander unversöhnlich gegenüberstehenden „Orten“ Hölle und Himmel nunmehr in der vom scholastischen, um die Vermittlung zwischen Gegensätzen bemühten Denken geprägten theologischen Diskussion

---

St. Lambrecht sind in einer Urkunde von 1225 unter 40 Mönchen 20 Priester, zwei Diakone und vier Subdiakone namentlich und mit Angabe des Weihegrades genannt; siehe dazu: Benedikt PLANK, Geschichte (wie Anm. 63), S. 29.

[65] Siehe dazu J. TOMASCHEK (wie Anm. 52), S. 184–188 („Die Benennungsvorschrift der Regula Benedicti: *Non puro nomine*, *frater* und *nonnus*“) und 189–194 („Im Zeichen der Hirsauer Reform: Benennung mit *Dom(i)nus*, Weihegrad und Amtstitel“).

[66] Die frühesten derartigen Schenkungen sind zumeist nicht in förmlich ausgefertigten Urkunden, sondern in so genannten Traditionsnotizen überliefert. Als beliebig herausgegriffenes Beispiel sei hier nur die Übergabe eines Gutes an das Kloster Admont von Seite eines Adeligen *„pro anime sue et parentum suorum“* aus der Zeit um 1135 angeführt: J. ZAHN (Bearb.), Urkundenbuch I. (wie Anm. 62), S. 158 (Nr. 155).

das Purgatorium (also das Fegefeuer) als dritter „Ort“ hinzu trat.[67] Diese neue Vorstellung, auf deren Ursprünge und Entwicklung ich mich hier nicht näher einlassen kann, fand alsbald eine so große öffentliche Resonanz, dass man sich auf dem 4. Laterankonzil veranlasst sah, sie als eigenes Thema (erstmals auf einer solchen Kirchenversammlung) zu behandeln. Die Konzilsväter brachten ihre feste Überzeugung zum Ausdruck, dass man den verstorbenen Gläubigen (da sie sich an einem Ort der Läuterung befanden), mit Almosen, Messfeier und „anderen Wohltaten“ zu Hilfe kommen könne.[68] Die hierauf folgenden beiden Konzilien von Lyon von 1245 und 1274 befassten sich damit besonders ausgiebig, und das letztgenannte fand dann jene klassisch gewordene Formulierung, die hierauf in unzähligen Schriften und Predigten im Klerus und im Volk verbreitet und später auch in die Katechismen aufgenommen wurde: „Die Seelen jener Personen, die zwar in wahrer Buß-Gesinnung verstorben sind, für ihre Sünden aber noch nicht hinreichend Genugtuung geleistet haben, werden nach dem Tod durch reinigende und läuternde Strafen gereinigt. Um diese Strafen zu lindern, nützt ihnen die Unterstützung durch die Lebenden, nämlich Messopfer, Gebete, Almosen und andere Liebesdienste, welche von den einen Gläubigen (gemeint sind die lebenden) für die anderen Gläubigen (die bereits verstorbenen im Fegefeuer) zu geschehen pflegen.“[69] Diese theologische und lehramtliche Neuheit zeigte schon in kurzer Zeit ihre Auswirkungen in der erwähnten großen Zahl von Jahrtagsstiftungen (den sogenannten Anniversarien), die so gut wie allen Klöstern in einem bis dahin nicht gekanntem Ausmaß aus den wohlhabenden Kreisen der Bevölkerung zugewendet wurden. Allein für Millstatt – und damit kommen wir auch wieder auf den genius loci zurück – sind aus den Jahren 1286 bis 1400 zwei Dutzend solcher Stiftungen urkundlich nachgewiesen. Die anscheinend vollständige Liste ist in der schon mehrmals zitierten Publikation von Erika WEINZIERL-

---

[67] Jacques LE GOFF, Die Geburt des Fegefeuers. Vom Wandel des Weltbildes im Mittelalter, 2. Auflage, Stuttgart 1991 (die französische Originalausgabe mit dem Titel „La Naissance du Purgatoire“ war 1981 in Paris erschienen); auf die Verbindung von Fegefeuer-Glauben und Anniversarien nimmt der Autor besonders auf S. 350–406 („Der gesellschaftliche Triumph: Seelsorge und Fegefeuer“) und dort ganz speziell auf S. 396–399 („Die Lebenden und die Toten: Testamente und Obituarien“) Bezug. Er weist darauf hin, dass sich die wohlhabenden Adeligen und Bürger, die auch früher schon für ihr und ihrer Verwandten Seelenheil fromme Stiftungen an kirchliche Einrichtungen getätigt hatten, nicht mehr mit dem allgemeinen Fürbittgebet am Todestag begnügten, sondern in zunehmendem Maße das „plenum offcium“, also das vollständige liturgische Todengedenken mit Gottesdienst und häufig auch mit Almosenverteilung wünschten.

[68] Henricus DENZINGER et Johannes UMBERG (Ed.), Enchiridion Symbolorum, Editio 21–23, Freiburg im Breisgau 1937, S. 198 (Nr. 427): *„Eleemosynas, sacrificium ceterarumque beneficia fidelibus posse prodesse defunctis credimus“*.

[69] H. DENZINGER et J. UMBERG, Enchiridion (wie Anm. 68), S. 216 (Nr. 464): *„... et ad poenas huiusmodi relevandas prodesse eis fidelium vivorum suffragia ...“*.

FISCHER zu finden.[70] Nicht jede Schenkung musste in Verbindung mit einer Jahrtagsstiftung stehen, doch handelte es sich – um nur einen kleinen Zeitraum beispielhaft herauszugreifen – in den Jahren 1333 bis 1343 bei sechs von sieben Schenkungen um die Begründung eines Anniversariums.[71]

Nun wäre es natürlich interessant, auf diese vielen Stiftungen für Millstatt näher einzu-gehen, weil daraus auch jener vorwiegend (aber nicht ausschließlich) adelige Personenkreis zu ersehen ist, mit dem das Kloster im Spätmittelalter in engerer Verbindung stand; darüber hinaus ließe sich auf dieser Grundlage wohl auch ein vollständiges Jahrtags-Kalendarium erstellen. Das wäre allerdings schon wieder ein eigenes (und durchaus ergiebiges) Thema für sich, dessen Erörterung über den Rahmen des vorliegenden Beitrags weit hinausgehen würde – ganz abgesehen davon, dass es hierfür umfassender regionalgeschichtlicher und prosopographischer Recherchen bedürfte. Blicken wir stattdessen, um die Millstätter Verhältnisse auch diesmal mit anderen Abteien vergleichbar zu machen, auf die frühesten Nennungen von Jahrtags-Stiftungen in einigen österreichischen Benediktiner-Abteien, wobei es sich nur um Beispiele handeln soll, die in chronologischer oder inhaltlicher Hinsicht besonders aussagekräftig sind. Der älteste bisher bekannt gewordene Beleg stammt aus Kremsmünster, wo sich schon für ca. 1230 eine solche Stiftung nachweisen lässt;[72] aus St. Peter in Salzburg ist eine erstmalige, für das Kloster mit der Verpflichtung zu Feier eines Anniversariums verbundene Schenkung aus dem Jahre 1251 bekannt.[73] Mit einem Abstand von dreieinhalb Jahrzehnten folgt sodann der früheste entsprechende Beleg für Millstatt, wo im Jahre 1286 erstmals eine derartige Stiftung getätigt wurde.[74] In enger zeitlicher Nähe sind auch die ersten urkundlichen Nennungen von Jahrtagsstiftungen für Melk und Göttweig zu finden: Für das erstgenannte Kloster stammt der entsprechende Beleg vom 2. Februar 1287[75]

---

[70] E. WEINZIERL-FISCHER, Geschichte (wie Anm. 13), S. 74–83, jeweils mit Angabe des Datums, der erworbenen Güter, des Stifters, der ausbedungenen Gegenleistung und der Form der Überlieferung.
[71] E. WEINZIERL-FISCHER, Geschichte (wie Anm. 13), S. 77.
[72] www.monasterium.net (wie Anm. 26) / Kremsmünster / 1160–1236 / 1230; der adelige Stifter traf für das jährliche Gedenken seines Todestages die Verfügung, dass künftig jeder Mönch an diesem Tag einen Becher Wein, ein weißes Brot und vier Eier erhalten solle; er selbst wünschte, wie ein Priester Anteil zu haben an den guten Werken des Klosters.
[73] www.monasterium.net (wie Anm. 26) / Salzburg / St. Peter / 1245–1252 / 1251 (Nr. 140a).
[74] E. WEINZIER-FISCHER (wie Anm. 13), S. 74; diese nicht näher datierte Urkunde ist in die Monumenta Historica Ducatus Carinthiae nicht aufgenommen worden und auch im Internet (noch) nicht recherchierbar; das Original befindet sich im Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.
[75] www.monasterium.net (wie Anm. 26) / Melk / 1276–1291 / 1287 II 02; in diesem Fall hatten sich die Stifter ihren Jahrtag ausdrücklich bein Katharinenaltar ausbedungen, wo sie auch eine Grablege für sich und ihre Verwandten wünschten.

und für das zweite vom 16. August 1288.[76] Diesen somit durchwegs ins 13. Jahrhundert fallenden frühesten Nennungen von Jahrtags-Stiftungen folgen erst ab 1312 die Belege für Seitenstetten, Lambach und Michaelbeuern. In dem niederösterreichischen Kloster ist zum ersten Mal in einer Urkunde vom 29. Oktober des genannten Jahres von einem Anniversarium die Rede,[77] in Lambach handelt es sich um eine Urkunde vom 2. Februar 1313[78] und in Michaelbeuern stammt die erste Nennung einer solchen Stiftung vom 13. Oktober 1320.[79] Im Vergleich mit den frühesten urkundlichen Belegen für die Oblei zeigt sich hier eine deutlich erkennbare Verschiebung nach hinten, also in Richtung einer jeweils früheren Nennung. Bei der Interpretation dieser Zusammenstellung ist natürlich dieselbe Vorsicht angebracht wie bei der Liste mit den Erstnennungen der Oblei, aber aus dem Gesamtbild ist doch ersichtlich, dass die Anniversarien in jedem der vorhin genannten Klöster[80] durchwegs etwas früher nachweisbar sind als die Existenz der Oblei, und Millstatt liegt diesmal in der chronologischen Reihe sogar im oberen Drittel.

Darf man allerdings aus dieser Beobachtung auch den Schluss ziehen, dass eben die Häufung der Jahrtags-Stiftungen zur Einrichtung solcher „Sonderbudgets“ oder Separatvermögen in den Klöstern geführt hat? Einer solchen Vermutung, die sich auf den ersten Blick förmlich anzubieten scheint, stehen jedoch zwei gewichtige Fakten entgegen: Erstens hatte ja die Oblei (siehe die Erstnennung von 817) bei den Kanonikern schon lange vor dem massenhaften Einsetzen der Anniversarien bestanden, und zweitens gab es andere Orden und Klöster, die ebenfalls zahlreiche Jahrtags-Stiftungen verbuchen konnten, aber keine Obleien eingerichtet haben. Besonders deutlich sieht man dies bei den Zisterziensern, und als instruktives Beispiel soll hier das niederösterreichische Kloster Zwettl angeführt werden. Dort war die Zahl der Anniversarien bereits im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts so groß geworden, dass man ein eigenes kalendarisches Verzeichnis mit den Eintragungen der an den einzelnen Tagen zu persolvierenden Stiftungen geführt hat – allein für die Tage vom 25. Juli bis zum 18. Oktober

[76] www.monasterium.net (wie Anm. 26) / Göttweig / 1266–1288 / 1288 VIII 16. Diese Urkunde liegt auch in einer Druckausgabe vor: A. Fr. FUCHS (Bearb.), Urkunden I (wie Anm. 28), S. 193f (Nr. 179).

[77] www.monasterium.net (wie Anm. 26) / Seitenstetten / 1303–1318 / 1312 X 29. Die Stiftung war ausdrücklich an die Gusterei (also nicht an die Oblei) erfolgt und verpflichtete das Kloster im Rahmen des Anniversariums auch zu einer Almosenverteilung.

[78] www.monasterium.net (wie Anm. 26) / Lambach / 1308–1322 / 1313 II 02. Die Stifterin war in diesem Fall Königin Elisabeth, die Witwe von König Albrecht I.

[79] www.monasterium.net (wie Anm. 36) / Michaelbeuern / 1276–1331 / 1320 X 13. Der Jahrtag wurde von Angehörigen der insbesondere in Niederösterreich bedeutenden Familie der Kuenringer gestiftet und war unter anderem mit Weingärten in der Wachau dotiert.

sind dort elf Jahrtags-Stiftungen eingetragen.[81] An diesen Tagen gab es für die Mönche, denen ja die Anniversarien eine zusätzliche Gebets- und Messverpflichtung aufbürdeten, eine Aufbesserung ihrer Kost, meist in Form von Fischen, „schönerem" Brot und besserem Wein. Die Mittel für dieses so genannte „Servitium" kamen aber nicht etwa aus einer separat verwalteten Oblei, sondern aus dem ungeteilten Gesamtvermögen des Klosters: Die Verabreichung der genannten Zusatzkost fiel nämlich, wie in dem Verzeichnis jeweils ausdrücklich vermerkt wurde, in die Zuständigkeit des Abtes beziehungsweise des Zellerars.[82]

Es gibt somit ganz sicher keinen ursprünglichen oder gar ursächlichen Zusammenhang zwischen den Anniversarien und der Oblei. Die für die Jahrtage gestifteten Erträgnisse waren ja zunächst (wie das auch die Admonter Urkunde von 1317 nahelegt) in das allgemeine Klostervermögen eingeflossen und bei den Benediktinern erst späterhin, nachdem die Oblei nach dem Vorbild der Kanoniker bereits eingeführt worden war, zur Mitfinanzierung dieser neuen Institution herangezogen worden. Die Verbindung zwischen den Jahrtags-Stiftungen und der Oblei ist dann freilich eine so enge geworden, dass jener bereits zitierte Historiker, der die Obleien im Domstift Bamberg untersucht hat, die ebenso verkürzte wie pointierte Feststellung treffen konnte: „Die Oblei war eine Stiftung mit dem Ziel der Erlösung der Seele des Stifters".[83] Das war sie von vornherein natürlich nicht, und im Sinne des oben zitierten Konzilsdekrets müsste man „Erleichterung der Fegefeuer-Strafen" statt „Erlösung" sagen.

VIII. Die Melker Reform und das Ende der Oblei bei den Benediktinern

Es war vorhin davon die Rede, dass sich die Oblei in den Benediktinerklöstern erst ab dem späten 13. Jahrhundert nachweisen lässt, und demnach steht jetzt noch die Frage im Raum, wie lange diese Institution bestanden hat. Diese Frage ist noch schwerer als die nach den

---

[80] Auch in den Chorherren-Stiften würde eine derartige Untersuchung das gleiche Resultat ergeben, doch kann und soll hier darauf nicht näher eingegangen werden.

[81] Das Verzeichnis der Jahrtags-Stiftungen ist ein Teil des so genannten Stifterbuches, ehemals „Stiftungen-Buch" oder nach seinem schweinsledernen (aus der Haut eines Ebers gefertigten) Einband „Bärenhaut" genannt. Dieses liegt bisher nur in einer alten Druckausgabe vor: Johann von FRAST (Hg.), Das „Stiftungen-Buch" des Cistercienser-Klosters Zwetl (= Fontes Rerum Austriacarum II/3), Wien 1851; die nach dem Heiligen-Kalendarium des Kirchenjahres angeordneten Stiftungen sind dort auf S. 477–483 zu finden, der als Beispiel herangezogene Zeitraum (*„Item in die sancti Iacobi* bis *Item in die sancti Lucae"*) steht auf S. 480. - Eine ausführliche Beschreibung der Handschrift mit einer detaillierten Aufschlüsselung des Inhalts bietet: Joachim RÖSSL, Liber Fundatorum Zwetlensis Monasterii („Bärenhaut"), Graz 1981 (Kommentar zur Faksimile-Ausgabe).

[82] Bei fast allen Eintragungen findet sich der ausdrückliche Vermerk *„... per abbatem vel cellerarium ministratur",* (oder *„ministretur"*); in einigen wenigen Fällen heißt es, ohne Nennung des Abtes, *„per maiorem cellerarium ..."*.

[83] Kunio NASHIRO, Oblei (wie Anm. 61), S. 229.

Anfängen zu beantworten, weil die Auskünfte der Quellen nun etwas differenzierter zu betrachten sind: Die von der Oblei verwalteten Güter wurden nämlich in die Urbare eingetragen, und dort blieben sie nicht selten auch noch dann verzeichnet, wenn diese „präbenda" des Konvents bereits faktisch zu existieren aufgehört hatte.[84] Man weiß ja aus Vergangenheit und Gegenwart, dass die administrativen Strukturen ein stark ausgeprägtes Beharrungsvermögen aufweisen, und in den meisten Klöstern dauerte es bis zur nächsten größeren Verwaltungsreform (in Admont war das erst ab 1617 der Fall), bis die Oblei-Güter endgültig als separate Rubrik aus den Urbaren verschwanden. In Millstatt sind sie jedenfalls noch in dem bereits vom Georgs-Ritterorden angelegten Urbar von 1470 zu finden.[85]

Grundsätzlich kann man aber davon ausgehen, dass die Oblei als „kanonikales Element" im Kloster mit dem Wirksamwerden der neuen monastischen Reformbewegungen im Laufe des 15. Jahrhunderts zu bestehen aufhörte.[86] Die neuerliche Besinnung auf Buchstaben und Geist der Benedikt-Regel machte die Unvereinbarkeit einer solchen Institution mit dem Grundsatz einer strikten Gütergemeinschaft deutlich, und im Zuge der Visitationen, in denen es um die Abstellung von regel- und ordenswidrigen Missständen ging, wurde die Oblei in den einzelnen Klöstern entweder ganz formell oder doch de facto abgeschafft.[87] Dass man um diese Zeit bei den Benediktinern auch von der Titulierung der Mönche als „Herren" abkam und zu der mit der Regel konformen Bezeichnung „Frater" (beziehungsweise dem deutschen Äquivalent „Bruder") zurück kehrte, versteht sich da geradezu von selbst.[88] Ein besonders informatives Beispiel für die Neuorientierung der Abteien im Zuge der „Melker Reform" bietet das bereits in anderem Zusammenhang genannte Kloster Göttweig, das im Juli 1418

---

[84] In Admont ist noch in den Urbaren aus der Mitte des 16. Jahrhunderts den Oblei-Gütern jeweils eine eigene Rubrik gewidmet; siehe dazu: Britta FAJFAR, Verwaltungsnormen (wie Anm. 40), S. 86. Das Verschwinden dieser Rubrik in den späteren Urbaren hat möglicherweise dazu geführt, dass man in der älteren stiftsgeschichtlichen Literatur irrtümlich annahm, Abt Valentin Abel (1545–1568) habe die Oblei „aufgelöst".

[85] Wilhelm DEUER, Millstatt (wie Anm. 14), S. 776 mit Anm. 119; die Oblei-Güter sind in diesem Urbar (Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 14.177) auf Bl. 29 verzeichnet.

[86] Im österreichischen und im süddeutschen Raum wurde diese monastische Neubesinnung von der „Melker Reform" getragen; siehe dazu: Joachim ANGERER, Die Reform von Melk. In: Ulrich FAUST und Franz QUARTHAL (Bearb.), Die Reformverbände und Kongregationen der Benediktiner im deutschen Sprachraum (= Germania Benedictina, Band I), St. Ottilien 1999, S. 271–313.

[87] Für Benediktbeuern bringt Josef HEMMERLE (wie Anm. 22), S. 134, einen in die gleiche Richtung weisenden Beleg: „Nach einer Aufzeichnung von K. Meichelbeck wurde die Oblei mit der Einführung der Melker Reform 1441 aufgelöst." Wahrscheinlich ist diese Einrichtung aber schon früher, nämlich auf dem Petershausener Kapitel von 1417, in sämtlichen bayerischen Benediktinerklöstern abgeschafft worden.

[88] Siehe dazu J. TOMASCHEK, Wandlungen (wie Anm. 52), S. 200–206 („Auf der Suche nach einer benediktinischen Identität: Der Wechsel zu *frater*, *bruder* und *pater*).

einer ausgiebigen Visitation unterzogen wurde.[89] In den hierüber ausgefertigten Statuten, die den Mönchen zum Abschluss übergeben wurden, steht gleich am Anfang der bedeutungsvolle Satz „*Item eis omnia communia erunt*“ – „ihnen (den Klosterangehörigen) soll in Zukunft alles (Vermögen) gemeinsam sein“, und alle sollten ihren persönlichen Besitz („*bona sua*“) beim Abt abgeben. Gleich darauf folgt die hieraus ganz logisch resultierende Detailbestimmung: „*Oblagium est eis receptum*“ („die Oblei ist ihnen weggenommen“), und künftig sollen für die Verstorbenen auch keine Vigilien gesungen (also keine Anniversarien mit feierlichem Gottesdienst gehalten) werden. Die strengen Visitatoren waren sich freilich bewusst, dass die Stifter dieser Jahrtage auf den (durchwegs schriftlich getroffenen) Vereinbarungen bestehen würden, doch hatten sie für diesen Fall einen theologisch stichhaltigen und zugleich recht praktikablen Rat für die Mönche: Man solle diesen Stiftern („*fundatoribus*“) zur Antwort geben, dass nach einem allgemein bekannten Diktum bereits ein kurzes Gebet den Himmel zu durchdringen vermöge („*brevis oratio penetret celum*“). Diese im Vergleich mit der auf ein möglichst großes Gebetsquantum bedachte spätmittelalterlichen Frömmigkeit geradezu aufklärerisch anmutende Aussage wird dann noch durch ein konkretes Beispiel erläutert: Ein einziges „Ave Maria“, in demütiger Gesinnung des Herzens gesprochen, sei Gott bei weitem wohlgefälliger als hundert Vigilien. Somit war es in Göttweig nun mit den bis dahin so reichlich fließenden Jahrtags-Stiftungen vorbei, und auch in Millstatt wird es nicht anders gewesen sein: Die kontinuierliche Serie derartiger Stiftungen endet hier sogar schon mit dem Jahre 1400.[90]

Wann und wie in Millstatt dann auch die Oblei in dem vorhin erläuterten Sinn als „kanonikales Element“ ihr Ende gefunden hat, wissen wir im Einzelnen nicht, da wir für dieses Kloster bezüglich der Auswirkungen der monastischen Reform des 15. Jahrhunderts überhaupt nur sehr unzureichend informiert sind. Der beste Kenner dieser Materie hat sich dazu in einem Vortrag, den er vor 26 Jahren in Millstatt gehalten hat, folgendermaßen resümierend geäußert: „Die Melker Reform ist also ... vorläufig nur mittelbar zu Millstatt in Beziehung zu setzen. Um zu einem Urteil zu kommen, müssten erst einmal die Buchbestände Millstatts, soweit sie vorhanden und erfassbar sind, im Hinblick auf Unterlagen der Melker

[89] Adalbert Fr. FUCHS (Bearb.), Urkunden und Regesten zur Geschichte des Benedictinerstiftes Göttweig, III. Theil (1468–1500 / Nachträge); S. 399–402 (Nr. 2235); die zitierten Passagen aus den Statuten stehen auf S. 401f.

[90] E. WEINZIER-FISCHER (wie Anm. 13), S. 79; aus den Jahren 1445 und 1466 gibt es noch je einen vereinzelten Beleg (S. 82f) für eine solche Stiftung.

Observanz untersucht werden.“[91] Dieser womöglich doch erfolgversprechenden Arbeit hat sich aber weder damals noch in späterer Zeit jemand unterzogen.

Damit bin ich nun endlich in der „Zielgerade“ meiner mitunter etwas verschlungenen Überlegungen angekommen. Vielleicht hätte man sich etwas mehr Konkretes über Millstatt erwartet, aber die spezifisch regionalen Bezüge und die Detailbelege für die Stiftungen zur Oblei lassen sich ja, wie schon einmal angedeutet, bei RENNER und insbesondere bei WEINZIERL-FISCHER in extenso finden; das sollte hier nicht noch einmal in gleicher Ausführlichkeit wiedergegeben werden. Mir ging es vielmehr (und ich hoffe, das ist hinreichend deutlich geworden), um die größeren ordensgeschichtlichen Zusammenhänge und um die Aufhellung der geistesgeschichtlichen Hintergründe. Damit wollte ich zeigen, dass das Thema „Oblei“ weitaus mehr enthält als seine herkömmliche Unterbringung in den wirtschafts- und verwaltungshistorischen Abschnitten der klostergeschichtlichen Literatur vermuten lässt. Ob es mir gelungen ist, RENNERS immerhin schon fast 80 Jahre altes Postulat nach einer „befriedigenden Erklärung“ endlich zu erfüllen, will ich dahin gestellt sein lassen.

[91] Joachim ANGERER, Die Melker Reform und das Benediktinerkloster Millstatt. In: Franz NIKOLASCH (Hg.), Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 1986, Tagungsband, Millstatt 1986, S. 112–125; die zitierte Stelle steht auf S. 125.

WIRKUNGSSTÄTTEN DES ST. GEORGS-RITTERORDENS AN EINIGEN BEISPIELEN IM HEUTIGEN BURGENLAND UND NIEDERÖSTERREICH

Albert Gernot Absenger

I. Vorwort

Von des St. Georgs-Ritterordens Stiftungsgütern werden im Folgenden nur jene besprochen, bei denen erheblicher „Besitz“ vorhanden war. Zu diesem zählte z. B. die Johanniterkommende Mailberg nicht, obwohl diese neben dem Kloster Millstatt zu den anfänglichen Hauptdotationen[1] gehören sollte.[2] Kaiser Friedrich III. (1440-1493) war bemüht, seiner Lieblingsgründung ansehnliche Güter zuzuweisen. Die Liegenschaften und Interessen umfassten mit Stand von 1521 u. a.: Kloster Millstatt als erster Hauptsitz, Maut zu Lieserhofen, Schlösser Landskron, Sternberg, Steyrberg, Rechberg, Ämter St. Margareten in der Reichenau und Tweng, Pfarren Sternberg, St. Stephan im Jauntal, Altlembach und Pürgg (in Innerösterreich); Herrschaften Trautmannsdorf, Wartenstein-Grimmenstein, Petronell, Lichtenwörth, Schloss, Markt und Pfarrkirche zu Unterwaltersdorf, Amt Grimmenstein, Domkirche und Kreuzhöfe in Wiener Neustadt (als zweiter Hauptsitz); St. Martins-Spital vor dem Burgtor in Wien (Aufenthalt alter Leute, besonders aus dem Hofgesinde); Pfarre Bozen.[3] Der an Kaiser Karl V. berichtende Hochmeister Johann Geumann führte als Passiva u. a. die Versorgung von 70 Pfründnern an, was mit Abstrichen einen Schluss auf den damaligen Mitgliederstand erlaubt.[4]

Wo und wie dies im heutigen Burgenland und Niederösterreich begonnen hatte, wird hinsichtlich Eisenstadt und Wiener Neustadt erörtert werden: “Eine der größten Aufstockungen bedeutete für die Millstätter Georgsritter die Eingliederung des Bistums Wiener Neustadt 1479.“[5] Beide wurden 1469 fast zeitgleich gegründet, dann 1479 vereinigt und nach langwierigen Streitigkeiten durch landesfürstlichen Schiedsspruch 1534 wieder

[1] Hermann Heinrich, Die Georgen-Ritter und ihre Besitzungen in Oesterreich, Kärnthen und Steyer; in: Neues Archiv für Geschichte, Staatenkunde, Literatur und Kunst, 2. Jg. (XXI. als Fortsetzung), Nr. 64, 1830, Seite 502.

[2] Winkelbauer Walter Franz, der St. Georgs-Ritterorden Kaiser Friedrichs III., Phil. Diss., Univ. Wien 1949, Seiten 116, 118.

[3] Verein für Landeskunde von Niederösterreich (Hg.), Topographie von Niederösterreich, Alphabetische Reihenfolge und Schilderung der Ortschaften in Niederösterreich, 5. Bd., Wien 1908, Seite 828.

[4] Winkelbauer, 1949, Seite 130 ff//siehe auch Katzettl Fritz, Wiener Neustadt und der St. Georgs-Ritterorden Kaiser Friedrichs III., phil. Diplomarbeit, Univ. Wien, 1996, Seite 98 ff.

[5] Fräss-Ehrfeld Claudia, Die Georgsritter in Millstatt; in: Geschichtsverein für Kärnten, Bulletin, 2. Halbjahr 2009, Seite 81.

getrennt.[6] Wegen des Widerstandes des Domkapitels aus Augustiner-Chorherren, die keine Georgsritter werden wollten, funktionierte das Unterfangen gerade zwei Jahre, wie geplant (1528 bis 1530), und scheiterte schließlich. Trotzdem bedeutete diese Periode und besonders die Regierungszeit von Kaiser Maximilian I. (1493-1519), des eifrigsten Förderers,[7] doch die Blütezeit des Ordens. Dieser sollte einen Großteil seiner Besitzungen nur mit Schwierigkeiten nutzen können, weil sie nicht vakant waren, Ansprüche von Pächtern (etwa Leibgedinge auch für Nachkommen) und Vorbesitzern bestanden, die zu Prozessen führten.[8] Im Falle der „Komturei" Unterwaltersdorf wird besonders deutlich, dass der von materiellen Sorgen geplagte Kaiser Friedrich III. seine Dotation zum Nachteil des Ordens doppelt nützte, etwa zur gleichzeitigen Versorgung eines durchaus verdienten Günstlings. Außerdem betont der Kaiser im Stiftsbrief die Lehensherrschaft seines Hauses. Von den ersten Zuwendungen an den Orden bis zu den letzten unter König Ferdinand I. (Schloss und Herrschaft Scharffeneck, 1538) erhebt sich bei vielen die Frage, ob es sich um einen privaten Besitzzuwachs des Hochmeisters oder einen solchen des Ordens gehandelt hat.[9] Wie schon bei den Vorgängern Johann Siebenhirter und Johann Geumann fällt besonders bei Dr. Wolfgang Prantner, dem dritten und letzten Magister generalis (1533 bis 1541), die Verquickung von Ordensgut mit privaten Interessen auf. Dieser Finanzfachmann und reichste der drei Hochmeister hielt es wohl so, dass „der Besitz eben immer für den da ist, der ihn gerade hat"[10]: nicht weit entfernt von der Haltung der Ordensgüter-Verwalter, welche die mangels genügender Zahl von Ordensrittern fehlende Kontrolle zur Bereicherung ausnützten, bzw. der Ordensgüter-Pächter, die ihr Bestandgeld nur zum Teil bezahlten. Das Ordensgut Unterwaltersdorf tituliert als „Komturei", bestand als solche beweisbar nur 2 Jahre (1492 bis 1494), hatte doch Kaiser Friedrich III. gleichzeitig einen Günstling zwecks Versorgung als „Komtur" eingesetzt, der sich gegen seine Priesterbrüder zu ihren Ungunsten behauptete. Grundherrschaft und Pfarre Lichtenwörth erlauben hinwieder den Blick auf eine dem Orden nur 25 Jahre inkorporierte ursprüngliche Dotation der Wiener Neustädter Augustiner-Chorherrn. Die materielle Lage besserte sich unter Kaiser Maximilian I. (1493-1519) etwas. Von weiteren Gütern, die während seiner Regierungszeit dem Ordensbesitz zugewachsen waren, hatten etwa die Herrschaften Petronell, Trautmannsdorf und Wartenstein-

[6] Winkelbauer, 1949, Seite 145.
[7] Katzettl, 1996, Seite 103.
[8] Winkelbauer, 1949, Seite 117.
[9] Katzettl, 1996, Seite 103.
[10] Winkelbauer,1949, Seite 154.

Grimmenstein größere Bedeutung.[11] Zur Finanzierung der Türkenkriege wurden gerade diese Ordensgüter im 16. Jh. mehrfach als Pfänder für hohe Kreditsummen zwecks Truppenbezahlung verwendet, besonders bei den großangelegten osmanischen Angriffen 1541 und 1565/1566. In dem letztgenannten türkischen Vorstoß kündet der „Steueraufstand" in der Herrschaft Petronell davon, was diese Geldbeschaffungen um jeden Preis für die Untertanen bedeuteten.

II. Einleitung

Im Krieg gegen die Muslime, den seit dem Mittelalter ständigen Gegnern des Christentums, mussten sich die europäischen Ritter zusammenschließen. So entstanden als wichtigste dieser Vereinigungen die geistlichen Ritterorden: der Aufgabe entsprechende Verbindung von bete (mit der religiösen Inbrunst von Mönchen) und arbeite (mit der Effizienz von Rittern in der Schlacht). Ihr Einsatz genoss höchste Wertschätzung und wurde vom christlichen Europa des Hochmittelalters nach Kräften unterstützt. Galt es doch, die bis ins 7. Jh. christlich-oströmischen Heiligen Stätten in den sogenannten Kreuzzügen von ihren muslimischen Eroberern zurückzugewinnen. Nach Erfolgen gegen diese ging Palästina mit dem Ende der Kreuzfahrerstaaten (1099 – 1291) letztlich doch verloren. Solch ein Kampf aus Idealismus gehörte dem Hochmittelalter an, etwa beim Vorbild, dem Deutschen Orden. Diese Geisteshaltung wurde im Spätmittelalter nach wie vor hochgehalten, ihr Wiederaufleben gefordert. Das geschah bewusst in Form des St. Georgs-Ritterordens, der sich von den zeitgenössischen lockeren Ritterbünden und Adelsgesellschaften unterschied. Einer dieser Vereinigungen, dem von Kaiser Sigismund spätestens 1408 gegründeten ungarischen Drachenorden, hatte Herzog Ernst der Eiserne, der Vater Kaiser Friedrichs III., angehört. Die Territorialherren wollten damit nicht nur den Kampf gegen die Feinde der Christenheit fördern, sondern auch die wichtigsten Vertreter des Adels an sich binden.[12]

Als der spätere Kaiser Friedrich III. 1415 geboren wurde, tagte das Konzil von Konstanz (1414-1418), das um den Preis der Hussitenkriege die Kircheneinheit wiederherstellte. Der heranwachsende Prinz war mit den Forderungen nach einer Erneuerung der Kirche konfrontiert. Tatsächlich trat 1431 das Konzil von Basel zusammen. Unter vorgegebener Berufung auf Kaiser Sigismund (gestorben 1437) erschien 1439 die später weitverbreitete und

[11] Winner Gerhard, Die Lehen des St. Georgsordens in Niederösterreich; in: Unsere Heimat, Monatsblatt des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich und Wien, Jg. 30, Nr. 10-12, Wien 1959, Seite 206.

[12] Koller Heinrich, Der St. Georgs-Ritterorden Kaiser Friedrichs III.; in: Fleckenstein Josef/Hellmann Manfred (Hg.), Die geistlichen Ritterorden Europas; aus: Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Bd. XXVI, Sigmaringen 1980, Seite 419.

folgenreiche (Reformation, Bauernkriege) Flugschrift „Reformatio Sigismundi“ (gedruckt erstmals 1476) und verlangte genau das, etwa scharfe Trennung des geistlichen und weltlichen Bereichs, Durchführung der Reform - bei Versagen des Hochadels durch den niederen Adel und das Bürgertum. Die Laien müssen allerdings verschiedene Bedingungen erfüllen, um legitimiert zu sein, die von den Konzilien versäumten Reformen in die Tat umzusetzen, gemeinsam mit jenen, „dye got forchten.“[13] Bereits zu dieser Zeit mag sich Friedrich, der schon 1436 eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen hatte, dabei in Zypern (Reisestation auf seinem Weg) angesichts des dortigen Schwertordens (gegründet 1347, Verleihung besonders an ritterliche Pilger, um diese zur Loyalität und zum Kreuzzug zu verpflichten) Gedanken über wahres Rittertum gemacht haben. Er vertraute dies seinem Notizbuch an, dessen Eintragungen nur teilweise datiert werden können (mehrheitlich 1447-1448, zuletzt 1456),[14] wie etwa die folgende Notiz: „Welcher zu Jerusalem auf dem Hl. Grab Ritter wird, der muss dreierlei schwören: erstens Witwen und Waisen zu schirmen; zweitens Arme und Reiche gerecht zu behandeln; drittens wann man das Hl. Grab mit Gewalt aus den Händen der Heiden und Ungläubigen gewinnen und nehmen wollte, so soll ein jeder, der da ritter wird, daselbs hinkomen und dazu mit ungefähr seinem ganzen Vermögen helfen.“[15] Der habsburgische Kaiser Friedrich III. stellte die spätmittelalterliche Gründung von 1469 bewusst in die Tradition des Hochmittelalters. Für den Herrscher könnte 1469 auch das Motiv bestanden haben, die nach 1378 abgekommene habsburgische Societas Templois – ein weltlicher Ritterbund, auch „Georgsritter- und Templeisenorden“ genannt - wieder zu stiften, der vor 1337 durch Herzog Otto den Fröhlichen [1301-1339] gegründet worden war[16]. Vor diesem Hintergrund entstand 1469 ein geistlicher Ritterorden zur Erlangung des Seelenheils für Kaiser Friedrich III. und darüber hinaus für Glanz und Ruhm des Hauses Habsburg. Zwischen 1467 und 1483 griffen die Türken fast alljährlich Kärnten und Slowenien an, davon fünfmal in großer Zahl. In den Jahren 1476 und 1478 erfolgte dabei die einzig bekannte und

[13] Pfaff Carl, Klerus und Laien im spiegel der „Reformatio Sigismundi“; in: Lutz Eckard Conrad/Tremp Ernst, Freiburger Colloquium 1996, Freiburg 1999, Seite 196.
[14] Lhotsky Alphons, A E I O U. Die „Devise“ Kaiser Friedrichs III. und sein Notizbuch; in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, LX. Bd., Sonderdruck, Graz-Köln 1952, Seite 176.
[15] Lhotsky, 1952, Seite 188.
[16] Feil Josef, Über die ältesten St. Georgsritter in Österreich oder die Gesellschaft der Tempelaise; in: Österreichische Blätter für Literatur, Kunst, Geschichte, Geographie, Statistik und Naturkunde, V. Jg., Nr. 56, Montag, 6. März 1848, Seite 218.

als militärisch zu bewertende Aktion der Georgsritter.[17] Einige von ihnen bewachten die „Türkenklause am Engpass zu Windisch-Käppel“ in der Nähe der Komturei Rechberg (heute Katastralgemeinde von Bad Eisenkappel-Vellach). Zu ihren Ordensaufgaben zählte ein Kriegseinsatz nicht, was sogar Bürger- und Bauernhaufen des öfteren versuchten.[18] Nördlich der Kärntner Marktgemeinde (Bezirk Völkermarkt) befinden sich noch Reste dieser Türkensperre. Im Streit um das Königreich Böhmen (später zur Eroberung des Burgenlandes, Wiens und Niederösterreichs) fiel der Ungarnkönig Matthias Corvinus im Sommer 1477 über Trautmannsdorf[19] in Niederösterreich ein. Die Wirkungsstätten der St. Georgs-Ritter lagen genau in den umkämpften Gebieten, denen längere Friedensperioden erst durch die Friedensschlüsse von Pressburg (1491 mit Ungarn) und von Karlowitz (1699 mit der Hohen Pforte) beschert wurden. Nachdem Hochmeister Johann Siebenhirter sein Amt übernommen hatte und in den Besitz des ausgedehntesten Dotationsgutes, des ehemaligen Benediktinerstiftes Millstatt, feierlich eingeführt worden war (14. Mai 1469),[20] begann er aus eigenen Mitteln ohne Verzögerung durch Aus- und Neubauten mit der Befestigung des umfangreichen Stiftsareals durch Mauern und Ecktürme. Des Magister generalis Bemühungen zeigten offensichtlich auch bei der Gewinnung neuer Mitglieder Erfolge. Die ersten namentlich bekannten Kleriker des Ordens empfangen von Wolfgang, Chorbischof des Bistums Passau, in Wien die Weihen (7. und 8. Juni 1471) als Priesterbrüder,[21] Johann von Neunkirchen zum Akolythen, der Akolyth Bartholomäus Ochutter zum Subdiakon. Siebenhirters Wunsch wird bei drei Brüdern des St. Georgs-Ritterordens vom päpstlichen Legaten Markus, Kardinal und Patriarch von Aquileia, berücksichtigt. Letzterer erteilt das Privileg (9. Mai 1472)[22] der übrigen Weihen durch einen beliebigen katholischen Kirchenvorsteher für den Akolythen Erhard Elffenberger (Diözese Salzburg) sowie die Subdiakone Hermann Graf (Diözese Mainz) und Michael Dekendorf (Diözese Passau).[23] Als Begleiterscheinung des aufkommenden Protestantismus geschah mehr als ein halbes Jahrhundert später das Gegenteil. Die Verfallserscheinungen im St. Georgs-Ritterorden

[17] Bergmann Joseph von, Der St. Georgs-Ritterorden vom Jahre 1469-1579; in: Mittheilungen der k.k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, XIII. Jg., Wien 1868, Seite 170.
[18] Winkelbauer, 1949, Seite 19.
[19] Unrest Jakob, Österreichische Chronik, hg. von Karl Grossmann; in: Monumenta Germaniae Historica, Scriptores Rerum Germanicarum, Nova Series, Tomus XI, Weimar 1957, Seite 82.
[20] Katzettl, 1996 Seite 33.
[21] Winkelbauer, 1949, Seite 20.
[22] Winkelbauer, 1949; Seite 20 f.
[23] Winkelbauer, 1949, Seite 19 f.

wurden dadurch vielleicht nur zum Teil verursacht, aber ganz sicher beschleunigt. Bei einem Teil der verbliebenen Mitgliedern brachen Religiosität und Zucht zusammen, der andere Teil flüchtete in solcher Menge aus dem Orden, dass Geumann und Prantner, die beiden letzten Hochmeister, Polizeimaßnahmen dagegen in die Wege leiteten. Nach landesfürstlicher Anweisung hatten die Beamten auf Ersuchen des Hochmeisters Ordensflüchtlinge diesem auszuliefern und alle Beschwerden und Klagen über den Orden weiter zu melden.[24]

III. Eisenstadt und Forchtenstein

Der Historiker Prälat Josef Rittsteuer betrieb hinsichtlich der Rolle Eisenstadts als Wirkungsstätte des St. Georgs-Ritterordens Nachforschungen , deren Ergebnis er thesenartig in 4 Punkten zusammenfasste:

1. Der St. Georgs-Ritterorden war zu keiner Zeit Besitzer der Herrschaft Eisenstadt oder der Grafschaft Forchtenstein.
2. Es haben wohl Priester aus dem Ritterorden in Eisenstadt gewirkt, allerdings höchstens zehn Jahre.
3. Die St. Georgsritter sind nicht von Wiener Neustadt nach Eisenstadt gekommen, sondern es ist umgekehrt gewesen.
4. Der Orden übte keinen Einfluss auf die Errichtung der St. Martinskirche aus.[25]

Damit wird die nicht zutreffende Annahme richtiggestellt, Johann Siebenhirters Tätigkeit im Burgenland sei nicht als Privatmann bzw. Beauftragter von Kaiser Friedrich III., sondern als Hochmeister des St. Georgs-Ritterordens erfolgt. Das schlagendste Argument für diese Feststellung bildet die zeitliche Abfolge seiner Aktivitäten, Eisenstadt und Wiener Neustadt betreffend: Hauptmann der Herrschaft Eisenstadt (möglicherweise seit 1459[26] bzw. spätestens 1460[27], aber nicht fälschlich 1463[28] sowie gründender Bauherr des dortigen Domes. Pfandherr von Eisenstadt und Forchtenstein (1464).[29] Ablassdekret Papst Paul II. für den Bau

---

[24] Winkelbauer, 1949, Seite 139.
[25] Rittsteuer Josef, Eisenstadt und der St. Georgs-Ritterorden; in: Burgenländische Heimatblätter, 19. Jg., Eisestadt 1957, Seite 73.
[26] Stubenvoll Franz, Aus dem Leben des Hanns Siebenhirter Erster Hochmeister des St. Georgs-Ritterordens (1420-1508); in: Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten, Vorträge des Millstätter Symposions 1981-1995/hrsg. im Auftrag des Geschichtsvereines für Kärnten von Franz Nikolasch, Klagenfurt 1997, Seite 499; laut Fußnote 53: Házi J., Sopron Szabadb királyi várostörténete, Sopron 1921, I/3 Nr. 454.
[27] Latzke 1938, Seite 600.
[28] Aull Otto, Eisenstadt. Ein Führer durch seine Geschichte und Kunst, Eisenstadt 1931, S. 11
[29] Stubenvoll Franz, Aus dem Leben des Hanns Siebenhirter, Erster Hochmeister des St. Georgs-Ritterordens (1420-1508); in: Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten,

des Eisenstädter St. Martin-Domes – Siebenhirter konnte es beim Romaufenthalt 1468 erwirken – mit Erwähnung bereits fertiggestellter Bauteile (9. Jänner 1469).[30] Hanns Siebenhirter ließ sich mit Wappenrelief eines Mannes mit Gugl, einer Art langer Kapuze, als Bauherr der Wiedererrichtung (von etwa 1460 an) in einem Schlussstein der Eingangsjoche des St. Martins-Domes verewigen (Eisenstadt, mit einer der Legende nach vom hl. Stephan gegründeten Pfarre, wurde 1118 als castrum ferreum (?) bzw. gesichert 1264 als Klein St. Martin urkundlich erwähnt).[31] Etwa 1467 wurde der zweigeschossige Pfarrhof (heute ein Neubau von 1963 – 1965) errichtet, 1469 war bereits der Chor benutzbar.[32] Weiters weist eine Inschrift auf diese Periode hin: „Grabplatten, an den Wänden der westl. Vorhalle. Südwand:…Hohe Platte mit Kreuz, umlaufende Inschr. fragmentarisch erhalten (Hans Siebenhirters Diener), gest. 1467.“[33] Zum St. Georgs-Ritterorden in Eisenstadt bemerkt Siebenhirter-Biograph Franz Stubenvoll: „Dieser dürfte dort bald nach seiner Gründung eine Niederlassung erhalten haben.“[34] Einweisung in die Schenkungsgüter des Ordens, Liebfrauendom zu Wiener Neustadt (22. April 1471),[35] Stadthauptmann von Wiener Neustadt (14. Mai 1478),[36] damit stand die Verteidigung der Kaiserresidenz Wiener Neustadt und deren militärischen Vorfeldes (Eisenstadt und Forchtenstein) gegen die vordringenden Ungarn unter dem Befehl eines der engsten Vertrauten Friedrichs III. Verlegug des St. Georg-Ritterordens von dem durch Ungarnkönig Matthias Corvinus gefährdeten Eisenstadt in die „sichere“ Wiener Neustädter Burgkirche als 2. Niederlassung (8. August 1478).[37] “Privat“-Waffenstillstand mit Matthias Corvinus, dem König Ungarns, in Eisenstadt (10. November 1485),[38] später von Kaiser Friedrich III. anerkannt. Übergabe des 17 Monate lang belagerten Wiener Neustadt an die Ungarn, weil vom Kaiser auch in einer letzten 7 Wochen-Frist kein Entsatzheer gesandt werden konnte (17. August 1487).[39] Tausch von je zwei Besitztümern zwischen König Matthias Corvinus und Johann Siebenhirter, welcher Eisenstadt

---

Vorträge des Millstätter Symposions 1981-1995/hrsg. im Auftrag des Geschichtsvereines für Kärnten von Franz Nikolasch, Klagenfurt 1997, Seite 499.

[30] Stubenvoll, 1997, Seite 500.

[31] Dehio – Die Kunstdenkmäler Österreichs, Burgenland, 2. Aufl., Wien 1980, Seite 69 f.

[32] Stubenvoll, 1997, Seite 500.

[33] Dehio-Burgenland, 1980, Seite 70.

[34] Stubenvoll, 1997, Seite 500.

[35] Rittsteuer, 1957, Seite 67.

[36] Chmel Joseph, Actenstücke und Briefe zur Geschichte des Hauses Habsburg; in: Monumenta Habsburgica, Wien 1854-1858, Seite 568.

[37] Rittsteuer, 1957, Seite 71.

[38] Halbwachs Ursula, Kaiser Friedrich III. und seine Klöster- und Ordensgründungen in Wiener Neustadt, phil. Diss., Univ. Wien 1969, Seite 105.

[39] Gerhartl Gertrude, Wiener Neustadt, Geschichte, Kunst, Kultur, Wirtschaft, Wien 1978, Seite 178 f.

und Forchtenstein mit allen Rechten abtrat und dafür Wartenstein und Trautmannsdorf erhielt (6. Februar 1488).[40] Auf die erstgenannten, im heutigen Burgenland gelegenen Pfandherrschaften besaß der St. Georgs-Ritterorden nun natürlich keinen Erbanspruch laut Ordensregel mehr. Der Chronist Jakob Unrest beurteilte deren Verlust: „Der König Matthias eroberte zu dieser Zeit das Schloss Klamm, das man doch für uneinnehmbar gehalten; und es waren auch an ihn die Eisenstadt und Forchtenstein verloren. Auf diese beide hatte aber der Hochmeister von Mühlstatt dem Kaiser viel Geld geliehen und sie dafür von ihm als Pfand bekommen. Nun war er ein gar armer Fürst und musste sich mit Trautmannsdorf in Österreich und Mühlstatt in Kärnten begnügen.“[41] Siebenhirter trug eine fast 30-jährige Verantwortung für diesen Raum (1459/1460 bis 1488) und wirkte bereits etwa ein Dezennium vor Entstehung des Ordens als Privat- und Geschäftsmann in Eisenstadt, bewiesen auch durch Käufe zur Besitzvermehrung: Von Elisabeth, einer Tochter des Jobst Rosenauer, einen Freihof in St. Georgen (9. April 1460, heute Katastralgemeinde Eisenstadt).[42] Von Christoph und Barbara Stockhammer einen Garten in St. Georgen (2. Februar 1462),[43] einen Weingarten in Großhöflein (18. Jänner 1471),[44] einen halben Weingarten in Eisenstadt (28. Jänner 1478),[45] einen Freihof in Trausdorf (5. März 1478),[46] vom Eisenstädter Bürger Hans Bader eine Badstube beim Franziskanerkloster (4. April 1485).[47]

Von dem oben Aufgelisteten existiert keine Erwähnung in den erhaltenen Besitzverzeichnissen des St. Georgs-Ritterordens; dies kann als Beweis dafür gelten, dass nicht dieser, sondern der Privatmann Siebenhirter der Käufer war.[48.] Weiters deutet nichts darauf hin, dass er seine Beziehungen zu den burgenländischen Herrschaften nach deren Rückgewinnung im Frieden von Pressburg (1491) wieder aufnahm.[49] Die Friedensschlüsse von Ödenburg und Pressburg (1463 und 1491) beließen ja die westungarischen Herrschaften

---

[40] Halbwachs, 1969, Seite 106.
[41] Unrest Jakob, Österreichische Chronik, hg. von Karl Grossmann; in: Monumenta Germaniae Historica, Scriptores Rerum Germanicarum, Nova Series, Tomus XI, Weimar 1957, Seite 175; aus: Tomaschek Johann, Zum 500. Todestag des Johann Siebenhirter, Manuskript seines Vortrages vom 13. September 2008 in Millstatt auf Einladung des Ordo Equestris Vini Europae, 9.
[42] Latzke Walther, Geschichte und Inventare der Urkunden- und Handschriftenabteilung und der Klosterarchive; in: Bittner Ludwig (Hg.), Gesamtinventar des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs, III. Bd., Wien 1938, Seite 601.
[43] Latzke, 1938, Seite 602.
[44] Winkelbauer, 1949, Seite 126.
[45] Winkelbauer, 1949, Seite 126.
[46] Winkelbauer, 1949, Seite 126.
[47] Winkelbauer, 1949, Seite 126.
[48] Rittsteuer, 1957, Seite 69.
[49] Mohl Adolph, Die Seelsorger von Eisenstadt, Eisenstadt 1930, Seite 5 f.

in habsburgischem Eigenbesitz, rechtlich allerdings „intra fines Hungariae constituta". Verpfändet an österreichische Adelige, hießen diese im Fall von Eisenstadt und Forchtenstein von 1492 an Heinrich und Sigismund Prüschenk.[50]

Kaum war Kaiser Friedrich III. von Adeligen zumeist aus dem Westen Ungarns zum Gegenkönig des 1458 gewählten Matthias Corvinus gekürt worden (4. März 1459 in der Liebfrauenkirche zu Wiener Neustadt proklamiert[51]), bestellte er seinen Küchenmeister zum Hauptmann zu Eisenstadt und damit auf einen vorgeschobenen Posten: Im heutigen Burgenland fand der neue Amtsträger, dem der Kaiser vier Jahre später auch die „Herrschaft Forchtenstein pfandweise überließ, dann auch einen neuen Mittelpunkt seiner Lebensinteressen."[52] Entsprechend den oben hinsichtlich Eisenstadt angeführten Besitzerwerbungen Johann Siebenhirters, des späteren Magister generalis des St. Georgs-Ritterordens, fanden solche auch in der Grafschaft Forchtenstein statt. Er kaufte um 1460 zwei Güter von Dienstmannen der Forchtensteiner Grafen: den Edelhof zu Schattendorf[53] und das Edelmannsgut von Sigless[54].

Der St. Georgs-Ritterorden dürfte in Eisenstadt bald nach seiner Gründung eine Niederlassung erhalten haben.[55] Wenn dieser auch dort und in der dortigen Umgebung kaum jemals über Besitzungen verfügte, so führten doch Priester aus dem St. Georgs-Ritterorden eine Zeitlang in der heutigen Hauptstadt des Burgenlandes die Seelsorge.[56] Prälat Rittsteuer entlarvt den häufig als St. Georgs-Ritter[57] bezeichneten Propst Thomas von Eisenstadt (=civitas ferrea) als Fehler bei der Übersetzung aus dem Lateinischen, weil er richtig Propst Thomas von Eisenburg (lateinisch castriferrei, ungarisch Vas) hieß.[58] Letzterer spielte bei der Verhandlung (14. Mai 1478) über den strittigen Kirchenzehent zwischen dem Pfandherrn Johann Siebenhirter und dem Raaber Bischof Demetrius eine Rolle. Der Kirchenhistoriker weist als Beleg besonders auf die für das damalige Eisenstadt beweisbare Kollegiat-Kirche hin, „in der früher vier (oder sogar 9!) Ordenspriester gewirkt haben."[59] Dem möglichen

[50] Burgenländische Landesregierung (Hg.), Allgemeine Landestopographie des Burgenlandes, Bd. III/2, Eisenstadt 1993, Seite 4.
[51] Gerhartl, 1978, Seite 147.
[52] Tomaschek Johann, 2008, Seite 5 f.
[53] Bgld. Landesreg. (Hg.), Landestopographie, Bd. III/3, 1993, Seite 703.
[54] Bgld. Landesreg., Landestopographie, Bd. III/3, 1993, Seite 786.
[55] Stubenvoll, 1997, Seite 500.
[56] Rittsteuer, 1957, Seite 69.
[57] Mohl, 1930, Seite 7 f.
[58] Rittsteuer, 1957, Seite 70, Fußnote 29.
[59] Rittsteuer Josef, Die Klosterratsakten über das Burgenland, Eisenstadt 1955, Nummer 327.

Einwand, der Orden habe 1471 erst 11 Mitglieder[60] gehabt und die Pfarre gar nicht übernehmen können, begegnet er mit dem möglichen Seelsorge-Einsatz von gering bezahlten „Laypriestern“. Rittsteuer weist auch darauf hin, dass die Eisenstädter Dom- und Pfarrkirche eine Zeit lang Ordenskirche gewesen ist. Johann Siebenhirter hat den St. Georgs-Ritterorden nach Eisenstadt verpflanzt, wo seine Mitglieder auch die Seelsorge übernahmen.[61] Er begründet dies mit der großen Zahl kirchlicher Paramente und Geräte, die bei Gelegenheit kanonischer Visitationen der Eisenstädter Pfarre 1582 und 1586 vorhanden waren; daraus hebt er ein Messkleid hervor, welches A E I O U eingestickt trug, für ihn wahrscheinlich ein Geschenk des Ordensgründers und -gönners Kaiser Friedrich III., der die fünf Vokale als persönliches Symbol führte.[62]Am 7. August 1478 verlegte Friedrich III. das Augustiner-Chorherrnstift zu Wiener Neustadt von der Burgkirche nach St. Ulrich. Die Burgkirche hingegen, die jetzt den Titel St. Georg erhielt, wurde danach dem St. Georgs-Ritterorden übertragen, der damit seine zweite Niederlassung erhielt.[63] Kaum 10 Jahre nach seiner Gründung wurde also der Orden am 8. August 1478 in die Burg nach Wiener Neustadt geholt: „Die St. Georgsritter haben erst nach der Zurückziehung aus Eisenstadt ihren Einzug in Wr. Neustadt gehalten.“[64] Darauf basierend, steht dies in der Burgenländischen Landestopographie so formuliert: „Die St. Georgsritter waren schon 1478 vom Kaiser nach Wiener Neustadt berufen worden und Rittsteuer beweist, dass es sich nicht um eine Rückberufung, sondern um eine Versetzung handelte.“ [65]

IV. Wiener Neustadt (und Hornstein)

Zum Regierungsantritt von Kaiser Karl V. (1519) widmete Magister generalis Geumann 1521 der Majestät eine Denkschrift, die eine Bewertung der bedeutenderen Ordensbesitzungen enthielt. Für Wiener Neustadt lautet die Beurteilung, dass der dortige Bischof und die Kreuzherren (Synonym für Mitglieder des St. Georgs-Ritterordens) mit der Gülte (Abgabe der Untertanen an die Grundherrschaft) nicht auskommen, der Hochmeister „muss mer

[60] Winkelbauer, 1949, Seite 16.
[61] Rittsteuer Josef, Pfarrer Hoffmann von Eisenstadt (1586-1595); in: Burgenländische Heimatblätter, 12. Jg., Eisenstadt 1950, Seite 69.
[62] Rittsteuer, 1950, Seite 70.
[63] Internetzugriff am 12.4.2012 auf Monasterium.Net; ttp://www.mom-ca.uni-koeln.de/mom/AT-HHStA/WNBm/fond.
[64] Rittsteuer, 1957, Seite 71.
[65] Burgenländische Landesregierung (Hg.), Allgemeine Landestopographie des Burgenlandes, Eisenstadt 1963, Seite 318.

hinzugeben.“[66] Seit etwa 1455 Küchenmeister, nötigte dieses hohe Amt den am Beginn seiner Karriere befindlichen Johann Siebenhirter zu einem Wohnsitz in Wiener Neustadt. Er kaufte den Brüdern Reinprecht und Albrecht von Ebersdorf 1454 ein im „Frauenviertel“ (südwestlich der Liebfrauenkirche) gelegenes Haus samt Meierhof ab, ein Eckhaus (heute ein Neubau: Herzog Leopold-Straße 30), das mit der Rückseite an das Judenbad grenzte.[67] Hochmeister Johann Geumann verkaufte dieses nach dem Tod Siebenhirters laut Regel zum Ordensbesitz gewordene Anwesen am 28. Juli 1511 (um 25 Pfund Pfennig an das Ehepaar Vinzenz und Elisabeth Kalchgruber).[68] Die Veräußerung des Schwärzerhofes (heute Gröhrmühlgasse) und später auch der Schwärzermühle folgten von 1519 an.[69] Zehn Jahre davor fast zeitgleich gegründet (1. 1. 1469 Orden und 18. 1. 1469 Bistum Wiener Neustadt: Bullen des Papstes Paul II.), dann vereinigt (24. Juli 1479, Bulle des Papstes Sixtus IV.) und nach langwierigen Streitigkeiten wieder getrennt durch landesfürstlichen Schiedsspruch 1534,[70] bedeutete diese Periode doch die Blütezeit des Ordens. In der genannten Zeitspanne ging das Kollegiatstift der Säkularkanoniker (weltliche Chorherren, Gründung des Kaisers Friedrich III.: Konfirmationsbulle der Synode von Basel Oktober 1444, Bestätigung seitens Papst Pius II. 1459 im Zusammenhang mit der Gründung des Konvents der regulierten Chorherren)[71] - vor 1491 ein. So konnte der Kaiser im Juni 1491 dem Orden die Güter des nicht mehr bestehenden Kollegiatstiftes der Säkularkanoniker übergeben, u. a. die Pfarre Pürgg im Ennstal und das Schloss Grimmenstein südlich von Neunkirchen.[72] Ungefähr 1510/1511 erhielt der Orden zwei ausgedehnte Gebäude, die gegenüber der kaiserlichen Burg lagen. Diese Wohnstätte wurde einfach „Kreuzhöfe“ genannt, abgeleitet von der Bezeichnung „Kreuzherren“, wie die Mitglieder des St. Georgs-Ritterordens wegen ihres mit einem roten Stoffkreuz versehenen Umhanges auch bezeichnet wurden. Mit dieser Schenkung war allerdings die Bedingung verknüpft, in der St. Georgskirche der Burg regelmäßig die Messe zu lesen.[73] Reichsfürst Johann Siebenhirter stammte aus einer ursprünglich bäuerlichen Familie im heutigen Mistelbach, ein Aufsteiger der zweiten Generation in den Kleinadel. Der Günstling hatte Friedrich III. treueste Dienste geleistet, besonders als dieser von den Wienern

[66] AdR HHStA, Österreich-Akten, NÖ Fasc. 1, Fol. 305 ff., siehe auch: Winkelbauer, 1949, Seite 130.
[67] Mayer, 1926, Seite 502.
[68] Katzettl, 1996, Seite 100.
[69] Katzettl, 1996, Seite 101.
[70] Winkelbauer Walter Franz, Der St. Georgs-Ritterorden Kaiser Friedrichs III., phil. Diss., Univ. Wien 1949, Seite 145.
[71] Halbwachs, 1969, Seite 45.
[72] Gerhartl, 1978, Seite 184 f., siehe auch Kapitel VIII Wartenstein-Grimmenstein
[73] Katzettl, 1996, Seite 100.

in der Hofburg belagert worden war. Der Kaiser erhob ihn zum ersten Magister generalis des St. Georgs-Ritterordens und später zum Reichsfürsten.[74] Siebenhirter lebte zeitweise mit seinem Herrscher in dessen Residenzstadt Wiener Neustadt. Dort bestand als mit Abstand exklusivste religiöse Körperschaft die Gottesleichnamsbruderschaft, deren Mitgliederverzeichnis 1477 beginnt. In diesem Jahre scheinen Friedrich III., Johann Siebenhirter und ein erheblicher Teil des kaiserlichen Hofstaates auf.[75] Der Hochmeister wird an zweiter Stelle genannt; zu Beginn des 16. Jh. treten dieser Fronleichnamszeche auch zwei weitere Georgsritter bei: „herr Christoph“ (1510) und „herr Ulrich Unger, kreuzherr“ (1514).[76] Ohne ein Machertyp zu sein, erfüllte Siebenhirter seine vielfältigen Aufgaben mit Beharrlichkeit, gepaart mit Fähigkeit: Ausbau Millstatts, Pfleger von Eisenstadt und Forchtenstein, Ausgestaltung seines Hauses in der damaligen Neugasse. Dort ließ er eine Kapelle einrichten, die der ortsansässige Maler Hans Miko mit einem Glasfenster geschmückt hatte; der Künstler vermerkte die schuldige Summe von 15 Pfund Pfennig in seinem Testament von 1478.[77] “Im Jahre 1478 hatte der Kaiser auch den fast gleichzeitig mit dem Bistum Wiener Neustadt bestätigten St. Georgs-Ritterorden von dem bisherigen Ordenssitz Millstatt nach Wiener Neustadt übertragen lassen.“[78] Die im Jahre 1478 frei gewordene Burgkirche – die regulierten Chorherrn waren nach St. Ulrich umgezogen - wurde vom Kaiser alsbald dem St. Georgs-Ritterorden überantwortet.[79] Dessen Anwesenheit in der Burg und dessen Übernahme gottesdienstlicher Verrichtungen in der Burgkirche lassen sich erst für das Jahr 1479 urkundlich feststellen, vier Jahre vor Erhalt von Gottesdienstbezügen 1483.[80] Ob nun das oben beschriebene Anwesen Siebenhirters in der Neugasse ein kleiner Sitz des Ordens in Wiener Neustadt gewesen ist, wie vermutet,[81] dafür fehlt jeglicher Beweis.

---

[74] Stubenvoll Franz, Aus dem Leben des Hanns Siebenhirter; in: Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten, Vorträge des Millstätter Symposions 1981-1995; hrsg. im Auftrag des Geschichtsvereines für Kärnten von Franz Nikolasch, Klagenfurt 1997, Seite 495 f.
[75] Mayer, 1926, Seite 374.
[76] Buttlar-Gerhartl Gertrud, Der St. Georgs-Ritterorden und Wiener Neustadt; in: Studien zur Geschichte von Millstatt und Kärnten, Vorträge des Millstätter Symposions 1981-1995; hrsg. im Auftrag des Geschichtsvereines für Kärnten von Franz Nikolasch, Klagenfurt 1997, Seite 512 (samt Fußnote 18, Seite 526).
[77] Katzettl Fritz, Wiener Neustadt und der St. Georgs-Ritterorden Kaiser Friedrichs III., phil Diplomarbeit, Univ. Wien 1996, Seite 69.
[78] Gerhartl Gertrude, Wiener Neustadt als Residenz; in: Ausstellung Friedrich III., Kaiserresidenz Wiener Neustadt, Wien 1966, Seite 127.
[79] Mayer Josef, Geschichte von Wiener Neustadt, I. Wiener Neustadt im Mittelalter, 2. Teil, Wiener Neustadt 1926, Seite 311 f.
[80] Lind Karl, Die St. Georgskirche in der ehemaligen Burg zu Wiener-Neustadt; in: Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien, Jg. 1865, Bd. IX, Wien 1865, Seite 13
[81] Winkelbauer, 1949, Seite 24.

Jedenfalls schwebte dem Hochmeister ein großer und würdiger Sitz durch Vereinigung von Orden und Bistum vor. Deswegen und weil die Entwicklung in Millstatt nicht kräftig genug vorangeschritten war - sowie besonders zwecks Vermehrung des Glanzes seines Hofstaates und des Ordens selbst -, ging der Kaiser mit ihm konform.[82] Nachdem die weltlichen Chorherren auf die Pfarrkirche St. Ulrich verzichtet hatten, bestätigte ihnen Papst Pius II. in der Bulle vom 20. Dezember 1459 die Inkorporation der Liebfrauen-Pfarrkirche und deren Erhebung zur Kollegiatskirche. Zur gleichen Zeit genehmigte Pius II. den Stiftsbrief (aus April bis Dezember 1459, in Verlust geraten) des von Kaiser Friedrich III. gegründeten Klosters der regulierten Augustiner-Chorherren, welche später die von den Säkularkanonikern verlassene Pfarrkirche St. Ulrich samt deren Einnahmen erhielten. Weiters bestand das Stiftsgut von 1459/1460 aus drei Häusern in Wiener Neustadt als Wohnstätten, jährlich 60 Fuder Salz aus den Salinen Bad Aussee, einer Mühle bei Breitenau an der Schwarza, dem Schloss Pitten und vor allem der Herrschaft Hornstein, im Komitat Ödenburg gelegen, mit Besitzungen in Deutsch- und Ungarisch Brodersdorf sowie in Stinkenbrunn (heute Steinbrunn).[83]

Hornstein: Die Siedlung (1271 erstmals urkundlich genannt) entwickelte sich um die gleichnamige Burg als Zentrum der ungarischen Grenzgrafschaft gegen Österreich. In der kaiserlichen Schenkung an die Wiener Neustädter Augustiner-Chorherren (1459) wird noch kein „gebrochenes“ Schloss angeführt, sehr wohl aber in einer weiteren Urkunde, als nämlich König Matthias Corvinus am 19. Juli 1463 den Rechtsakt von 1459 bestätigte.[84] Die zerstörte Wehranlage ist bis heute Ruine. Ab wann die Grundherrschaft Hornstein nicht mehr zu den Besitzungen des Klosters der regulierten Augustiner-Chorherren in Wiener Neustadt zählte, geht aus Akten und Literatur nicht hervor. Bei der kanonischen Visitation 1544 besaß der Vorort jedenfalls mit Moritz Fürst einen lutherischen Grundherren, für den die Untertanen sowie der röm.-kath. Pfarrer, der in einem Bauernhaus lebte, Robot leisten mussten.[85]

Was die Verbindung des St. Georgs-Ritterordens mit dem Bistum Wiener Neustadt betrifft, so waren beide fast zeitgleich gegründet worden (1. Jänner 1469 Ordens- und 18. Jänner 1469[86] Bistumserrichtung durch Bullen des Papstes Paul II.), dann vereinigt (24. Juli 1479, Bulle des Papstes Sixtus IV.), nach vielen Streitigkeiten, begleitet vom Wandel der Fürstengunst,

[82] Bergmann, 1868, Seite 170.
[83] Gerhartl, 1978, 148 f.
[84] Schlag Gerald, Hornstein von seinen Anfängen bis zu den Esterházy (1702); in: Hornstein 1271-1971 – Ein Gang durch die Geschichte, Hornstein 1971, Seite 22.
[85] Burgenländische Landesregierung (Hg.), Allgemeine Landestopographie des Burgenlandes, Bd. II/1, Eisenstadt 1963, Seite 626.
[86] Fasching, 1966, Seite 131.

wurden sie 1533/1534 wieder getrennt. Das oben genannte und päpstlich bestätigte Vorhaben war zu dieser Zeit durch eine Vereinigung von St. Georgs-Ritterorden und den Wiener Neustädter regulierten Augustiner-Chorherren zu realisieren. Der auf Druck von Kaiser Friedrich III. am 20. April 1491 abgeschlossene Vertrag zwischen Ordenshochmeister Siebenhirter und dem Propst der Augustiner-Chorherren – das Kollegiat der Wiener Neustädter weltlichen Chorherren bestand nicht mehr - zwecks Vereinigung bringt Letzteren zwar die Weihe ihres Propstes Augustinus zum Bischof und die Marienpfarrkirche als Kathedralkirche, aber den Habit des St. Georgs-Ritterordens zu tragen, wie sie vertraglich zugesagt hatten, lehnten sie beharrlich ab. Trotz gescheiterter Vereinigung erreichen die Augustiner-Chorherren mit Hilfe Roms die Anerkennung als Kathedralkapitel.[87] Gerade deswegen gestaltete sich das Verhältnis der beiden Orden noch konfliktreicher, wobei sich die regulierten Chorherren durchsetzten. Es wurden ihnen am 15. Juni 1493 der Liebfrauendom, die Propstei, das Dekanat, und das Domkapitel übergeben.[88] In der ersten Jahreshälfte 1508 mussten die Augustiner-Chorherren nach heftigen Protesten dann, weil sie noch immer nicht in den St. Georgs-Ritterorden eintreten wollten, Letzterem die Kathedralkirche samt Einkünften überlassen und wieder in das beschädigte Stift St. Ulrich ziehen. Alle Abgabepflichtigen der Marien- und Kathedralkirche erhielten von der mit der Angelegenheit betrauten Kommission den Auftrag, Nutzen Renten, Dienste, Zins und anderes künftig dem Georgsorden zu leisten.[89] Johann Geumann, der neue Hochmeister des Ordens, hinter dem Kaiser Maximilian I. stand, hatte dies veranlasst.[90] Mit Urkunde vom 6. November 1522 endeten die Streitigkeiten für einige Zeit in Form folgender Regelung, auf die sich der Hochmeister und der neue, von ihm favorisierte Bischof, der Franziskanerprovinzial Dr. Dietrich Kammerer, geeinigt hatten. Letzterer erhielt die Domkirche, die Herrschaft Lichtenwörth, die Schlösser Wartenstein und Grimmenstein, die Burgpfarre zu Wiener Neustadt, die Maut von Lieserhofen und ferner die gesamte Wirtschaftseinrichtung des Ordens mit Vieh und Fruchtvorrat überantwortet. Dafür hatte Bischof Dietrich – er versprach in den St. Georgs-Ritterorden einzutreten, was 1528 auf Druck des Hochmeisters Geumann geschah - für den Unterhalt aller Insassen der Pfarre und des Bistums Wiener Neustadt sowie der Niederlassungen des St. Georgs-Ritterordens in Wiener Neustadt aufzukommen.[91] Nur für die 2 Jahre von 1528 bis 1530 (Tod des Bischofs Dr. Kammerer) bestand die Vereinigung

[87] Fasching, 1966, Seite 144 ff.
[88] Zwittkovits Heinrich, Von Cyligendorf bis Zillingdorf – Ortsgeschichte der Marktgemeinde Zillingdorf, Zillingdorf 2004, Seite 164.
[89] Fasching, 1966, Seite 58.
[90] Gerhartl, 1978, Seite193 f.
[91] Gerhartl, 1978, Seite 207.

zwischen St. Georgs-Ritterorden und Bistum Wiener Neustadt so, wie geplant. Die 1533 erfolgte endgültige und auch rechtliche Trennung von St. Georgs-Ritterorden und Bistum Wiener Neustadt erreichte dessen Administrator, der Wiener Bischof Dr. Johann Fabri, Berater und Beichtvater des Landesfürsten König Ferdinand I. Beide standen den Ordensrittern, die sich jetzt in die Burgkirche zurückziehen mussten, kritisch gegenüber.[92] In die Besprechungen war auch der Nachfolger des Hochmeisters Reichsfürst Johann Geumann (gestorben am 23. Dezember 1533 an der Pest) eingebunden, Dr. Wolfgang Prantner (letzter Magister generalis 1533 bis 1541). In der Zeit seines Wirkens beginnt sich der Schwerpunkt des Ordenslebens wieder von Wiener Neustadt nach Millstatt und besonders nach Trautmannsdorf zu verlagern.[93] Die Beendigung der langwierigen Streitigkeiten durch landesfürstlichen Schiedsspruch König Ferdinand I. 1534,[94] bedeutete eine Entscheidung gegen die Interessen des Ordens. Das mag in dem den Tatsachen entsprechenden Kritikpunkt begründet liegen, dass statt der gestifteten 12 Wiener Neustädter Priesterbrüder – deren Unterhalt aus den Erträgen der Pfarre Pürgg im Ennstal und der sehr einträglichen Maut zu Lieserhofen gesichert war - nur deren drei den Gottesdienst am Grab des Kaisers Maximilian I. hielten. Diese grobe Pflichtverletzung, die Bistumsadministrator Dr. Johann Fabri, Berater und Beichtvater König Ferdinands,[95] in dem Verfahren gegen den Orden angeführt hatte, teilte der Landesfürst dem Hochmeister Geumann 1532 brieflich mit.[96] Dieser selbst hatte Zuchtlosigkeit und Unmoral der Angehörigen des St. Georgs-Ritterordens 1530 mit vernichtender Kritik beschrieben: Sie wahrten nicht einmal den Schein der Religiosität. Es würden keine hl. Messen gehalten. Einen Armen ließen sie ohne Sakramente sterben. Eines Reichen Nachlass würde nicht versiegelt, sondern jeder nähme, was ihm gefiele. Leichtfertige Frauen gingen bei Tag und Nacht in den Wiener Neustädter Wohn- und Schlafräumen der Ordensritter (Burg und besonders Kreuzhöfe nahe der Burg) ein und aus. In eines jeden Ordensmitglieds Stube stünden zwei Bettstellen. Anstatt zu studieren, vergnügten sich die Ritterbrüder bei Brettspiel und Wein. Sie verdienten ewiges Gefängnis; es sei nicht zu erwarten, dass sie sich jemals besserten.[97] Im September 1532 standen Truppen des türkischen Heeres vor den Mauern Wiener Neustadts. Diese vorwiegend tartarischen „Renner

[92] Buttlar-Gerhartl Gertrud, Wiener Neustadt – Bischofsitz von 1469 bis 1785; in: Verein für Landeskunde von Niederösterreich (Hg.), Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich, Wien 1986, Seite 7 und 22.
[93] Katzettl, 1996, Seite 95 f.
[94] Winkelbauer Walter Franz, Der St. Georgs-Ritterorden Kaiser Friedrichs III., phil. Diss., Univ. Wien 1949, Seite 145.
[95] Fasching, 1966, Seite 58.
[96] Katzettl, 1996, Seite 96 und Fußnote 368.
[97] Gerhartl, 1978, Seite 221.

und Brenner“, türkisch Akindschi genannt, hatten als Vorhut im Steinfeld eine erste vernichtende Niederlage gegen das Reichsheer erlitten. Das türkische Hauptheer zog unter Führung des Sultans Soliman II. nach erfolgloser Belagerung der kleinen westungarischen Festung Güns (ungarisch Köszeg) Ende August in Richtung Graz ab. Als dessen berittene Nachhut bedrohten die Akindschi Wiener Neustadt und wurden schließlich unter Führung des hier ansässigen Söldnerführer Florian Winkler durch einen Überraschungsangriff schwer geschlagen. Nur 600 von 3000 konnten flüchten. In den gut dokumentierten Geschehnissen von 1532 wird der St. Georgs-Ritterorden nicht erwähnt. Die Wiener Neustädter Ordensmitglieder griffen in den Schicksalstagen ihrer Stadt nicht ein, ihre Ordensaufgabe war offensichtlich eine andere; auch von einem spirituellen Sukkurs wird nichts berichtet.[98]

Als Bischof Dietrich Kammerer und dessen Koadjutor Dr. Johann Fabri ihre Ämter 1519 angetreten hatten, waren die Streitigkeiten mit dem Ritterorden wieder aufgelebt, bis eine kaiserliche Kommission 1534 entschied: Der jeweilige Bischof sei nicht verpflichtet, das Ordenskleid zu tragen, und die Ordensritter dürften nicht mehr im Dom, sondern nur mehr in der Georgskirche der Burg Aufenthalt haben.[99] Bis 1579 besorgten die Georgsritter den dortigen Gottesdienst, danach die Grazer Jesuiten und seit 1603 die Zisterzienser des Neuklosters zu Wiener Neustadt.[100]

Letztlich hatte sich in Wiener Neustadt das Bistum durchgesetzt, dem auch das Kloster St. Ulrich der regulierten Augustiner Chorherren (gegründet 1459 von Kaiser Friedrich III.) samt deren Besitztümern am 1. November 1551 übergeben, inkorporiert und einverleibt wurde.[101]

Eine von drei Priesterbrüdern des Ordens unterschriebene Eingabe mit Datum 5. Oktober 1570 zeigt die finanzielle Notlage der Spätzeit aus ihrer Sicht. Der Anlass für die Entstehung dieses nach Wissen des Verfassers noch nie veröffentlichen Aktes bestand in der Gedächtnisfeier zum 50. Todestag Kaiser Maximilian I. Der „letzte Ritter“ starb am 12. Jänner 1519 in Wels, geboren war er am 22. März 1459 in der Wiener Neustädter Burg, deren St. Georgs-Kirche Stätte seiner Taufe war und bis heute seine Grablege ist. Er wurde im Habit des St. Georgs-Ritterordens – wie schon sein Vater Kaiser Friedrich III. [dieser zusätzlich als solcher auch in Reliefs des Hochgrabes im Wiener Stephansdom dargestellt] – am 27. Jänner 1519 dort begraben, wo der Priester vor dem Altar – sozusagen über dem Herzen des toten Kaisers – beim Messopfer steht.[102] Wie durch ein Wunder blieb der Sarg

[98] Gerhartl, 1978, Seite 227.
[99] Mayer, 1865, Seite 15.
[100] Mayer, 1865, Seite 15.
[101] Fasching, 1966, Seite 59.
[102] Gerhartl, 1978, Seite 197.

unversehrt, als in einem der letzten von insgesamt 29 verheerenden Luftangriffen auf Wiener Neustadt Mitte März 1945 die St. Georgskirche fast vollständig zerstört wurde.[103] Priesterbrüder des Ordens wirkten bei diesem Gedenken, das vom 23. 12. 1569 bis zum 17. 2. 1570 begangen wurde, durch Gottesdienste mit. Sie stellten dafür folgende finanzielle Forderungen: 45 und weitere 24 Gulden für Messopfer, Ausschmückung von Grab samt Kirche sowie Kerzenbeleuchtung. Sie beriefen sich auf die kaiserliche Stiftung durch den Toten und erhielten das längst fällige Geld vom Vizdamb in Wien nicht. Gegen dessen nicht im Akt enthaltenen Brief wandten sich die drei Unterzeichner am 5. Oktober 1570 mit einer Eingabe an Erzherzog Karl II., den Statthalter des Landesfürsten, als und im Namen: „Senior Sand Georgen Ordens und seiner Conventuales notwendig ist und unvermeidliches demütigst supplieren Marcus Grablorkh, Senior, manu propria, Paulus Kiczius, Manu pp., Petrus Rudbertus, Manu pp.“[104] (auch als Rudberg zitiert, später letzter Senior des Ordens, gestorben im Oktober 1579). Datiert mit 24. Oktober 1570 und ausgestellt in Wiener Neustadt, erhielten sie vom damaligen Statthalter Erzherzog Karl (Karl II. von Innerösterreich [1540-1590], Bruder des sich im Reich aufhaltenden Kaisers Maximilian II., des Landesfürsten) das Antwortschreiben, worin sie auf „gedachten Vizdamb verordnung“ verwiesen werden.[105] Der abschlägige Bescheid deutet einerseits auf den finanziellen Abstieg des Ordens hin, der seinen Verpflichtungen nicht mehr aus eigenen Erträgnissen nachkommen kann, andererseits auch darauf, dass die Einnahmen aus den von der Kammer seit 1541/1542 eingezogenen Ordensgütern verwendet wurden, um die Türkenkriege zu finanzieren.

Im Zusammenhang mit Bemühungen, den Leichnam des Kaisers Maximilian I. nach Innsbruck zu überführen und in seinem dortigen prächtigen Kenotaph zu bestatten, wurde sein Grab auf Befehl von Kaiser Maximilian II. im September 1573 geöffnet. Vor Ort geschah dies in Anwesenheit des Wiener Neustädter Bischofs Lambert Gruter und des Seniors des St. Georg-Ritterordens Petrus Rudberg. Des Kaisers „corpus nunmehr bis an das Gebein verwest“, also für eine Verbringung geeignet, wurde in einen neuen Holzsarg gebettet.[106] Den alten, jetzt vermoderten und mit Eisenbeschlägen versehenen, hatte er bereits seit etwa 1514, also 5 Jahre vor seinem Tode, überall hin mitgenommen.[107]

Der innerösterreichische Erzherzog Ferdinand (später Kaiser Ferdinand II. 1619-1637), Sohn von Erzherzog Karl II., verfügte mit Dekret vom 26. Juli 1598, dem St. Georgs-Ritterorden

[103] Gerhartl, 1978, Seite 498.
[104] ÖSTA HKA N.Ö.H.A. G 75 fol. 440 ff.
[105] Ebendort.
[106] Gerhartl, 1978, Seite 247.
[107] Gerhartl, 1978, Seite 196 und Fußnote 563.

die Güter – und damit die materielle Lebensgrundlage – zu entziehen. Dessen gesamter vorhandener und noch nicht verkaufter Besitz wurde dem Jesuitenkolleg in Graz übergeben. In Wiener Neustadt betraf das vor allem die sogenannten „Kreuzhöfe“ gegenüber der Burg.[108]

V. Unterwaltersdorf

Im Verzeichnis der Ordensgüter von 1521 (Denkschrift des Hochmeisters Johann Geumann an Kaiser Karl V.).[109] wird die „Komturei“ Unterwaltersdorf nicht erwähnt, was die unten ausgeführten zwei Jahre erhärtet. Kaiser Friedrich III. verlieh dem St. Georgs-Ritterorden Schloss, Markt und Pfarrkirche von Unterwaltersdorf in Niederösterreich (etwa 20 km von Wiener Neustadt entfernt), die er diesem mit allen Stiftungen, mit Ungelt, Maut und sonstigem Zubehör am 30. Juni 1492 inkorporierte.[110] Die Ritterpriester konnten dort höchstens 2 Jahre eingeschränkt wirken. Nach dieser von Ernst Mayer in seiner Dissertation geäußerten Ansicht, für die vieles spricht, seien es die Jahre von 1492 bis 1494 gewesen, weil nach 1494 keine Gerechtigkeiten des Ordens in den Akten festgehalten sind, sehr wohl aber immer noch solche des Conrad Auer von Herrenkirchen (siehe unten): „…so darf doch angenommen werden, daß der St. Georgs-Ritterorden maximal zwei Jahre Inhaber von Unterwaltersdorf war. Möglicherweise verkaufte der Orden an Auer, da er auf der neuen Besitzung ohnehin nichts zu reden hatte, und Auer kaufte an den Kaiser weiter (?). Danach muß der ehemalige Komtur Pfleger oder Pfandinhaber von Unterwaltersdorf gewesen sein. 1496 war jedenfalls das ´Gesloss Waltersdorff´ in ´seiner verwesung´.“ [111] Der mit 1492 datierte, das Schloss und den Markt Waltersdorf betreffende Gab- und Stiftsbrief für Conrad Auer und für einige Priesterbrüder des Ordens durch Kaiser Friedrich III. existiert nur in einer Abschrift vom 15. März 1566. Maximilian I. „erkaufte“ 1494 von Conrad Auer dessen Rechte in der Herrschaft Waltersdorf samt den öden Schlössern Schranawand und Mitterndorf. Das Gut übergab der Kaiser 1508 seinem verdienten Türhüter Peter Wiser: anfangs auf Zeit, später als Heiratsgut. Vom St. Georgs-Ritterorden kündet keine Zeile mehr.[112] Die Stifterziele griffen hoch, die Mittel, aus denen etwa auch Auer zu versorgen war, entsprachen dem kaum, also die finanzielle Doppelfunktion, die geistliche (Ordenspriester)

[108] Gerhartl, 1978, Seite 260 f.
[109] Winkelbauer, 1949, Seite 128 f, Fußnote 2.
[110] Katzettl, 1996, Seite 102.
[111] Mayer Ernst, Markt, Herrschaft und Pfarre Unterwaltersdorf vom Beginn der Neuzeit bis 1683, phil. Diss., Univ. Wien 1990, Seite 25 f.
[112] ÖSTA HKA, NÖ-Herrschaftsakten, W 21/A 1, rote Nr. 259/1, Fol. 3 f.

und weltliche (Versorgung von Günstlingen) Ziele vereinen sollte.[113] Einige Passagen aus dem oben erwähnten und nachfolgend besprochenen und teilweise zitierten Dokument von 1492 (in Abschrift aus 15. März 1566)[114] verdeutlichen dies. Kaiser Friedrich bekennt für sich und seine Nachkommen und tut öffentlich mit dem Brief kund, dass er Gott, dem Allerheiligen zu Lob und Ehre und zu Mehrung und Aufnehmung des Gottesdienstes, dessen er dann hofft, auch teilhaftig zu werden; und die löbliche Stiftung „so wir in dem Namen unserer lieben Frawen und des Heiligen Ritter und Marterer Sant Geörgen in vergangen Zeiten mit unserer merkhlichen mueh und Darlegen von Neuem aufgericht und gestifft Unser Geschloß Marckht und Pfarrkirchen mit aller Stifft zu Waltersdorf.“ [115] Conrad Auer (Tod 1498), Kämmerer Friedrichs III., erfolgreich in militärischen Diensten,[116] Pfleger von Gutenstein, sollte auf kaiserliche Anweisung in Waltersdorf Mitglied des St. Georgs-Ritterordens werden, und die Majestät versprach ihm, dort lebenslang Unterkunft zu haben und gebrauchen zu können und dabei dem Hochmeister den schuldigen Gehorsam zu leisten, wobei er sich die Einkünfte mit dem Orden, der hinsichtlich der Herrschaft als „geaigent“ (im Eigentum) angeführt wird, zu teilen hatte: „das so zur aushaltung seines stands gerne wurde etliche Priester desselben Ordens die teglich nach seiner Regl und sazung die tagzeit Singen oder Lesen und anndern Gottesdienst daselb zu Waltersdorff vollbringen mit speis, wonung und ander notturf versehen. Das bemelte Schloß bey Tag und Nacht auf sein Darlegen behüeten, bewaren, versorgen. Und…Maximilian Römischen König…unseren lieben Sun und…wer darnach unsere Erben…getreu gehorsamb und gewertig sein.“ Es fällt auf, dass der Orden seinen neuen Besitz nicht selbst mit einem Verwalter besetzen konnte[117] und dass nur Ritterpriester und nicht auch Ritterbrüder im Schloss wirken sollten. Die ausstellende Majestät betont die Lehensherrschaft seines Hauses und verpflichtet seine Behörden, hinsichtlich des erwähnten Conrad Auer und seiner Nachkommen „bey dieser unser gaab ond ordnung“ zu bleiben. Die entscheidende Frage, wie die Einkünfte verteilt werden sollten, wurde nur sehr vage geregelt. Auer sollte die Erträgnisse, die seine Bedürfnisse übersteigen, für Unterhalt und Wohnung der Ritterpriester verwenden. Der bewährte Offizier und Verwalter besaß genügend Durchsetzungskraft gegen die ihm untergebenen Ordensgeistlichen, wird Auer doch als Komtur, ja sogar als Marschall bezeichnet. Offensichtlich war eine Komturei in Unterwaltersdorf geplant; denn von der dortigen wahren

[113] Eheim Fritz/Winner Gerhard, Geschichte der Burg Wartenstein, New York: The Wenner-Gren Foundation for Anthropical Research 1958, Seite 26.
[114]ÖSTA HKA, NÖ-Herrschaftsakten, W 21/A 1, rote Nr. 259/1, fol.19 f.
[115]ÖSTA HKA, NÖ-Herrschaftsakten, W 21/A 1, rote Nr. 259/1, fol.19 f.
[116] Mayer, 1990, Seite 23.
[117] Winkelbauer, 1949, Seite 122.

Bedeutung des Ordens kann diese Bezeichnung nicht herrühren. Anders liegen die Sachverhalte bei weiteren Komtureien des St. Georgs-Ritterordens, denen von Trautmannsdorf und von Rechberg in Kärnten.

VI. Petronell

Da Hochmeister Geumann bei seiner 1521 an Kaiser Karl V. gerichteten Darstellung der Erträgnisse und der Unzukömmlichkeiten von Ordensbesitzungen Petronell nicht anführt, darf seine Zufriedenheit angenommen werden. Kaiser Heinrich III. hatte in erfolgreichen Feldzügen gegen die Ungarn 1043-1045 das Gebiet zwischen Leitha und Donau erobert. Mit den ausgedehntesten Ländereien dieses Königsgutes sollten die Markgrafen von Vohburg-Cham als damit älteste namentlich bekannte Petroneller Grundherrn belehnt werden: ein auch im bayrischen Nordgau reich begütertes Geschlecht.[118] Es kann nun als wahrscheinlich gelten, dass dies während der Regentschaft von Kaiserwitwe Agnes (von Heinrichs III. Tod 1056 bis 1062) für den unmündigen späteren Heinrich IV. geschehen war und dass die Vohburger auf ihren Wunsch in Petronell eine der hl. Petronilla geweihte Kirche erbaut hatten. Die 1077 in Rom gestorbene Kaiserin hatte die Heilige verehrt und war in einem dieser geweihten Gotteshaus bestattet worden.[119] Auf Bitten des Markgrafen Diepold II. von Vohburg-Cham geschah dann dort eine Schenkung an Hugo von Liechtenstein im Jahre 1142. Dieser Besitz reichte nördlich bis zur Donau im Bereich zwischen Fischamend und Hainburg.[120] Durch Heiraten mit dem Hause Liechtenstein gelangten die Herren von Kranichberg, die aus der damals steirischen Mark Pitten stammten, etwa 1306 in den Besitz der Herrschaft Petronell.[121] Dazu muss darauf hingewiesen werden, dass die Stadt Hainburg von den habsburgischen Landesfürsten im 15. Jh. an Adelige verpfändet wurde, u. a. mehrfach an die Herren von Kranichberg, Besitzer der Herrschaft Petronell.[122] Das Gut Petronell fungierte mehrfach als Stützpunkt von Ritterorden, was ein Blick zurück ins Hochmittelalter (10. – Mitte 13. Jh.) verdeutlicht. Für das Gut Petronell, das zu Beginn des 14. Jh. etwa das Gebiet zwischen Fischamend und Hainburg umfasste, existiert ein häufig zitierter Beleg über Templerwirken, die Urkunde vom 24. Februar 1309, in welcher führende Tempelritter im

[118] Grubmüller Josef, Geschichte der Marktgemeinde Petronell [Carnuntum], Neuauflage Petronell 1965, S. 252 ff.
[119] Klebel Ernst, Altenburg und Hainburg; in : Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung, 47. Bd. Wien 1933, S. 62.
[120] Grubmüller, 1965, Seite 254.
[121] Grubmüller, 1965, Seite 264.
[122] Verein für Landeskunde von Niederösterreich, Topographie von Niederösterreich, 3. Bd., Wien 1893, Seite 51.

Namen das Ordens Besitzungen in Fischamend, Schwechat und Rauchenwart verkaufen.[123] Im Verzeichnis der Mitglieder der „Societas templois“ (Ritterbund, auch St. Georgsritter-und Templeisenorden genannt) vom 8. Juni 1337 wird ein „henricus de chranichperch“ angeführt.[124] Eine Kontinuität über zwei Jahrhunderte und zwei Orden entsteht dadurch, dass Veit, der letzte Kranichberg, Petronell 1510 dem St. Georgs-Ritterorden vermacht. Infolge testamentarischer Verfügung von Hans und Veit Kranichberg erbte also der St. Georgs-Ritterorden 1510 das besagte Gut. 1509 folgte dem Reichsfürsten Johann Siebenhirter Johann Geumann (= Geymann) zu Gallspach (= Gaylspach) als Hochmeister des St. Georgs-Ritterordens nach (ab 1513 ebenfalls Reichsfürst). Als Geheimer Rat Kaiser Maximilians war er in Staatsgeschäften tätig. Hochmeister Geumann setzte für Petronell Pfleger zur Bewirtschaftung der Grundherrschaft ein oder überließ diese in Bestand. Es kann also kaum von einer Wirkungsstätte der Ordensritter, die hauptsächlich an den Einkünften zwecks Erfüllung ihrer Aufgaben interessiert waren, gesprochen werden, sondern von solchen der Verwalter, etwa der von Hochmeister Geumann 1513 betraute Wolfgang Grueber für Petronell, ab 1533 auf Lebensdauer ausgedehnt.[125] König Ferdinand I. war von der Begeisterung seines Urgroßvaters Kaiser Friedrich III. und seines Großvaters Kaiser Maximilian I. für den St. Georgs-Ritterorden weit entfernt. Seine Unzufriedenheit wuchs, und er begann, ab 1535 die Militärgrenze gegen die Türken anzulegen, erfolgreich, wenn diese Raubzüge in begrenzter Zahl unternahmen. Schon ab 1541 wurde Petronell von der kaiserlichen Kammer verwaltet. Einer kurzen Verpachtung an Andreas Freiherrn von Rauber folgte nach dessen Tod 1543 die Verpfändung an die Grafen von Ortenburg und 1561 von diesen die Abtretung an Kaiser Ferdinand I. Mit dem zur Herrschaft gehörenden sogenannten Kranichhof, einem Edelgut, wurde Genoveva Schick am 22. Oktober 1568 belehnt. Der Rechtsakt war erst nach der Genehmigung durch den Wiener Neustädter Bischof Christian Noponaeus Radiducius in seiner Funktion als Millstätter Lehenspropst gültig.[126] Erzherzog Karl von Innerösterreich übergab 1573 sämtliche St. Georgs-Ordensgüter, und damit auch Petronell, einem Administrator, seinem Geheimen Rat und Kanzler, dem Deutsch-Ordens-Ritter Hans Khobenzl zu Possegg.[127] Letzterer verpachtete die Herrschaft an Freiherrn Wolf

[123] Feil Josef, Österreichische Blätter für Literatur, Kunst, Geschichte, Geographie, Statistik und Naturkunde, V. Jg., 1848, Nr. 6.
[124] Feil Josef a. a. O., V. Jg., Nr. 57, 7. März 1848, Seite 223.
[125] Starzer Albert, Archivalische Notizen; in: Verein für Landeskunde von Niederösterreich (Hg.), Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich, Neue Folge, 28. Jg., Wien 1894, Seite 133.
[126] Starzer, 1894, Seite 133 f.
[127] Grubmüller, 1965, Seite 289.

Unverzagt von Ebenfurt, der auch Bestandsinhaber blieb, als Erzherzog Ferdinand von Innerösterreich 1598 den St. Georgs-Ritterorden aufgehoben und dessen Güter der Gesellschaft Jesu in Graz übergeben hatte. Durch Kauf bzw. Tausch gelangten die Unverzagt 1610 in den Besitz Petronells, das diese 1629 an Marusch Freiin von Weber verkauften. 1650 bzw. 1667 fiel das Gut durch Heirat an die Grafen von Abensperg und Traun.[128] Aus der Darstellung von Petronell als Ordensbesitz wird ein historisches Geschehnis herausgegriffen und an den Schluss gesetzt, weil es die seltene Möglichkeit bietet, einen Blick auf den kleinen Mann, den Untertanen, zu werfen. Kaiser Maximilian II., Sohn Kaiser Ferdinand I., musste finanzielle Vorkehrungen gegen das Vordringen des türkischen Hauptheeres treffen, dessen Angriff seit seinem Regierungsantritt 1564 drohte. Anfang August 1566 griff der greise Suleiman II. die ungarische Festung Sziget an, die von Miklós Zrinyi erfolgreich verteidigt wurde. Die mit Ausnützung aller Geldquellen aufgestellten 60.000 Mann unter Kaiser Maximilian II. standen an der Raab und griffen nicht ein. Der Tod des Sultans am 5. August 1566 führte dann letztlich zum Friedensschluss 1568 mit seinem Sohn und Nachfolger Selim II., auf Basis der bestehenden Verhältnisse vor dem Krieg. In diesem Kontext muss der „Petroneller Steueraufstand“ von 1565 gesehen werden. Im Juni 1565 sandten Richter und Gemeinde von Haslau und Zunsberg einen Bittbrief an die Majestät (Kaiser Maximilian II.), worin diese supplierten, nicht mehr Urbarialsteuer zahlen zu müssen als die Holden (= Untertanen) im nahen Trautmannsdorf und sonst im Lande.[129] Dieser „Steueraufstand“ breitete sich auch auf den Markt Petronell und von dort auf die gesamte Grundherrschaft Petronell aus, formal noch immer Untertanen des St. Georgs-Ritterordens. Im Bericht an Präsident und Räte der NÖ. Kammer - der zuständigen Finanzbehörde, seit 1625 Hofkammer genannt - konstatierten die Experten am 3. November 1565[130] die Urbarialsteuer als für die Petroneller Holden zu „beschwerlich“, der Vizedom und der Steuerhändler Abraham Puzman sollten sich „auf ain anders bedenckhen“. Die endgültige Erledigung ist im Akt nicht vorhanden. Zwecks schneller Geldbeschaffung für den Türkenkrieg war die Urbarialabgabe an den Abraham Puzman gegen Vorschuss verpachtet worden. Dieser Steuerhändler hatte in seiner Eingabe an den Vizedom vom 13. Oktober 1565[131] die Abgabenhöhe u. a. historisch gerechtfertigt: als „Ordensstifft“ (= dem St. Georgs-Ritterorden Gestiftetes) besteuert wie seit 60 Jahren (der Orden erbte das Gut Petronell allerdings erst 1510).

[128] Grubmüller, 1965, S. 337.
[129] ÖSTA HKA N.Ö.H.A., G 75, fol. 371.
[130] Ebendort, G 75, fol 370.
[131] Ebendort, G 75, fol 375.

VII. Trautmannsdorf

Als Magister generalis Geumann 1521 in einer Denkschrift, gerichtet an Kaiser Karl V. die bedeutenderen der Ordensbesitzungen bewertete, schrieb er über „das paufeig (baufällige, d. V.) sloss Trawtmansdorf“ in Österreich an der ungarischen Grenze, das Kaiser Friedrich III. dem Orden gemeinsam mit dem zerstörten Schloss Sternberg in Kärnten gegeben habe, dass beide nicht mehr als 500 Pfund Pfennig Ertrag bringen. Trautmannsdorf ist so groß, dass dort täglich 40 Personen beschäftigt sein müssen, und in Kriegszeiten mag es bei einer Belagerung nicht unter 600 Mann zu halten sein; auch in friedlichen Jahren reicht die Gült zur Erhaltung nicht aus… Die Pfarre zu Trautmannsdorf erbringt 50 Pfund Pfennig.[132] Nach dem Aussterben des Adelsgeschlechtes der Stuchsen von Trauttmannsdorf, nach ihnen ist der zur Grundherrschaft gehörende Ort Stixneusiedl[133] benannt – fielen deren Güter an den Landesherren, eine Gruppe weit verstreuter Lehen, gelegen an der Leitha. Der habsburgische Herzog Albrecht V. überantwortete Trautmannsdorf Pflegern. Nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Kaisers Sigismund (1437) aus dem Geschlechte der Luxemburger, wurde er dessen Nachfolger und vereinte die Kronen Ungarns, Böhmens und des Heiligen Römischen Reiches. Als römisch-deutscher König regierte Albrecht II. 1438-1439. Seiner Frau Elisabeth, der Tochter des Kaisers Sigismund, hatte er als Witwengut die Herrschaften Trautmannsdorf, Steyr und Weitenegg überschrieben; nach ihrem Tode sollte dieser Besitz an Albrechts Erben fallen. Letztgenannte und andere Güter verpfändete die Witwe für ein Darlehen von 9000 Gulden an Albrechts Cousin Herzog Friedrich V. (späterer Kaiser Friedrich III.), um ihrem erst nach dem Tode des Vaters geborenen Sohn Ladislaus Postumus mit einem Söldnerheer die Nachfolge gegen die Adelsopposition zu sichern. Nach dem Tode Elisabeths 1442 fiel Trautmannsdorf[134] an den zum Vormund des zum Waisen gewordenen zweijährigen Ladislaus, den Erzherzog Friedrich V. (seit 1440 römisch-deutscher König, 1452 als Friedrich III. Kaiser des Heiligen Römischen Reiches). Als sich Prinz Ladislaus dem Alter von 16 Jahren näherte, spielten seine Großjährigkeit und die Rückforderung Trautmannsdorfs 1455/1456 eine große Rolle im Streit der Adeligen, die mit ihm ihre Politik machten, und Kaiser Friedrich III., der nach einer Länderteilung mit seinem Bruder Albrecht VI. nach Ladislaus’ Tod 1457 Trautmannsdorf zurückerhielt. Zwecks Truppenfinanzierung musste der

[132] AdR HHStA, Österreich-Akten, NÖ Fasc. 1, Fol. 305 ff/siehe auch: Halbwachs, 1969, Seite 106.
[133] Verein für Landeskunde von Niederösterreich (Hg.), Topographie von Niederösterreich, Alphabetische Reihenfolge und Schilderung der Ortschaften in Niederösterreich, 6. Bd., Wien 1915, Seite 258.
[134] Feigl Helmuth, Geschichte des Marktes und der Herrschaft Trautmannsdorf an der Leitha, Wien 1974, Seite 42.

Herrscher das Schloss mehrfach an Söldnerführer verpfänden. Der bedeutendste von ihnen, Ulrich von Grafenegg, agierte von dort aus politisch. Nach dem Tode seines Bruders und Rivalen Albrecht VI. 1463 suchte der Kaiser die Söldnerführer und die Adelsopposition zu entmachten. Von Ersteren forderte er die Rückstellung der Pfandgüter, weil sie aus denen mehr Geld herausgewirtschaftet hätten, als die Schuld ausmachte. Damit trieb Friedrich III. diese an die Seite des in der Folge mit ihm bis 1490 nahezu ständig kriegerisch rivalisierenden Matthias Corvinus. Der Ungarnkönig fiel im August 1477 in Niederösterreich ein und eroberte in kurzer Zeit Dutzende feste Plätze, unter ihnen Trautmannsdorf als den wichtigsten. Im Friedensschluss (1. Dezember 1477) erhielt der Kaiser die Kriegsgewinne des Corvinus gegen eine Zahlung von 100.000 Gulden zurück, womit Trautmannsdorf zum vierten Male an ihn fiel.[135] Beim nächsten vom Mai 1482 an vorgetragenen Angriff eroberte der König von Ungarn nach und nach fast ganz Niederösterreich. Dort beließ er, der sich Freunde schaffen wollte, das meiste beim Alten, nur die landesfürstlichen Rechte und Besitztümer betrachtete er als die eigenen. Anders lagen seine Interessen beim Besitz des St. Georgs-Ritterordens, konnte doch eine Enteignung von Pfandgütern[136] des Hochmeisters Konflikte mit der römischen Kurie heraufbeschwören. Deshalb begnügte sich Matthias nach der Eroberung Forchtensteins und Eisenstadts 1482 und 1483 mit einem Treueeid des Hochmeisters Johann Siebenhirter. Wegen der strategischen Bedeutung der beiden Plätze reagierte Corvinus fünf Jahre später wieder diplomatisch und zwang Siebenhirter mit Vertrag vom 13. Februar 1488 zum Tausch: Forchtenstein und Eisenstadt gegen Trautmannsdorf und Wartenstein. Friedrich III. legalisierte dieses Abkommen durch den Vertrag vom 13. April 1489, allerdings auf Kosten Siebenhirters, indem er sein, wie er es nannte, landesfürstliches „Erbschloss“ Trautmannsdorf dem Orden schenkte. Es fällt dabei auf, dass aus den Pfandgütern des Hochmeisters Ordensgüter geworden waren. Dietrich Ochutter hieß der erste 1488/1489 vom St. Georgs-Ritterorden dort eingesetzte Verwalter.[137] Wegen der tristen Ordensfinanzen musste Hochmeister Siebenhirter 1498 Trautmannsdorf für ein Darlehen an seinen späteren Nachfolger (ab 1509) Johann Geumann von Gallsbach verpfänden, der sich häufig in dem repräsentativen Wasserschloss aufhielt und den Siebenhirter zum dortigen Komtur bestellt hatte. Die im Bedrohungs- und Kriegsfall hohen Erhaltungskosten suchte Geumann König Ferdinand I., dem Landesfürsten, aufzubürden. Er gebrauchte das Argument, der bedeutende militärische Stützpunkt – Trautmannsdorf ist im Verlaufe der 1. Türkenbelagerung 1529 nicht erobert worden – müsse gerüstet erhalten bleiben. Gegen eine

[135] Feigl, 1974, Seite 45.
[136] Winkelbauer, 1949, Seite 31.
[137] Feigl, 1974, Seite 46.

Jahresrente von 200 Gulden ging das Schloss in die Verwaltung der niederösterreichischen Kammer über, und das im Frühjahr 1532,[138] kurz vor einem neuerlichen Angriff der Osmanen. Nach dem Tod von Hochmeister Johann Geumann am 23. Dezember 1533 folgte ihm Dr. Wolfgang Prantner. Als Residenz bevorzugte dieser weder Millstatt noch Wiener Neustadt, sondern Trautmannsdorf.[139] Er hatte seit 1521 als Koadjutor des Magister generalis Geumann gewirkt, entstammte einer ritterlichen Familie mit Gütern in Ober- und Niederösterreich und hatte in Padua studiert.[140] Dieser letzte der drei Hochmeister war der gebildetste und geschäftstüchtigste von ihnen. Der Diplomat und Vertrauter Kaiser Karl V. nützte seine Position, wurde aber nicht wie seine Vorgänger in den Reichsfürstenstand erhoben. Wie Geumanns späte, so litt Prantners gesamte Amtsperiode unter dem immer stärkeren Aufkommen des Protestantismus. Prantner verpachtete namens des Ordens Trautmannsdorf an Landmarschall Wilhelm von Puchheim gegen das sehr hohe Bestandsgeld von 1000 Gulden. Noch vor Ende der vier Jahre dauernden Pachtperiode brach dort die Pest aus, der Puchheim und Prantner 1541 erlagen. Sie wurden in der zur „Ordenskiche“ erhobenen Schlosskirche begraben.[141] Bei Erdarbeiten für einen Schlossneubau 1811 wurden die Särge der Stuchsen und die Grabstätten Prantners und Puchheims nicht mehr vorgefunden: wahrscheinlich durch Feuchtigkeitseinwirkung (etwa Leithaüberschwemmungen) vernichtet.[142]

Das Ende von Prantners Amtszeit markiert das Ende eines trotz Verfallserscheinungen, beschleunigt durch den Protestantismus, noch agierenden und nicht nur reagierenden St. Georgs-Ritterordens. Formal bestand er noch bis 26. Juli 1598 und vertrat in den noch verbliebenen Besitzungen grundherrschaftliche Rechte. Prantners Position als Magister generalis wurde nicht mehr besetzt. Danach repräsentierte der jeweilige Senior den Orden nach außen.[143] Im Todesjahr Prantners 1541 eroberten die Osmanen Ofen (heute ein Teil Budapests). Zwecks Grenzschutz gegen deren weiteres Vordringen benötigte König Ferdinand I. hohe Geldsummen für die Aufstellung neuer Regimenter. Der dafür aufgenommene Kredit beim Bankhaus Herwarts Erben in Augsburg belief sich auf 90.000 Gulden. Ein Konsortium reicher Adeliger leistete die Bürgschaft, angeführt von Königin Anna, der Gemahlin des Königs, für ein Drittel der Summe. Als Sicherstellung verpfändete ihnen der Herrscher am 1. Juli 1542 sämtliche Güter des St. Georgs-Ritterordens in Kärnten

[138] ÖSTA HKA N.Ö.H.A. T 24, fol. 7 bis 25.
[139] Gerhartl, 1978, Seite 227.
[140] Winkelbauer, 1949, Seite 148, Fußnoten 6 und 7.
[141] ÖSTA HKA, Hofkammergedenkbuch, 1542, fol. 92-97.
[142] Feigl, 1974, Seite 132.
[143] Gerhartl, 1978, Seite 260 f.

und Niederösterreich.[144] Der nur für eine Laufzeit von 9 Monaten konzipierte Vertrag endete zu Beginn des Jahres 1543, weil König Ferdinand I. den gewünschten inländischen Kreditgeber gefunden hatte, die Erben des Gabriel de Salamanca, Graf von Ortenburg in Kärnten, seines Günstlings.[145] Mangels eines Hochmeisters genehmigte Papst Paul III. die Verpfändung der Ordensgüter mit Bulle vom 9. Juni 1543. Nach Rückzahlung der Schuld an das Bankhaus Herwarts Erben hießen die neuen Pfandinhaber Gräflich Ortenburgische Erben, die König Ferdinand I. weitere 19.000 Gulden mit den genannten Ordensgütern als Sicherstellung kreditierten. Die Gesamtsumme des auf 18 Jahre abgeschlossene Pfandschaftsvertrages von mehr als 86.809 Gulden wurde von Kaiser Ferdinand I., dem Darlehensnehmer, 1561 erlegt, womit er die Ordensgüter wieder einlöste. In der zweiten Jahreshälfte 1543 begann für die Herrschaft Trautmannsdorf eine für die Verwaltung schwierige Situation: Eigentümer der de facto kaum mehr existierende St. Georgs-Ritterorden. Nutzgenussinhaber König Ferdinand I., beauftragt mit Zuständigkeit und Aufsicht die Niederösterreichische Kammer, Pfandinhaber die minderjährigen Erben nach Gabriel de Salamanca, Graf von Ortenburg, Pfleger Wolfgang Hohenberger.[146] Die Streitigkeiten folgten sehr bald, in denen es der Kammer hauptsächlich um die Höhe der Pachtsumme ging. So konnten sogar die zwei nicht adeligen Brucker Bürger Blümel und Bodenstätter gegen 1000 Gulden Bestandsgeld Pächter werden. Von 1552 an folgten auf diese als Bestandinhaber: Andreas von Metnitz, Philipp Freiherr von Breuner, seine Witwe Elisabeth (geborene Freiin von Windisch-Graetz), 1558-1562 die Grafen von Ortenburg (mit Afterpfandinhaber Ferdinand von Osterburg). Kaiser Ferdinand I. gelang es 1562, die Güter des St. Georgs-Ritterordens aus der Pfandschaft der Grafen von Ortenburg zu lösen. Kurz vor seinem Tode verpachtete der Kaiser die Herrschaft Trautmannsdorf 1564 für acht Jahre an Ulrich von Scherfenberg.[147] Die drei Söhne des Kaisers teilten nach des Vaters Wunsch das Erbe 1564 auf, und zwar gingen die Regentschaften über Österreich unter und ober der Enns an Kaiser Maximilian II. (Krönung 25. Juli 1564), bisher römisch-deutscher, böhmischer und ungarischer König. Tirol und die Vorlande an Erzherzog Ferdinand II., Innerösterreich (Herzogtümer Steiermark, Kärnten, Krain und die Windische Mark) an Erzherzog Karl II. In diesem Zusammenhang wurden auch die Güter des St. Georgs-Ritterordens zugeordnet. Deren Nutznießung und Verwaltung fiel an Erzherzog Karl II., Nachfolger ab 1590 sein Sohn, der spätere Kaiser Ferdinand II., denn er war Landesfürst des Ordenshauptsitzes Millstatt in

[144] Feigl, 1974, Seite 53.
[145] ÖSTA HKA Hofkammergedenkbuch 1543, fol. 81.
[146] Feigl, 1974, Seite 54.
[147] Feigl, 1974, Seite 56.

Kärnten. Die Entscheidung betraf auch die niederösterreichischen Güter des Ordens, wobei für Kaiser Maximilian II. die landesfürstlichen Rechte erhalten blieben und Erzherzog Karl II. nur die Rechte nach dem Vorbild der landesfürstlichen Herrschaften zukamen.[148] Die niederösterreichischen Untertanen hatten ihre landesfürstlichen Abgaben folglich weiterhin an das Wiener Vizedomamt zu bezahlen. Nach Ablauf des Pachtvertrages mit Ulrich von Scherfenberg 1572 beschloss Erzherzog Karl II. den Verkauf, der sich bis 1576 hinzog. Er war zum Verkauf kirchlicher Güter nicht berechtigt, konnte demnach nur als Treuhänder des inaktiven Ordens handeln. Der Ausweg eröffnete sich durch den Tausch von Trautmannsdorf mit einem gleichwertigen Gut, das dann in den Ordensbesitz überging. Die dafür vorgesehene Herrschaft Gmünd bot noch den Vorteil, Millstatt näher zu sein. Nach Zustimmung seiner Brüder schloss Karl II. den Kaufvertrag für Trautmannsdorf (Schätzwert 50.000 Gulden) am 25. August 1576 um eine im Dokument nicht genannte Summe mit dem von ihm begünstigten Pankraz von Windisch-Grätz Freiherrn zu Waldstein und im Thal sowie Erbstallmeister der Steiermark ab.[149]

VIII. Wartenstein-Grimmenstein

Das Schloss Wartenstein bei Schottwien bringe nach der 1521 vorgenommenen Ordensgüterdarstellung des Magister generalis Geumann, gerichtet an Kaiser Karl V., 50 Pfund Pfennig, das sei aber schon aufs Höchste angeschlagen; weiters erwähnt er ein Amt am Grimmenstein, das 25 Pfund Pfennig trage.[150] Burg Grimmenstein, mit der Ministerialen belehnt wurden, entstand spätestens unter den Traungauern (11. und 12. Jh.) als Talsperre der steirischen Mark Pitten, wurde später von Kastellanen des Landesfürsten verwaltet. Im Mai 1444 stiftete der spätere Kaiser Friedrich III. als Landesfürst das Besitztum dem von ihm 1444 gegründeten Kollegiatstift der Säkularkanoniker in Wiener Neustadt.[151] Wartenstein und mehrere andere Schlösser waren 1439 von den österreichischen Herzögen Friedrich V., dem späteren Kaiser, und Sigismund für ein Darlehen von 33.000 Rheinischen Gulden verpfändet worden, um den Türkenkrieg ihres Cousins, des Kaisers Albrecht II., zu finanzieren. Ähnliches geschah 1463 durch Kaiser Friedrich III. als Sicherstellung für die

[148] Feigl, 1974, Seite 57.
[149] Feigl, 1974, Seite 58.
[150] AdR HHStA, Österreich-Akten, NÖ Fasc. 1, fol. 305 ff; siehe auch: Winkelbauer, 1949, Seite 129f.
[151] Verein für Landeskunde von Niederösterreich (Hg.), Topographie von Niederösterreich, Alphabetische Reihenfolge und Schilderung der Ortschaften in Niederösterreich, 2. Bd., Wien 1893, Seite 685f.

Bezahlung rückständiger Löhne an Söldner.[152] Der Tausch von je zwei Besitztümern zwischen König Matthias Corvinus und Johann Siebenhirter, welcher Eisenstadt und Forchtenstein mit allen Rechten abtrat und dafür die vom Ungarnkönig eroberten Schlösser Wartenstein und Trautmannsdorf erhielt (6. Februar 1488)[153] bildete einen Kompromiss. Corvinus war mit Rücksicht auf den Papst dazu bereit, gehörten doch die beiden Schlösser zum Stiftungsgut des St. Georgs-Ritterordens („nachdem sy dem orden gegeben und gewydemb").[154] Im folgenden Jahr, am 30. Juni 1489, wurde dieses ungünstige, aber durch die damalige militärische Überlegenheit des Matthias Corvinus erzwungene Abkommen von Kaiser Friedrich III. anerkannt, indem er dem Magister generalis den neuen Besitz bestätigte.[155] Nach dem Untergang des Kollegiatstiftes weltlicher Chorherren in Wiener Neustadt übergibt Kaiser Friedrich III. unter anderen Gütern auch Grimmenstein 1491 dem St. Georgs-Ritterorden.[156]

Zwei Todesfälle wirkten sich für den Orden in Form von Dotationen mit Gütern aus: 1508 stirbt Hochmeister Hans Siebenhirter, dessen Besitz laut Regel der Orden erbt, und 1510 der letzte des aus dem steirischen Pittental stammenden, reich begüterten Adelsgeschlechtes der Kranichberg. Somit kam unter Kaiser Maximilian I. deren gesamtes Erbe (Petronell, Trautmannsdorf und Wartenstein) an den St. Georgs-Ritterorden.[157] Damals wurde Wartenstein mit dem nahen Amt Grimmenstein vereinigt[158] und beide erscheinen in der historischen Wahrnehmung fast unlöslich verbunden. Für die Zeit von 1519 und 1522 sind im Dienste des Ordens zwei Pfleger Wartensteins bezeugt, Andreas Hornberger und Wolfgang Leroch, auch Lorch genannt. Letzterer legte ein Inventar der beweglichen Güter „im sloß unnd mairhof Warttenstain" an.[159] Auf Reichsfürst Johann Geumann folgte 1533 Dr. Wolfgang Prantner. Der Finanz- und Verwaltungsfachmann forderte alle dem Bistum Wiener Neustadt 1522 überlassenen Ordensgüter zurück, weil der dortige Bistumsadministrator Johann Fabri nicht in den Orden eintrat, und setzte Martin Mallenteiner als Pfleger ein. Auf ihn folgte 1540 Georg Zirkendorfer, dem die Burgpflege um eine jährliche Pachtsumme von 180 Gulden übertragen wurde.[160] Nach dem 1541 erfolgten Tod Dr. Wolfgang Prantners, des

[152] Becker Moritz-Alois, Niederösterreichische Landschaften mit historischen Streiflichtern, Wien 1879, Seite 220.
[153] Halbwachs, 1969, Seite 106.
[154] Eheim/Winner, 1958, Seite 29.
[155] Halbwachs, 1969, Seite 106.
[156] Gerhartl, 1978, 184f.
[157] Fasching, 1966, Seite 136f.
[158] Eheim/Winner, 1958, Seite 29f.
[159] Eheim/Winner, 1958, Seite 31.
[160] Eheim/Winner, 1958, Seite 39.

letzten Hochmeisters, zog die niederösterreichische Kammer die noch verbliebenen dortigen Güter des St. Georgs-Ritterordens ein,[161] der aber formal Grundherr blieb.

Die Kriegsrüstungen gegen die Türken verschlangen Riesensummen, was König Ferdinand I. 1543 zur Aufnahme eines Kredites von 65.000 Gulden bei Graf Gabriel Ortenburgische Erben zwang. Wie es u. a. schon 1439 und 1463 ähnlich erfolgt war, zählten Wartenstein und Grimmenstein zum Pfand und darüber hinaus alle nieder- und oberösterreichischen Ordensgüter. Anstelle eines fehlenden Magister generalis erteilte Papst Paul III. mit Bulle vom 9. Juni 1543 die Genehmigung zur Belastung der Ordensgüter. Erzherzog Ferdinand übertrug 1598 den Ordensbesitz dem Grazer Kollegium der Gesellschaft Jesu, das Wartenstein mit Vertrag vom 22. Jänner 1610 an die Adelsfamilie Urschenbeck verkaufte.[162] Ein Christof Ursenpeck war bereits 1547 um ein Bestandsgeld (Pachtsumme) von jährlich 100 Gulden Pfleger der Burgen Wartenstein und Grimmenstein gewesen.[163]

IX. Lichtenwörth (und Zillingdorf)

Magister generalis Johann Geumann richtete 1521 an Kaiser Karl V. eine Denkschrift, in der er eine teilweise Auflistung des Ordensvermögens samt dessen Erträgen - und ob diese die laufenden Kosten in friedlichen Jahren tragen - sowie der Beschreibung des Istzustandes vornimmt. Die Herrschaft Lichtenwörth trägt ein „dritthundert“ Pfund Pfennig. Dass kein Kommentar folgt, bedeutet wohl, dass dem Orden kein Nachteil aus dem Gut erwächst.[164] Der unweit des nordöstlichen Stadtrandes von Wiener Neustadt gelegene Ort wurde im 12. Jh. erstmals urkundlich genannt. Als Patronatsinhaber der Pfarrkirche Lichtenwörth wirkten die jeweiligen Besitzer von Herrschaft und Schloss (auch als Burgstall bezeichnet). In drei Schritten kauften die Herren von Puchheim bis 1415 (Albrecht V. von Puchheim) ungarischen Lehensherren, den Grafen von Mattersdorf-Forchtenstein, Zillingdorf ab und fügten es ihrer Grundherrschaft Lichtenwörth hinzu: mit der allmählichen Umorientierung von Ungarn nach

[161] Verein für Landeskunde von Niederösterreich (Hg.), Topographie von Niederösterreich, Alphabetische Reihenfolge und Schilderung der Ortschaften in Niederösterreich, 2. Bd., Wien 1893, Seite 685.
[162] Eheim/Winner, 1958, Seite 45.
[163] Verein für Landeskunde von Niederösterreich (Hg.), Topographie von Niederösterreich, Alphabetische Reihenfolge und Schilderung der Ortschaften in Niederösterreich, 2. Bd., Wien 1893, Seite 686.
[164] AdR HHStA, Österreich-Akten, NÖ Fasc. 1, fol. 305ff; siehe auch Katzettl, 1996, Seite 103.

Österreich als Folge.[165] Georg III. von Puchheim verlor dieses landesfürstliche Lehen im Frieden von Pressburg 1491, der den nach dem Tod von König Ladislaus V. Postumus (1457) ausgebrochenen und nur durch kurze Friedensperioden unterbrochenen Krieg um die ungarische Krone zwischen Matthias Corvinus und Kaiser Friedrich III. beendete. Letzterer warf dem schwer verschuldeten Puchheim „Ungehorsam und etwas Verbrechung" vor, weil er nach Nichtbezahlung der ihm vom Kaiser versprochenen Entschädigungen für Kriegsschäden in seiner Herrschaft Lichtenwörth die Seiten gewechselt hatte.[166] Friedrich III. machte am 11. Juni 1493 den Wiener Neustädter Augustiner-Chorherren – sie stellten das Kathedralkapitel im Rahmen der nur mit kurzem Erfolg gelungenen Vereinigung von Bistum und St. Georgs-Ritterorden laut päpstlicher Bulle Sixtus IV., datiert mit 24. Juli 1479[167] -, um ihnen angesichts ihres kriegszerstörten Stiftes St. Ulrich das Überleben zu ermöglichen, eine ansehnliche Schenkung, nämlich das erledigte Lehen Lichtenwörth samt „abbrochen schloss" und Dorf und allen Zugehörigkeiten sowie das benachbarte Dorf Zillingdorf.[168] Die Herrschaft lag, östlich der Leitha situiert, am Schnittpunkt zweier Reiche und befand sich zum Teil noch „intra fines Hungariae constituta".[169] Dass diese Grundherrschaft 1647 bei der Reinkorporierung nach Ungarn bisher verpfändeter und vom Wiener Vizedomamt besteuerter Grenzgebiete – wie etwa Eisenstadt und Hornstein - nicht betroffen gewesen ist, geht nicht zuletzt auf den rechtlichen Akt des Kaisers von 1493 zurück. Der Großteil der ehemaligen Herrschaft Lichtenwörth erstreckte sich an beiden Ufern der Leitha, der Reichsgrenze gegen Ungarn bis 1918, und gehörte trotzdem zu den „Im Reichsrat vertretenen Königreichen und Ländern", dem sogenannten Cisleithanien. In der Urkunde vom 11. Juni 1493 spezifiziert Friedrich III. auch seine Schenkungsintentionen: „…damit der Ersam geistlichen, unnser lieben andechtigen, der Brobst und Capitl daselbs zu der Newnstat, mer Person in dem selben Capitl halten, ir andacht volbringen und fur unns, unnser vorfarn und Nachkömen seel hail pitten mugen,…"[170] Da die Kanoniker also an die Kathedralkirche des 1469 gegründeten Bistums Wiener Neustadt übersetzt worden waren, so kam das Bistum nicht nur in sakralen, sondern auch profanen Belangen in alle Vogtrechte, Roboten und andere Giebigkeiten der

[165] Zwittkovits Heinrich, Von Cyligendorf bis Zillingdorf – Ortsgeschichte der Marktgemeinde Zillingdorf, Zillingdorf 2004, Seite 81.
[166] Haider Adalbert/Lenauer August, Von Lutunwerde zu Lichtenwörth – Die Geschichte der Marktgemeinde Lichtenwörth, Lichtenwörth 1992, Seite 35.
[167] Gerhartl Gertrud, Wiener Neustadt, Wien 1978, Seite 170f.
[168] Fasching Heinrich, Die Chorherrenstifte von Wiener Neustadt; in: Veröffentlichungen des kirchenhistorischen Institutes der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien, 2. Bd., Wien 1966, Seite 145f.
[169] Zwittkovits, 2004, Seite 96 ff.
[170] Zwittkovits, 2004, Seite 165.

Grundholden. Bei diesem Bistum „blieb Lichtenwörth bis zu dessen Übertragung nach St. Pölten 1785, ausgenommen die Jahre 1508 bis 1533, in welchen Lichtenwörth den St. Georgs-Rittern eingeantwortet war.“[171] Am 24. Jänner 1508[172] wurde dem Orden die Herrschaft Lichtenwörth in deren ganzem Umfang zugesprochen und am 6. November 1522 als ein Teil der Ordensgüter dem Bistum überantwortet, das dann für den Unterhalt von Orden und Bistum aufzukommen hatte. Im Jahre 1533 wurden die Besitztümer getrennt, wodurch Lichtenwörth wieder zu den Gütern des Bistums zählte. Manchen Wiener Neustädter Bischöfen, die ja Patrone der dortigen Pfarrkirche St. Jakob waren, diente Lichtenwörth als Sommersitz.[173]

[171] Verein für Landeskunde von Niederösterreich (Hg.), Topographie von Niederösterreich, Alphabetische Reihenfolge und Schilderung der Ortschaften in Niederösterreich, 4. Bd., Wien 1903, Seite 828
[172] Verein für Landeskunde von Niederösterreich (Hg.), Topographie von Niederösterreich, Alphabetische Reihenfolge und Schilderung der Ortschaften in Niederösterreich, 7. Bd., Wien 1915, Seite 4
[173] Gerhartl, 1978, Seite 252

Von der Burg zum Schloss
Aspekte der Herrschaftsarchitektur in Innerösterreich unter besonderer Berücksichtigung von Steiermark und Kärnten vom 15. bis ins 17. Jahrhundert[1]

Wilhelm D e u e r

Der Ostalpenraum war im Hochmittelalter eine zwar kunstlandschaftlich zusammenhängende, jedoch politisch inhomogene Region. Aus den dortigen geistlichen und weltlichen Territorien des Heiligen Römischen Reiches entwickelten sich bis zum 13. Jahrhundert mehr oder weniger selbständige Herrschaftsgebilde mit charakteristischen Sozialstrukturen, innerhalb derer der Burgenbau jeweils einen eigenen Stellenwert besaß. Von den drei unabhängig entstandenen Herzogtümern Steiermark, Kärnten und Krain fiel ersteres schon 1192 an die Dynastie der Babenberger und wurde so mit deren Kernland, dem Herzogtum Österreich, personell vereinigt, Kärnten und Krain folgten 1335 auf dem Erbwege über die Grafen von Görz-Tirol. Im Zuge der nachfolgenden mehrfachen habsburgischen Erbteilungen wurden diese Gebiete einschließlich der Stadt Triest und später auch der gefürsteten Grafschaft Görz unter dem Begriff „Innerösterreich“ zusammengefasst. Im späteren 15. und 16. Jahrhundert fanden immer wieder gemeinsame Landtage der innerösterreichischen Länder statt, die sogenannten Generallandtage. Obwohl diese Ländergruppe endgültig bereits wieder seit 1619 mit den habsburgischen Kernlanden Ober- und Niederösterreich vereinigt waren, blieben eigene innerösterreichische Zentralbehörden bis in die Zeit Maria Theresias bestehen, als identitätsstiftender Begriff bestand Innerösterreich sogar bis zum Ende der Monarchie und wird bei den unregelmäßig auftauchenden Diskussionen über Zentralismus und Föderalismus in Österreich sogar bis zum heutigen Tag wiederbelebt – soweit einleitend zum politisch-geographischen Begriff Innerösterreich.

Die folgenden Beispiele wollen die Vielfalt und Problematik des Kärntner Burgen- und Schlossbaues an der Wende zur Neuzeit aufzeigen. Das beginnt schon bei der Terminologie: Sollte bei einer Burg die Wehrhaftigkeit und bei einem Schloss der repräsentative Charakter dominieren, wie ziehe ich dann bei Objekten, die beide Merkmale aufweisen, die Grenze? Wann wird aus einer Burg ein Schloss? Keinesfalls war der Umbau einer mittelalterlichen Burg in ein frühneuzeitliches Schloss eine lineare Angelegenheit – die folgenden Beispiele möchten einen Überblick über den großen Spielraum solcher Umbauten vor Augen führen. Frühneuzeitliche Befestigungen, wie etwa Bastionen, Rondelle oder Türme waren auch Bestandteil der Repräsentation, wie zu zeigen sein wird.

Die zeitgenössische Terminologie beantwortet unsere Fragen nicht: „gesloss“, „Veste“ werden oft alternierend verwendet, und die von uns heute als Schlösser bezeichneten Neubauten der Renaissance heißen zu ihrer Bauzeit meist „Edelsitze“ oder „Edelmannsitze“, weil sie privilegierte Adelswohnungen ohne spezifische Herrschaftsrechte (Landgericht, Untertanen etc.) waren (dafür erwähne ich hier spontan zwei Klagenfurter Beispiele, nämlich Welzenegg und Ebenthal). Umgekehrt wurde der Neubau von Schloss Grafenstein, ein regelmäßiger Vierflügelbau mit

[1] Der nachfolgende Text ist die veränderte Version eines in Oberfell an der Mosel am 6. November 2011 im Rahmen einer Tagung des Freundeskreises Bleidenberg gehaltenen Vortrages, erschienen unter gleichem Titel in: Olaf Wagener (Hg.), Symbole der Macht? Aspekte mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Architektur (Beihefte zur Mediaevistik, hg. von Peter Dinzelbacher, Bd. 17), Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien 2012, 213-238.

Arkadenhof aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhundert, in einer Inschrift des Erbauers ausdrücklich als „arx“, also als Burg, bezeichnet. Mittelalterliche Burgen scheinen hierzulande in den Quellen allerdings als „castrum“ auf.
Ich handhabe das Problem in der Folge pragmatisch, indem ich den Schwerpunkt auf die Entstehungszeit lege: Objekte aus dem Mittelalter mit betont wehrhaftem Charakter nenne ich Burgen, solche nach 1500 (auch ältere Objekte, bei denen nach Umbauten die frühneuzeitliche Bausubstanz dominiert) aber Schlösser oder Edelsitze (wenn der Wohn- und Repräsentationszweck über den Herrschaftsrechten dominiert). Davon ausnehmen müssen wir kleine Objekte wie feste Häuser oder Wohntürme, die oft späterhin in bäuerlichen Besitz übergingen oder, umgekehrt formuliert, manchmal gerade deshalb keinen repräsentativen frühneuzeitlichen Umbau erfahren haben (Beispiele dafür wären Drasendorf am Längsee oder der Thurnhof bei Hermagor).
Burgen im landläufigen Sinn, d.h. bestimmte Wehr- und Wohnbauten als Träger von Herrschaftsrechten in exponierter, meist felsiger Lage, sind in Innerösterreich vor allem seit dem Höhepunkt des Investiturstreites um 1100 in großer Zahl entstanden. War das voranschreitende 12. Jahrhundert eine Epoche der Befriedung und der politischen wie kirchlichen Stabilisierung (mit dem Höhepunkt im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts), so bildete das Interregnum seit 1246 bzw. 1250 eine empfindliche Zäsur. Die Gefolgschaften gewannen vor allem in herrschaftlich durchmischten Gebieten, wo etwa der Salzburger Erzbischof oder der Bamberger Bischof umfangreichen Besitz besaß, oder wo sich Landesfürst und hochfreie Geschlechter wie die Grafen von Görz-Tirol oder die Herren von Saneck, die späteren Grafen von Cilli, gegenüberstanden, erheblich an Bedeutung, was umgekehrt wieder den Wehr- und Burgenbau stark beeinflusst hat. Eine Ausnahme bildeten die Oststeiermark und Teile der Untersteiermark (heute Slowenien), wo einerseits erst im 12. Jahrhundert die Grenze zu Ungarn fixiert wurde und andererseits die neueroberten Landstriche gleichsam kolonisiert und durch einen Burgengürtel gesichert werden mussten. Aus dieser ersten Hauptphase des Burgenbaues nenne ich ein prominentes Beispiel aus dem Kärntner Zentralraum – **Alt- oder Hochkraig**, die Hauptburg der herzoglichen Truchsesse, die auch heute noch als eindrucksvolle Ruine die Blütezeit des spanheimischen Herzogshofes in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts verkörpert. Die tieferliegende Ruine Niederkraig wurde, obwohl vermutlich zunächst nur ein Vorwerk, im Spätmittelalter beträchtlich ausgebaut und überholte zu diesem Zeitpunkt Hochkraig an Bedeutung.
Seit dem 14. Jahrhundert nahm die Zahl der Burgenneubauten beträchtlich ab, stattdessen kam es verstärkt zu Um- oder Einbauten bei Burgen, vor allem in der Folge von Erbteilungen. Im ausgehenden 15. Jahrhundert erfolgte eine neue Bautenwelle, einerseits bedingt durch die Ungarn- und Türkenabwehr, andererseits durch neue Wohn- und Repräsentationskonzepte, die vor allem von Italien aus ihren Siegeszug in Europa antraten. Diese Bautätigkeit erreichte ihren Höhepunkt nach der ersten Türkenbelagerung Wiens im Jahr 1529 und der Verwüstung der Oststeiermark durch ein türkisches Heer drei Jahre später – nun wurden Burgen und Schlösser, aber auch Städte und Märkte mit neuen Vorwerken, Türmen, festen Speicherbauten und ähnlichem versehen. Ein typisches Beispiel dieser Angst vor einer türkischen Invasion im Kärntner Zentralraum ist Schloss **Hohenstei**n über dem Glantalboden, bei welchem die Wehranlagen die Repräsentation überwiegen: Zwischen zwei mächtige Kanonentürme wurden dabei wenige Wohnräume fast eingezwängt und sind erst in einem zweiten Bauabschnitt ein halbes Jahrhundert später am Höhepunkt der lokalen Bautenwelle der Renaissance erweitert worden.

Abb. 1: Schloss Hohenstein im Glantal (Foto aus: Hugo Henckel, Burgen und Schlösser in Kärnten, Klagenfurt / Wien 1964)

Schon im Laufe des 15. Jahrhunderts hatten sich in den habsburgischen Gebieten die Landstände, die Gesamtheit des grundbesitzenden Adels und der hohen Geistlichkeit, als neue politische Macht herauskristallisiert. Diese Entwicklung erreichte, gefördert durch die Reformation, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Es sollte d i e Zeit des Schlossbaues werden: In großer Zahl entstanden Zu-, Um- oder Neubauten, die oft von italienischen Festungsbauleuten durchgeführt wurden[2]. Doch schon ab 1590 erfolgt die erste Ernüchterung des landständischen Adels durch das Einsetzen der letztlich 1628/29 im gesamten Innerösterreich erfolgreichen Gegenreformation – Neu- und Umbauten von Schlössern und Edelsitzen gingen daraufhin drastisch zurück. Eine neue Blüte setzte nach dem Dreißigjährigen Krieg und der endgültigen Zurückschlagung der Türken ab 1683 ein – wir sprechen von der „pietas austriaca“, einer spezifischen Mentalität der örtlichen baulichen Repräsentation, die zum österreichischen Hochbarock führte. Ihre Wurzeln liegen primär im Sakralbau, der aber auch die Herrschaftsarchitektur nachhaltig beeinflussen sollte.
Diese kurze Einführung war nötig zum Verständnis der politischen Umstände. In der Folge möchte ich vor allem Beispiele von Umbauten von Burgen im Spannungsverhältnis von Wehrbau und Repräsentation bringen, deren zeitlicher Schwerpunkt vom 15. ins 17. Jahrhundert reicht. Anhand ausgewählter, geographischer wie typologischer Beispiele soll die Bandbreite des örtlichen Bauwollens vor Augen geführt werden. Verschiedene topographische, wirtschaftliche, kulturelle und repräsentative Voraussetzungen konnten zu stark voneinander abweichenden Ergebnissen führen.

[2] Für Kärnten siehe dazu besonders Wilhelm Deuer, Architektur, in: Barbara Kienzl/Wilhelm Deuer, Renaissance in Kärnten, Klagenfurt 1996, 147-207, besonders Seiten 187ff.

Mitten in der Oststeiermark, also in einem Kolonisationsgebiet der Stubenberger seit dem 12. Jahrhundert, erhebt sich heute Schloss **Herberstein** als ideales Beispiel einer Entwicklung von der Burg zum Schloss zwischen dem 13. und 17. Jh.[3]

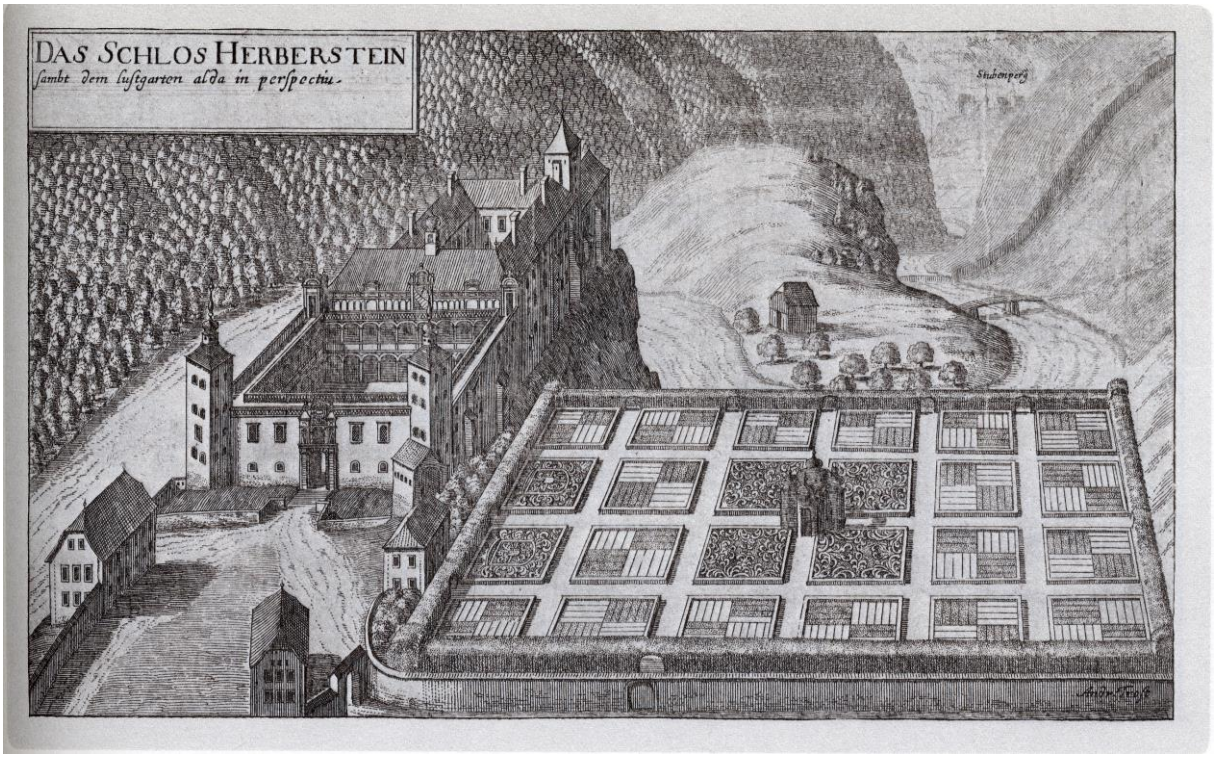


Abb. 2: Schloss Herberstein vom Osten (Kupferstich aus: G. M. Vischer, Topographia ducatus Stiriae 1681, Neudruck Graz 1975)

Als Besonderheit gilt, dass sich die Burg seit 1290 im Besitz der gleichen Familie, eben der Herbersteiner, befindet, aus der bedeutsame Persönlichkeiten, wie etwa Sigismund von Herberstein (1486-1566), hervorgingen, der zwischen 1516 und 1527 zwei Gesandtschaftsreisen an den Zarenhof in Moskau durchführte und diese auch ausführlich überlieferte. Vorweg ist festzuhalten, dass die Burg auf einem räumlich sehr beschränkten Felssporn errichtet wurde, um welchen die Feistritz eine markante Schlinge macht.
Den Baubeginn der heutigen Burg setzte Mitte des 13. Jahrhunderts der landesfürstliche Ministeriale Herwig von Stubenberg, dessen Name auch an der Burg hängen geblieben ist: Er ließ an der äußersten Spitze des Spornes einen Palas errichte, der durch einen Bergfried und einen Graben an der Angriffseite geschützt wurde. Um 1370 kam es zur Errichtung einer freistehenden Katharinenkapelle vor der Burg und in der Folge zu einer allmählichen Entstehung einer Vorburg mit einem tiefen zweiten Graben. Im 15. Jahrhundert wurde der Burghof schrittweise kleinteilig verbaut, vor allem im Umfeld der Burgteilung im Jahre 1475 durch vier Brüder.
Das 16. Jahrhundert stand ganz im Zeichen der Türkenabwehr: Nun wurden Vorburg und Bergfried baulich verbunden, besonders bemerkenswert ist die Errichtung eines massiven Südtraktes auf starken Substruktionen sowie des fünfeckigen Kanonenturmes – all das erfolgte bis 1584. Erst im 17. Jahrhundert wurde durch

[3] Heinrich Purkarthofer, Burg und Schloss Herberstein, in: Die Steiermark. Brücke und Bollwerk. Katalog der Landesausstellung (Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchives Band 16), Graz 1986, Seiten 553-558. Eine Werbe-CD wie auch die Homepage der Schlossverwaltung Herberstein zeigen graphisch ansprechend, überaus anschaulich die Bauphasen von der Burg zum Renaissanceschloss.

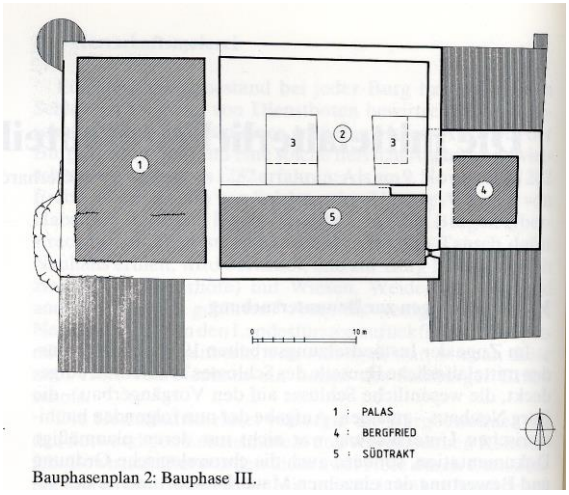
neuerliche großzügige Erweiterungen das heutige Erscheinungsbild geschaffen: Vor 1624 erfolgte eine neuerliche Erweiterung gegen Osten in Form eines Rittersaaltraktes hinter dem heutigen Arkadenhof, davor entstand eine Wehrmauer mit charakteristischen Ecktürmen, in der Artillerie installiert werden konnte. Erst 1648 bis 1667 kam es zur Errichtung des sogenannten „Florentinerhofes", einem der schönsten Arkadenhöfe der Steiermark, sowie des frühbarocken Hauptportals. Somit war der Besucher sofort nach der Durchquerung der wehrhaften, von Türmen eingefassten Fassade – einer echten Schaufront – mit adeliger Repräsentation höchster Qualität konfrontiert. Der Meierhof von 1663 und das Gärtnerhaus von 1690 – letzteres als „friedliches" Objekt bezeichnender Weise nach den entscheidenden Ereignissen von 1683 errichtet, als die direkte Bedrohung durch das Osmanische Reich vorbei war –, wurden vor der Schlossfassade erbaut und minderten eigentlich die Wehrhaftigkeit des Schlosses, was aber zu diesem Zeitpunkt von keiner großen Bedeutung mehr war. Zu bedenken ist bei Herberstein allerdings, dass man aus der Umgebung immer von oberhalb der Flussschleife auf die Burg hinabsehen konnte. Nicht nur moderne Artillerie, auch türkische Brandpfeile hätte man von dort leicht abfeuern können. Gegen schnelle Streifscharen und vor allem auch gegen aufständische Bauern hat man allerdings die Wehranlagen als ausreichend erachtet.
Herberstein offenbart uns heute geländebedingt somit fast einzigartig die schrittweise Erweiterung einer kleinen Ministerialenburg zum prächtigen Renaissanceschloss. Kolonisation, Erbteilung, Türkenabwehr, ständische Repräsentation – ein Großteil der Motive des lokalen Burgen- und Schlossbaues findet sich hier vereinigt, konzentriert, und in der konsequenten Addition der Bauteile am Burgfelsen ablesbar – doch so einfach war es nicht immer.
Das zweite Beispiel aus der Obersteiermark zeigt zwar chronologische Parallelen, doch mit einem ganz anderen Ergebnis: Es handelt sich um Burg **Neuhaus** (heute **Trautenfels**) im oberen Ennstal, auf einem felsigen Ausläufer des Grimming, einem strategisch guten, verkehrspolitisch neuralgischen Punkt an der Abzweigung der Ennstalstraße ins Ausseerland und ins oberösterreichische Salzkammergut entstanden[4]. Neuhaus wurde als landesfürstlicher Stützpunkt kurz vor 1260 in den Krisenjahren des Interregnums errichtet und war in der Folge auch mehrmals umkämpft. Der Name setzt ein landesfürstliches Althaus voraus, das wohl auf der nahen Pürgg zu vermuten ist, welche Vermutung aber nicht allgemein geteilt wird. Als Kernbau entstand in der Mitte des 13. Jahrhunderts an der höchsten Stelle des Burghügels ein Turmhaus mit einem östlich anschließenden ummauerten Hof. Bei Bauuntersuchungen[5] im Umfeld der Vorbereitungen zur steirischen Landesausstellung „Lust und Leid" 1992 entdeckte ältere Mauerreste konnten nicht präzise zugeordnet werden, doch ist ein Vorgängerbau wahrscheinlich.
Die Turmburg wurde 1282 vom Salzburger Erzbischof erworben und war zehn Jahre später Schauplatz einer kriegerischen Auseinandersetzung mit dem steirischen Herzog, auf dessen Geheiß sie schließlich abgetragen wurde – ein genauer Bericht über diese Zerstörung ist in der steirischen Reimchronik des Ottokar aus der Gaal überliefert. Allerdings dürfte diese Abtragung nicht so rigoros wie in den

[4] Grundlegend dazu Walter Brunner/Barbara Kaiser, Schloß Trautenfels. Mit Beiträgen von Helga Schuller, Gerhard Seebach, Manfred Wolff-Plottegg und Florian Hölzl (Kleine Schriften der Abteilung Schloß Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum Heft 22), Trautenfels 1992; sehr materialreich Christiane Pilshofer, Schloß Trautenfels im Ennstal – Marksteine der Veränderungen an Architektur und Ausstattung im soziokulturellen Umfeld, kultur- und geisteswiss. Diplomarbeit, Salzburg 2006. Für die mittelalterlichen Umbauten sei auch auf Martin Aigners Burgenseite www.burgenseite.com hingewiesen (hier mit Stand Juli 2012 benutzt).
[5] Gerhard Seebach, Die mittelalterlichen Bauteile des Schlosses Trautenfels, in: Trautenfels 1992, 53-56.

Schriftquellen beschrieben erfolgt sein, denn es entstand bald ein neuer, in den Hof eingebauter Südtrakt sowie ein östlich (=rechts) anschließender Turmanbau.
Im späten 14. und 15. Jahrhundert erfolgte schrittweise die Verbauung des Hofes. Offenbar musste parallel zu Herberstein, wo mehrere Haushalte unterzubringen waren, neuer Wohn- und Lagerraum geschaffen werden. Im Rahmen dieser Umbauten ist wohl noch vor 1500 der Turmbau abgetragen und durch einen neuen Wohntrakt ersetzt worden, wodurch Neuhaus erstmals einen schlossähnlichen, jedenfalls mehr auf Repräsentation bedachten Charakter erhielt.

Abb. 3: Umbauten des späten 14. und 15. Jahrhunderts im Schloss Trautenfels (aus: Gerhard Seebach, Die mittelalterlichen Bauteile des Schlosses Trautenfels, in: Brunner/Kaiser 1991)

Im Laufe des 16. Jahrhunderts ist die spätmittelalterliche Kombination von Wohn- und Wehrbauten weiter verändert worden und erhielt um 1550 ein repräsentatives Hauptportal in der Art des Sebastiano Serlio, das heute wohl in Zweitverwendung den Burgaufgang in der Südostecke ziert. Ebenfalls im 16. Jahrhundert wurde der Schlossbau von massiven Bastionen umgeben, die allerdings bis zur Gegenwart immer wieder verändert und renoviert werden mussten.



Bauphasenplan 2: Bauphase III.

Abb. 4: Schloss Trautenfels mit seinen Basteien vom Osten (Foto: Deuer)

Erst unter Siegmund Friedrich Graf Trauttmannsdorff entstand zwischen 1664 und 1672 das heutige frühbarocke Schloss, indem die bislang weitgehend selbständigen Baukörper mit einer einheitlichen Fassade und die Stockwerke mit gleichen Bodenniveaus versehen wurden. Der Innenhof wurde durch den Einbau eines anachronistisch anmutenden Turmbaues geteilt und teilweise mit Arkaden versehen, die Innenräume der Beletage und vor allem ihr zweigeschossiger Festsaal mit Stuck und einem mythologisch-allegorischen Bildprogramm höchster Qualität versehen. Nach der Fertigstellung gab der Bauherr dem Schloss in Anspielung an sein Adelsprädikat den neuen Namen Trautenfels. Das vorzüglich erhaltene und bestens restaurierte Schloss steht heute in musealer Nutzung als Außenstelle des Steiermärkischen Landesmuseums Joanneum.
Im Gegensatz zu Herberstein wurde also Neuhaus-Trautenfels nicht durch Addition und ständige Zubauten entlang der Längsachse erweitert, sondern in sich beständig erneuert, gewissermaßen „überstülpt“ – mit dem Ergebnis, dass die Baufläche von den Basteien abgesehen seit dem 13. Jahrhundert nicht wesentlich vergrößert wurde! Die massiven Basteien und die repräsentative Fassade des Schlossbaues offenbaren hier sehr gut die zeittypische Widersprüchlichkeit von Festungsarchitektur und barocker Repräsentation.
Das dritte hier vorgeführte Beispiel für Um- und Zubauten mittelalterlicher Burgen befindet sich in der kleinen Oberkärntner Stadt **Gmünd**. Charakteristisch für den Ostalpenraum und damit auch Innerösterreich sind kirchliche und patrimoniale, also nicht landesfürstliche Städte, die auf alte Privilegien (Schenkungen bzw. Exemptionen) der römisch-deutschen Kaiser zurückgehen. In Kärnten müssen in diesem Zusammenhang Friesach, das Lavanttal mit Wolfsberg, Bad St. Leonhard oder Villach genannt werden. In Gmünd, am namengebenden Zusammenfluss von Malta und Lieser an der wichtigen Katschbergstraße, hat der Salzburger Erzbischof um die Mitte des 13. Jahrhunderts einen planmäßigen Straßenmarkt anlegen lassen. Bisher ging man davon aus, dieser Straßenmarkt wäre am Fuße einer Burganlage gegründet worden. Neueste Bauforschungen haben aber ein ganz anderes Bild erbracht[6]: Die erste Burg, eher ein **Amthof**, dürfte sich an der Südecke am unteren Bildrand nahe der Legende befunden haben. Zumindest hat man hier einen größeren Baukomplex entdeckt, der gleichzeitig mit der ersten Ummauerung entstanden ist. Erst in einer zweiten Phase nach 1320, deutlich nachdem Gmünd Stadtrechte erlangt hatte, ist diese Marktsiedlung gegen Nordwesten um eine zweite parallele Straßenachse um die heutige Pfarrkirche erweitert worden. Und an der höchstgelegenen Stelle im Norden, wo zwei Mauern der Erweiterung spitzwinkelig zusammentreffen, sind zwei Türme angelegt worden, welche die Basis für die **Burg** bzw. das sog. „Alte Schloss“ bilden sollten. Jener direkt an der Ecke diente als Bergfried, der zweite innerhalb der Mauer war als Wohnturm ausgebaut. Weil zuvor bereits Friesach erwähnt wurde, muss an dieser Stelle ergänzt werden, dass in dieser sehr bedeutenden Nebenresidenz des Salzburger Erzbischofs eine sehr ähnliche Lösung bei der Stadtbefestigung fast gleichzeitig zustande kam, nämlich der sog. „Rotturm“ [7]. Im 17. Jahrhundert wurde das **Neue Schloss** in der Stadt selbst errichtet, doch davon später.
Erst im Zuge der Auseinandersetzungen zwischen Kaiser Friedrich III. und König Matthias Corvinus von Ungarn, mit dem der damalige Erzbischof Bernhard von Rohr

[6] Ronald Woldron/Christiane Wolfgang, Gmünd. Burg und Stadtbefestigung. Bauhistorische Untersuchung Gmünd 2011.
[7] Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Friesach, bearbeitet von Barbara Kienzl, Gerhard Seebach, Ulrike Steiner und andere (Österreichische Kunsttopographie, herausgegeben vom Bundesdenkmalamt, Abteilung für Bauforschung Band LI), Wien 1991, besonders Seiten 156-160.

verbündet war, ist dieser bewohnbare Turm an der Ecke der Stadtmauer in Etappen zu einer Burganlage im landläufigen Sinne vergrößert worden: mit einer Mauer zur Stadt hin, einem Hof, einem Erkerbau etc. Obwohl das Erzbistum die vom Kaiser konfiszierte Herrschaft 1502 zurückgekauft hatte, überließ König Ferdinand aufgrund einer Rückkaufklausel im Jahre 1555 seinem Rat Christoph Pflügl von Goldenstein die Burg als Pfand, worauf dieser mit einem das heutige Erscheinungsbild prägenden Umbau begann – der Anfügung eines Renaissancetraktes, der außen an die Stadtmauer gesetzt wurde, samt Kanonenrundturm.
Spätere Umbauten dieser nunmehr überaus repräsentativen Herrschaftsarchitektur sind bis auf jüngste Adaptierungen für Gastronomie und Veranstaltungen unterblieben, weil sich die neuen Herrschaftsinhaber, die Grafen von Raittenau, nahe dem oberen Tor ab ca. 1607 ein neues Stadtschloss errichten ließen. Dieses orientierte sich in Grund- und Aufriss sowohl am Klagenfurter Landhaus als auch an Salzburger Bauten des Frühbarock. Es war hauptsächlich auf fürstliche Repräsentation ausgerichtet, wozu auch unabdingbar eine Gartenanlage gehörte. Die seit der Gegenreformation ansässigen Grafen von Lodron haben dann nur mehr im Neuen Schloss residiert, obwohl das alte erst 1886 durch einen Brand zur Ruine geworden ist. Im vorliegenden Falle haben wir es also mit einer Verlegung der Repräsentation bald nach 1600 in die Stadt zu tun, während das alte Schloss durch seine markante Lage und Form seinen herrschaftlichen Symbolwert beibehielt. Dieser ist in der Khevenhüllerchronik um 1620 mit einer großteils sehr genauen Darstellung aller Besitzungen, insbesondere Burgen und Schlösser dieser Familie, am besten zum Ausdruck gebracht, fast überhöht worden[8], während das Neue Schloss darunter in erster Linie bequem erreichbar und erlesen ausgestattet war.

Abb. 5: Die Stadt Gmünd mit dem Alten und Neuen Schloss aus der Khevenhüllerchronik um 1620 (Bibliothek des Museums für Angewandte Kunst in Wien)

[8] Karl Dinklage, Kärnten um 1620. Die Bilder der Khevenhüller-Chronik, Wien 1980. Die in Diensten des Bamberger Bischofs aus Franken nach Kärnten zugewanderten Khevenhüller erlangten im 15. und vor allem im 16. Jahrhundert höchste politische Ämter im Lande und waren auch als frühkapitalistische Unternehmer erfolgreich, galten aber gesellschaftlich als Aufsteiger. Die Khevenhüller-Chronik versuchte z. T. durch fabulöse Genealogien die Verbindung der Familie mit dem lokalen Adel beträchtlich weiter zurückzudatieren als in der Realität geschehen. 1629 mussten die meisten Mitglieder der Familie als überzeugte Protestanten auswandern, nur der, im Besitze von Hochosterwitz befindliche Zweig blieb, in Befolgung eines testamentarischen Auftrages von Georg Khevenhüller (1534-1587), durch Konvertierung zum Katholizismus bis zum heutigen Tage in Kärnten ansässig und im Besitze dieser Burg von hoher Symbolbedeutung (siehe unten).

Einen Kontrast zum bisher Gezeigten sehen wir im frühneuzeitlichen Umbau der kleinen landesfürstlichen Ministerialenburg **Reifenstein** bei Pöls in der Obersteiermark. Sie war seit dem 12. Jahrhundert gemeinsam mit der an der gegenüberliegenden Talseite erbauten Offenburg ein landesfürstlicher Stützpunkt an der wichtigen Straße über den Hohentauern ins Ennstal nahe dem erzbischöflichen Hof Pöls, aber von keiner besonderen herrschaftspolitischen Bedeutung[9]. Man hat sie auf einem Felssporn des langgestreckten Falkenberges errichtet, wobei man in Kauf nehmen musste, dass sie von der Seite stark gefährdet war.
Auch in Reifenstein reichen die ältesten Bauteile nur bis ins 13. Jahrhundert zurück und nutzen zunächst vor allem den räumlich beschränkten sicheren Felsplatz aus. Wir finden einen eher kleinen Palas, einen ummauerten Hof und zweckmäßigerweise den Bergfried zum Berg hin. Im 14. Jahrhundert legte man eine Vorburg mit einer Art kurzem Zwinger sowie eine talseitige Vergrößerung des Palas an. Überraschend und aus heutiger Sicht nicht zweckmäßig war schließlich der Einbau einer völlig überdimensionierten Burgkapelle um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Doch erst der Umbau durch den reichen Mürztaler Montangewerken und Waffenlieferanten Kaiser Maximilians I., Sebald Pögl zum Thörl, der die bislang kleine Herrschaft vergrößerte, ließ Reifenstein um 1530 zu der gewaltigen Festung anwachsen, deren Ruinen uns heute so beeindrucken. Dazu tragen vor allem Schalentürme bei, die teilweise in schon bestehende Maueranlagen eingefügt wurden. Zu Reifenstein existiert eine jüngere anschauliche Rekonstruktion Martin Aigners, die uns vor allem das fast unnatürliche Verhältnis zwischen der eher kleinen mittelalterlichen Burg und dem riesigen Schild gegen Westen hin deutlich vor Augen führt.[10]

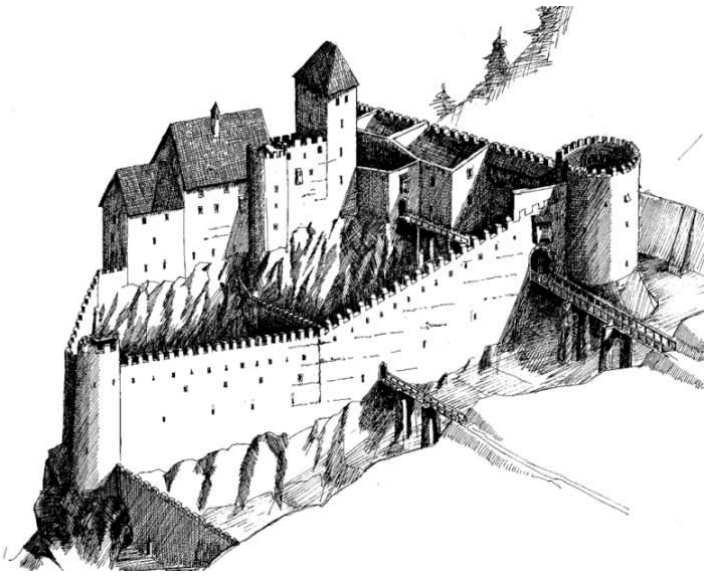


Abb. 6: Rekonstruktion der Burg Reifenstein um die Mitte des 16. Jahrhunderts gegen Westen (Martin Aigner)

Hier war höchstwahrscheinlich die Türkenangst Auslöser des Ausbaues, der kaum weiteren Wohnraum erbrachte, wohl aber großen Erhaltungsaufwand erforderte. Aber die Befestigung konzentrierte sich vor allem auf die zum Markt Pöls hin orientierte Schauseite, während die genauso gefährdete Ostseite kaum verstärkt wurde. Das kann nur aus einer beabsichtigten Symbolwirkung erklärt werden.

[9] Walter Brunner, Geschichte von Pöls, Pöls 1975, Seiten 190-209.
[10] Reifenstein, auf Martin Aigners Burgenseite: www.burgenseite.com (Stand: Jänner 2012).

Weitere Ausbauten sind unterblieben, weil die Besitzer seit dem 17. Jh. (seit 1698 übrigens die Fürsten Schwarzenberg) nur mehr an den Herrschaftsrechten und Erträgnissen interessiert waren, aber nicht mehr auf der Burg wohnten. Bemerkenswert ist höchstens, dass das Landgericht der höher gelegenen Offenburg von 1618 bis 1706 hierher übertragen worden war. Der eigentliche Verfall setzte erst mit der Abdeckung der Dächer durch österreichische Truppen im Zuge der Napoleonischen Kriege 1809 ein. Doch ist Reifenstein eine gewaltige Ruine geblieben, ein gutes Studienobjekt, dessen Betreten verboten und auch nicht ratsam, aber ergiebig ist.
Dass die Burgerweiterungen oder Umbauten bestimmten funktionalen Gesetzen im Spannungsfeld von Wehrhaftigkeit und Repräsentation folgten, ist eigentlich selbstverständlich. Zur Bekräftigung dieser Feststellung möchte ich noch ein untersteirisches Beispiel von einst hoher politischer und heute großer staatssymbolischer Bedeutung bringen: Die Burg von **Cilli** (Celje)[11] in der Untersteiermark, heute Slowenien, war nicht die Stammburg der gleichnamigen Grafen, sondern diese lag ein Stück die Sann aufwärts im Westen – Burg Saneck. Im Zuge ihres Aufstiegs zur Reichsunmittelbarkeit, als sie zu gefährlichen Konkurrenten der Habsburger wurden, beerbten die Herren von Saneck 1322 das Kärntner Grafengeschlecht der Heunburger und kamen so in den Besitz der Herrschaft und des Marktes Cilli. Die nunmehrigen Grafen von Cilli bauten die schon auf die Heunburger zurückgehende Burg etappenweise zu einer Festung aus. Im Markt, den sie zur Stadt erhoben, errichteten sie ein repräsentatives und wohnliches Schloss, dass in den letzten Jahren wieder instand gesetzt wurde.
Auch die Hochburg von Cilli geht im Kern auf die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zurück und war ursprünglich recht klein. Auffallend waren die mächtige Schildmauer gegen die Angriffseite im Südosten und der Verzicht auf einen Bergfried. Um 1300 wurde die Wehrmauer von einer zweiten umgeben, an der Nordseite durch einen Turm verstärkt und der Eingang an die Südseite verlegt.
Im Falle der bauhistorisch sehr genau untersuchten Burg Cilli können wir nacheinander nicht weniger als fünf Bauphasen beobachten. Die beiden ersten wurden bereits erwähnt, die dritte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts markiert den rasanten politischen Aufstieg der Grafen von Cilli nach dem Erbe der Heunburger. Der Raumbedarf in der engen Kernburg wuchs, sodass anstelle der Schildmauer ein neuer Wohnbau errichtet werden musste, und vor der Burg baute man im Osten den isolierten Friedrichsturm als Bergfried. Nach dem gewaltigen Erdbeben von 1348 kam es zu einem veränderten Wiederaufbau des Palas. Aufgrund der dichteren Verbauung der Kernburg wurde ein neuer geräumiger Vorburgbereich geschaffen und ummauert. Und schließlich wurde in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Vorburg noch einmal nach Osten bis zum Abschluss des felsigen Bergkammes erweitert – der Höhepunkt der Bedeutung dieser Burg war erreicht.
Nach der Ermordung des letzten Grafen von Cilli, Ulrich, im Jahre 1456 in der Burg von Belgrad fiel die Grafschaft nach jahrelangen Kämpfen zwischen den Erbanwärtern, während welcher die Burg noch abschnittweise verstärkt werden musste, den Habsburgern zu. Für diese war Obercilli allerdings nur mehr von strategischer Bedeutung. Vor allem für die Türkenabwehr hat man die Mauern der

[11] Dušan Kramberger, Program sanacije in prezentacije gradu Celje (= Programm der Sanierung und Präsentation der Burg von Cilli), Celjski zbornik 1987; Ivan Stopar, Burgen und Schlösser in Slowenien 1991 (wie Anm. 3), Seiten 120-124 und 127-130; Stopar Aleš, Stari grad Celje (Starožitnosti: vodnik Pokrajinskega muzeja Celje; 2. Aufl.), Celje 2006; ein Folder des Turistično društvo Celje (= Fremdenverkehrsverein Celje) mit den Phasen der Erweiterung und ausführlicher Legende ist in Celje erhältlich.

Burg ab ca. 1530 noch einmal verstärkt, die Wohnbauten jedoch nicht mehr ausgebaut, bis die Burg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, nunmehr in lokalem Adelsbesitz, endgültig abgedeckt und teilweise abgetragen wurde.

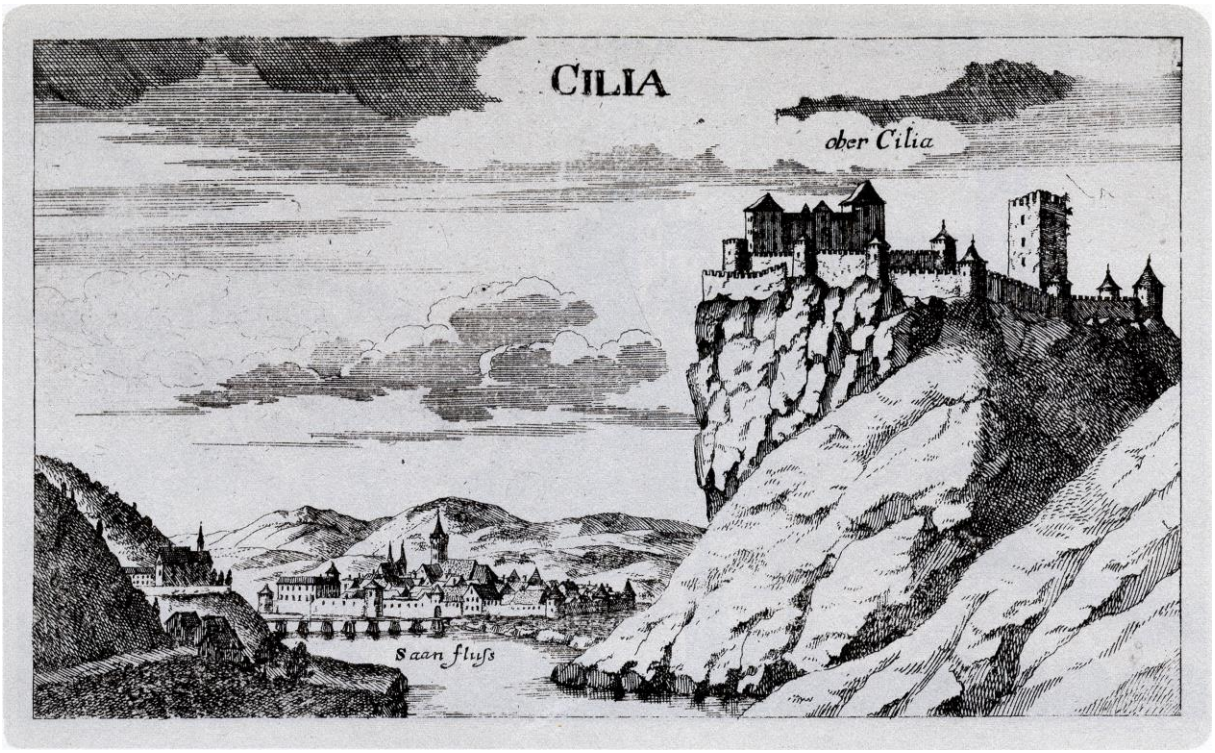


Abb. 7: Die Burgruine Obercilli (Kupferstich aus: G. M. Vischer, Topographia ducatus Stiriae 1681, Neudruck Graz 1975)

Bemerkenswerterweise erst im 20. Jahrhundert ist die Burg zum nationalromantischen Symbol der Slowenen geworden – durch die mythisch verklärte Sicht eines ersten politischen selbständigen Territoriums auf dem heutigen Staatsgebiet. Seit etwa drei Jahrzehnten wird sie nicht nur gepflegt und erforscht, sondern teilweise sogar rekonstruiert. Auf Burg Obercilli, deren schrittweiser Ausbau parallel zum Aufstieg der Grafen von Cilli erfolgte, ist also nach dem Anfall an die habsburgischen Länder ein repräsentativer neuzeitlicher Ausbau unterblieben, lediglich die Türkenabwehr erzwang eine Verbesserung der Bewehrung.
Bis jetzt haben wir es vornehmlich mit Burgen des 13. Jahrhunderts unterschiedlichster herrschaftlicher Bedeutung zu tun gehabt, die entweder erweitert, überbaut oder in der Neuzeit nur mehr besser befestigt worden sind. Das nächste Beispiel weicht von diesen Entwicklungslinien deutlich ab. Es geht um eine der schönsten, jedenfalls besterhaltenen Burgen Kärntens, bei der allerdings noch bauchronologisch einige Fragen offen sind – vor allem fehlt eine moderne Bauforschung.
Frauenstein gehört zu jenem „Kranz“ an Burgen, der um 1200 um St. Veit an der Glan entstanden ist, als hier die Kärntner Herzöge aus dem Geschlecht der Grafen von Spanheim ein dichtes Netz an Ministerialenburgen anlegen ließen. Ein weitgehender Umbau erfolgte durch Christoph Welzer und seine Gemahlin Agnes, einer geborenen Hohenwarter in den Jahren 1510 bis 1521, doch müssen wir danach einen eklatanten Bedeutungsverlust konstatieren, weil die Hauptstadt schrittweise von St. Veit nach Klagenfurt verlegt wurde und die wichtigsten Adelsfamilien und ständischen Funktionsträger dorthin übersiedelten. Im Rahmen

dieser Verlegung spielten die Welzer als Bauherren eine wichtige Rolle, indem sie die mittelalterliche Burg Hallegg umbauen und im Osten Klagenfurts den Edelsitz Welzenegg – in welchem der Name des Bauherren Viktor Welzer steckt – auf „grünem Wasen“ (von Grund auf) neu errichten ließen[12].
Charakteristisch für Frauenstein ist die kleinteilige Architektur, die große Zahl der Türme, Erker, die beiden markanten Wohnstöcke sowie die Anpassung an den niedrigen, aber felsigen Burghügel. Das Vorwerk westlich des Burgtores ist eigentlich ein abgesetztes Verwalterstöckl, die Wirtschaftsgebäude liegen etwas tiefer nördlich im flachen Talgrund. Sowohl im Grund- wie Aufriss sind aufs Erste keine Bauteile vom 13. bis ins 15. Jh. sicher erkennbar, vielleicht erstreckt sich der älteste Teil um den Südturm, in welchem heute noch ein „Kerker“ mit Rötelzeichnungen gezeigt wird, allerdings auch erst aus dem 16. Jh. Alles ist ganz offensichtlich um 1510/20 ganz entscheidend umgebaut und in ein halbwegs einheitliches Erscheinungsbild gebracht worden. Die große Zahl von Türmen überrascht und ist streng genommen für die Bauzeit nicht erklärbar, es sei denn, man hätte zumindest teilweise bereits vorhandene übernommen. Besonders zu beachten sind die beiden unterschiedlich strukturierten Wohnstöcke, die den Westen und Osten des Schlosses einnehmen. Ein Wappenstein gibt uns ein Indiz, dass der westliche Stock wahrscheinlich erst eine Generation später, 1554 zugebaut wurde, seine charakteristische Grundrissform wird uns in der Folge noch begegnen. Ein neues Element um 1520 war jedenfalls der umlaufende Arkadenhof, ein Kunstimport aus dem nahen Süden.

Abb. 8: Der Hof von Schloss Frauenstein (Foto: W. Deuer)

Die bisherigen aufgemauerten Laufgänge und Söller, für die es im nahen St. Veit am Hauptplatz Beispiele gibt, wurden nun auch im Ostalpenraum in schneller und dichter Verbreitung durch den umlaufenden oder flügelweise eingebauten Arkadenhof ersetzt. Gerade um St. Veit können wir das in den zwanziger Jahren mehrfach beobachten. Der Arkadenhof erwies sich als idealer Raumverteiler, ist halbwegs wetterfest, im Winter wenigstens trocken, im Sommer kühl. Aber der italienische Renaissancetyp wird in Kärnten bis ins zweite Drittel des 16. Jahrhunderts noch in

[12] Wilhelm Deuer, Die Bautätigkeit der Welzer im 16. Jahrhundert unter dem Aspekt der Kärntner Hauptstadtfrage, in: Kärntner Landesgeschichte und Archivwissenschaft. Festschrift für Alfred Ogris zum 60. Geburtstag (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie Band 84), Klagenfurt 2001, Seiten 215-235.

spätgotischen Detailformen ausgeführt – offenkundig durch einheimische Meister, die erst ab der Jahrhundertmitte endgültig von Italienern verdrängt werden.
Bei näherer Betrachtung fallen in Frauenstein die altertümlichen Formen der Verteidigungsanlagen auf, vor allem der um die ganze Burg umlaufende hölzerne, nach unten offene Wehrgang im Dachstuhl.

Abb. 9: Ein Turm von Schloss Frauenstein mit dem hölzernen Wehrgang (Foto: W. Deuer)

Wir finden nicht die geringsten Ansätze moderner vorbastionärer Verteidigungstechnik – zur Zeit der Erbauung stellten die Türken keine konkrete Gefahr dar, was sich bereits acht Jahre nach Fertigstellung des Schlosses dramatisch ändern sollte. Auch führten einheimische Bauleute diese Arbeiten aus. Alles wirkt verspielt und ein wenig anachronistisch.
Mit Ausnahme des modernen Arkadenhoftyps, der in der Detailausformung noch durchaus spätgotisch geriet, verkörpert somit Frauenstein einen letzten Höhepunkt spätgotischer Baugesinnung (übrigens völlig parallel zum zeitgenössischen Kirchenbau, der erst um 1530 durch Reformation und Türkenangst einging). Besonders bemerkenswert ist jedoch, dass Frauenstein seitdem kaum mehr verändert wurde. Der Grund liegt vor allem in der Verlagerung der politischen Macht: Zum Zeitpunkt der Erbauung war das in Luftlinie ungefähr drei km entfernte St. Veit noch Landeshauptstadt. Spätestens ein Jahrzehnt später begann der langwierige Ausbau von Klagenfurt zur neuen ständischen Residenz und Hauptstadt und die Übertragung aller bisher in St. Veit angesiedelten Infrastrukturen einschließlich der Abwanderung der politisch führenden Familien. Am Ort gab es keine Notwendigkeit mehr zu einer verstärkten adeligen Repräsentation.
Wir beginnen ein neues Kapitel: Der Gabbrief Kaiser Maximilians vom 24. April 1518 bedeutete den Übergang der bisher kleinen und unbedeutenden Stadt **Klagenfurt** von der landesfürstlichen in die ständische Herrschaft – ein verfassungsgeschichtlich einzigartiger Fall. Zum Zeitpunkt der Hauptstadtwerdung, ein langwieriger Prozess, der sich letztlich etwa drei Generationen lang bis ins späte 16. Jahrhundert hinzog, war die ständische Repräsentation bereits voll ausgeprägt und erreichte in der zweiten Jahrhunderthälfte ihren Höhepunkt. Neben der außerordentlich starken und in gleicher Weise kostspieligen Befestigung der Stadt – ein Hauptargument für die

kaiserliche Schenkung an die Landstände – wurden ein Landhaus, eine höhere evangelische Ständeschule (das „Collegium sapientiae et pietatis“) und ein riesiges Bürgerspital mit einer geräumigen evangelischen Predigerkirche errichtet. Und der Adel folgte aus der Umgebung der alten in die der neuen Hauptstadt. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gab es um Klagenfurt einen Schlösserbauboom wie niemals zuvor und danach. Burgen wurden umgebaut, aber noch mehr Bauten erfolgten auf „grünem Wasen“, waren also echte Neubauten[13]. Die Selbstdarstellung des Adels hatte damit eine neue Bauaufgabe gefunden. Zunächst möchte ich ein signifikantes Beispiel für den Umbau einer mittelalterlichen Burg vorführen.
Die landesfürstliche Vasallenburg **Hallegg** auf einem felsigen Hügel sollte seit der Zeit um 1200 vom Westen her den landesfürstlichen Markt und Verkehrsknoten Klagenfurt schützen. Die kleine Burg wurde im Spätmittelalter schrittweise erweitert, weil sich die Besitzerfamilie, wie auch andernorts vergrößerte. Erst 1535 war die Burg wieder in einer Hand, nämlich in jener der bereits genannten politisch einflussreichen Familie Welzer[14]. Der Sohn des Erbauers von Frauenstein, Moritz, und seine Frau, eine reiche Tiroler Gewerkentochter, begannen 1546 mit einem großzügigen Umbau, der zunächst den östlichen Teil des heutigen Schlosses mit Arkadenhof, Kanonenturm und Wohnstock umfasste. Und beider Sohn Viktor, eine landespolitisch bedeutende Persönlichkeit und führender Kopf der protestantischen Partei, ersetzte schließlich im Jahre 1576 den offenbar bis zu diesem Zeitpunkt noch stehenden Rest der Burg, den urkundlich genannten Turm des landesfürstlichen Lehens, durch einen mächtigen mehrgeschossigen Stock. So eine Grundrissdisposition haben wir schon in Frauenstein am Eingangstrakt im Westen gesehen. Das Obergeschoß des neuen Hallegger Wohnstocks mit dem mächtigen durchgehenden Rittersaal in der Mitte diente der herrschaftlichen Repräsentation, die Gewölbe darunter als Lagerräume. Der Typ eines solchen hoflosen Rechteckbaues mit durchgängiger Querlaube, der „Labn“ (Laube) oder Halle, und seitlich anschließenden Stuben und Kammern kommt aus dem oberitalienischen, wohl venezianischen Raum. Ein frühes Beispiel aus dem späten 15. Jahrhundert ist die Villa delle Verme bei Vicenza, welche das gleiche Grundrissprinzip der durchgängigen Querlaube besitzt und dieses offenbar von venezianischen Stadtpalästen etwas modifiziert übernommen hat.

[13] Wilhelm Deuer, Schlösser und Edelsitze um Klagenfurt im 16. Jahrhundert. Der herrschaftliche Repräsentativbau als Beitrag zur Hauptstadtwerdung, in: 800 Jahre Klagenfurt, Festschrift zum Jubiläum der ersten urkundlichen Nennung (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie Band 77), Klagenfurt 1997, Seiten 189-215.
[14] Deuer, Welzer 2001 (wie Anm. 12), Seiten 225-227

Abb. 10: Die Halle im neuen Stock von Schloss Hallegg, 1576 (Foto: W. Deuer)

Das rechteckige Querlaubenhaus wurde seit den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts in Kärnten zum Erfolgsmodell und blieb bis ins 19. Jahrhundert der Standardtyp des hoflosen Edelsitzbaus, welcher allmählich auf Pfarrhöfe und Wirtshäuser übertragen und im 19. Jahrhundert sogar zum Normtyp des Kärntner Bauernhauses wurde – des „Stöckl“, wie es dann genannt wurde. Als Beispiel aus dem 16. Jahrhundert sei hier der **Stiegerhof** bei Villach genannt, der im Jahre 1585 von Georg Paul als Gewerkensitz errichtet wurde. Offenbar hing damals die Zahl der Türme vom Rang des Bauherrn ab: manche Edelsitze hochrangiger Auftraggeber hatten deren viele (wie Mageregg bei Klagenfurt), andere wie Annabichl (für die Frau des Landeshauptmannes Georg Khevenhüller errichtet) oder der Stiegerhof keinen.
Gerade die Gewerken, aber auch der grundbesitzende, mithin landständische Adel übernahm begeistert diesen neuen standesgemäßen Grund- und Aufrisstyp, wofür als fast zeitgleiches Beispiel aus dem Oberen Mölltal die beiden Schlösser **Großkirchheim** genannt werden sollen. Aufgrund des späteren wirtschaftlichen Abstieges der Region sind beide, die derselbe Auftraggeber, der aus Augsburg stammende Edelmetallgewerke Melchior Putz d. Ä. innerhalb weniger Jahre erbauen ließ, wie Frauenstein von späteren Umbauten weitgehend verschont geblieben.

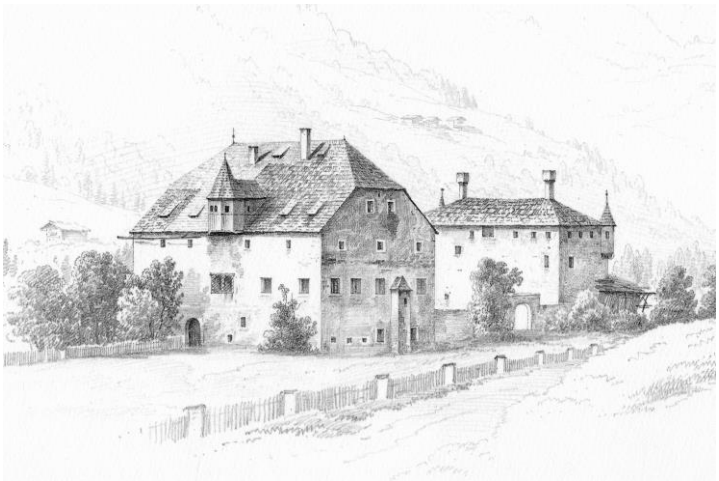


Abb. 11: Die Schlösser von Großkirchheim um die Mitte des 19. Jahrhunderts, Bleistiftzeichnungen von Markus Pernhart (Geschichtsverein für Kärnten)

Das folgende Beispiel ist typisch für die Adelskultur der Hochrenaissance in der nächsten Umgebung der neuen ständischen Residenz und Hauptstadt Kärntens: Nach der Erbteilung der unwirtlichen Felsenburg Greifenfels am Nordrand des Sattnitzmassives südöstlich von Klagenfurt ließen Christoph und Petronilla von Neuhaus 1566 „auf grünem Wasen“, also ohne Vorgängerbau, einen Edelmannsitz in relativ sumpfiger Gegend neu errichten und vom Landesfürsten gemäß Urkunde vom 14. September 1567 **Ebenthal** benennen[15]. Der erste, sehr einfache Rechteckbau wurde etwas mehr als ein Jahrhundert später im Jahre 1675 durch die Grafen von Lamberg um- und ausgebaut. Charakteristisch für diese Zeit des späten Manierismus waren die unruhige Silhouette des Herrenhauses mit Erkern und Türmchen, ein polygonaler Gartenpavillon (wie er etwa im Klostergarten von Maria Luggau als „Spatzentempel“ noch erhalten geblieben ist) und der wehrtechnisch völlig unnotwendige zinnen- und turmbewehrten Torbau. All diese Elemente sind am Kupferstich in Valvasors „Topographia archiducatus Carinthiae“ von ca. 1680 sehr gut ablesbar.
Der Grundriss zeigt schwarz den Kernbau der Renaissance mit der schon mehrmals apostrophierten durchgängigen Querlaube oberitalienischen Typs, der aufgestockt und mit einem symmetrischen Turmpaar versehen wurde.

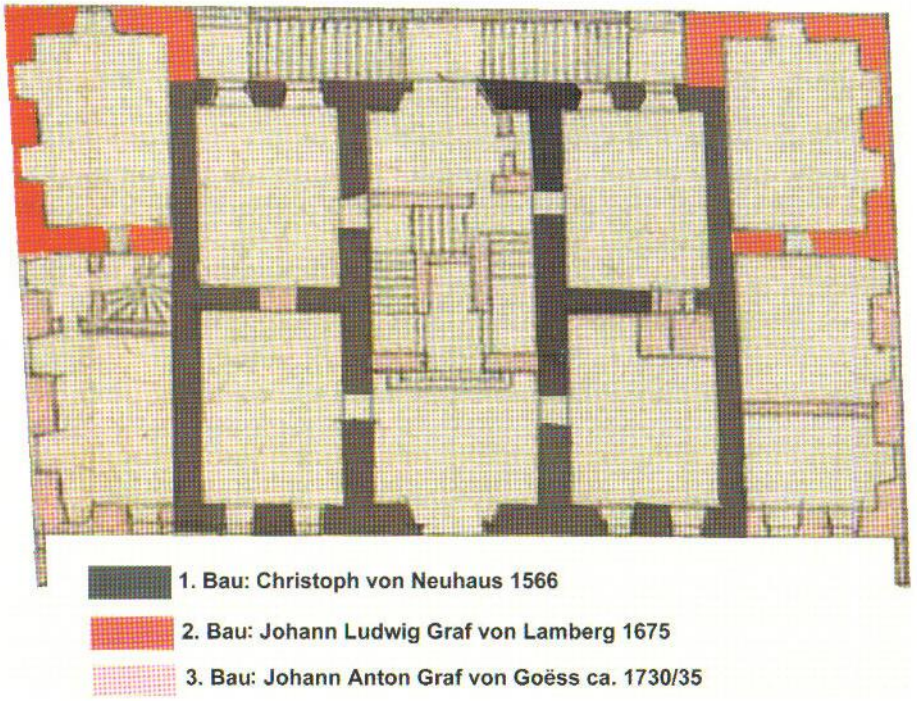


Abb. 12: Der Grundriss von Schloss Ebenthal (W. Deuer)

Das heutige Erscheinungsbild ist aber die Folge eines weiteren Umbaues um 1730, als die Grafen von Goëss das Schloss zum Mittelpunkt eines umfangreichen Fideikommisses (Majorats) machten und zur schönsten Barockresidenz um Klagenfurt ausbauten – dabei wurde der Altbau schlichtweg durch Ummantelung vergrößert. Die Gartenfassade zeigt seitdem einen scheinbar einheitlichen barocken Schlossneubau, doch wir wissen nun, dass sich dahinter zwei ältere Kernbauten des 16. und 17. Jahrhunderts befinden. Beim Umbau um 1730 waren Türme mittlerweile völlig aus der Mode gekommen und wurden daher, wo möglich, beseitigt oder in einfache Risalite umgewandelt – symbolhaft für den Wandel des Adels vom

[15] Wilhelm Deuer, Schloss und Gut Ebenthal 300 Jahre im Besitz der Familie Goëss (1704-2004), Ebenthal 2004.

selbstbewussten Waffenträger zum galanten Kavalier. Ein wesentliches Element des hochbarocken Zeremoniells war das Stiegenhaus, das in Ebenthal für Kärntner Verhältnisse ungewöhnlich großzügig gestaltet wurde. Dafür wurde die alte Querlaube geopfert und ein Teil der nördlich anschließenden Räume im ersten Obergeschoß miteinbezogen. Und der durchgängige Festsaal im obersten Geschoß ist, obwohl mit ausgezeichneter trompe-d'oeil-Malerei des lokalen Meisters Joseph Ferdinand Fromiller versehen, nichts anderes als die etwa 60 Jahre zuvor beim Aufsetzen dieses Geschosses entstandene Entsprechung der Querlaube im Erdgeschoß.
Die bisherigen Beispiele zeigten umgebaute Felsenburgen und neugebaute Talschlösser, doch das folgende stellt einen erst vor wenigen Jahren genauer untersuchten spätmittelalterlichen Edelsitz im Talgrund dar, der auf bemerkenswerte Weise in mehreren Etappen in der frühen Neuzeit umgebaut worden ist und heute oberflächlich betrachtet als Neubau der späten Renaissance bzw. des Manierismus erscheint – Schloss **Hanfelden** bei Zeiring in der Obersteiermark[16]:
Zwar lässt der Kupferstich in Georg Matthäus Vischers steirischem Schlösserbuch um 1680 einen weitgehend einheitlichen Repräsentationsbau vermuten.

Abb. 13: Schloss Hanfelden in Zeiring (Kupferstich aus: G. M. Vischer, Topographia ducatus Stiriae 1681, Neudruck Graz 1975).

Doch selbst eine nur oberflächliche Betrachtung der Fassade zeigt schon unregelmäßige Baulinien sowie unterschiedliche Fensterachsen. Und tatsächlich geht dieses Schlösschen, das sich heute in beklagenswertem Zustand befindet, an der wichtigen Handelsstraße über den Triebner Tauern bei der Abzweigung nach Zeiring bzw. St. Oswald, wo wichtige Silbergruben lagen, auf einen mittelalterlichen Edelhof des 15. Jahrhunderts zurück, der erst um 1500 vom landesfürstlichen Mautpächter Hans Han ausgebaut und mit seinem Namen versehen wurde. Im Laufe des

[16] Ausgiebig behandelt auf Martin Aigners Burgenseite www.burgenseite.com (Hanfelden).

16. und 17. Jahrhunderts erhielt das nun vierflügelig geschlossene Gebäude einen überaus malerischen zweiseitigen Arkadenhof und schließlich eine gemeinsame Fassade mit Putzfeldern vorgeblendet. Aber der Grundriss verrät schließlich zweifelsfrei die spätere vereinheitlichende Überbauung und Verbindung spätmittelalterlicher Bauteile. Die Bauforschung hat als älteste Bausubstanz einen Wohnturm (schwarz), einen mit diesem nicht verbundenen etwas jüngeren Wohnbau (braun) sowie weitere Umfassungsmauern samt einem Torturm (hier rot) feststellen können, die erst im frühen 16. Jahrhundert gemeinsam verbaut, noch später (ab 1530) mit den Hofarkaden und letztlich im 17. Jahrhundert mit der heutigen Fassade versehen wurden.
Die Rekonstruktion von Martin Aigner zeigt trotz gewisser offener Fragen sehr gut den spätmittelalterlichen Zustand der komplizierten Baugeschichte.

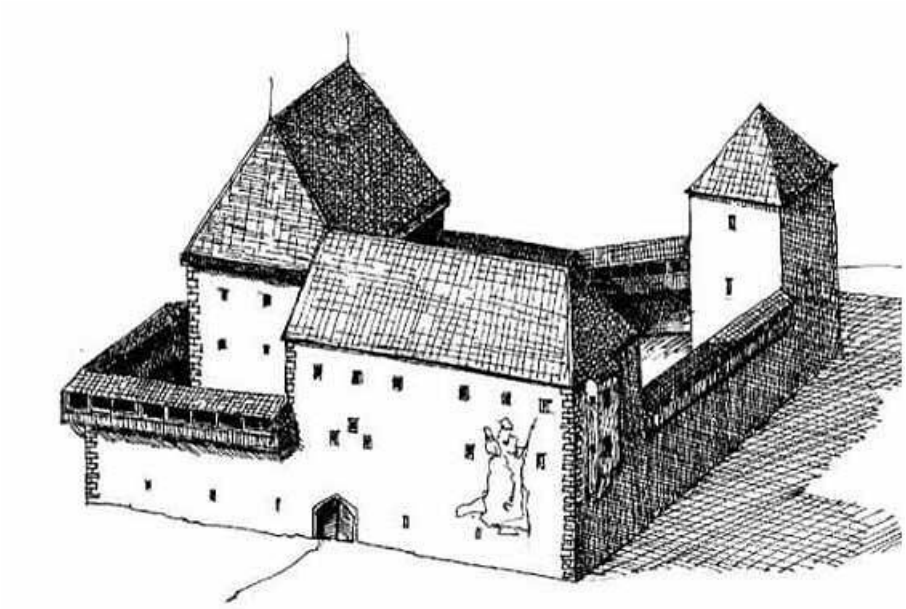


Abb. 14: Schloss Hanfelden bei Zeiring (Rekonstruktion des spätmittelalterlichen Zustandes von Martin Aigner)

Der Edelsitz des 15. Jhs. besaß einen Wohnbau, an dessen Fassade sogar noch Reste eines an regionalen Kirchenbauten zeittypischen Christophorusfreskos festgestellt werden konnten, sowie einen Turm und einen weiteren turmähnlichen Wohnbau samt umlaufender Mauer. Was Hanfelden überdies so interessant macht, ist die verhältnismäßig gut erhaltene, fast quadratische Umfassungsmauer mit vier Ecktürmen, von denen die zwei südlichen noch Toranlagen besitzen. Als Mautschloss führte der Weg unter den Repräsentativräumen des Südtraktes durch die beiden Tore, heute macht die Straße vor den Türmen einen Bogen.
Mit Hanfelden durchaus vergleichbar war Schloss **Portendorf** nordöstlich von Klagenfurt, eine mittelalterliche Burganlage, die in der frühen Neuzeit völlig umgebaut wurde, allerdings im Jahre 1904 gesprengt und danach völlig abgetragen

wurde[17]. Der Kupferstich bei Valvasor von 1688 lässt zunächst vermuten, dass ein vieleckiger mittelalterlicher Bering mit Bergfried allmählich verbaut wurde.

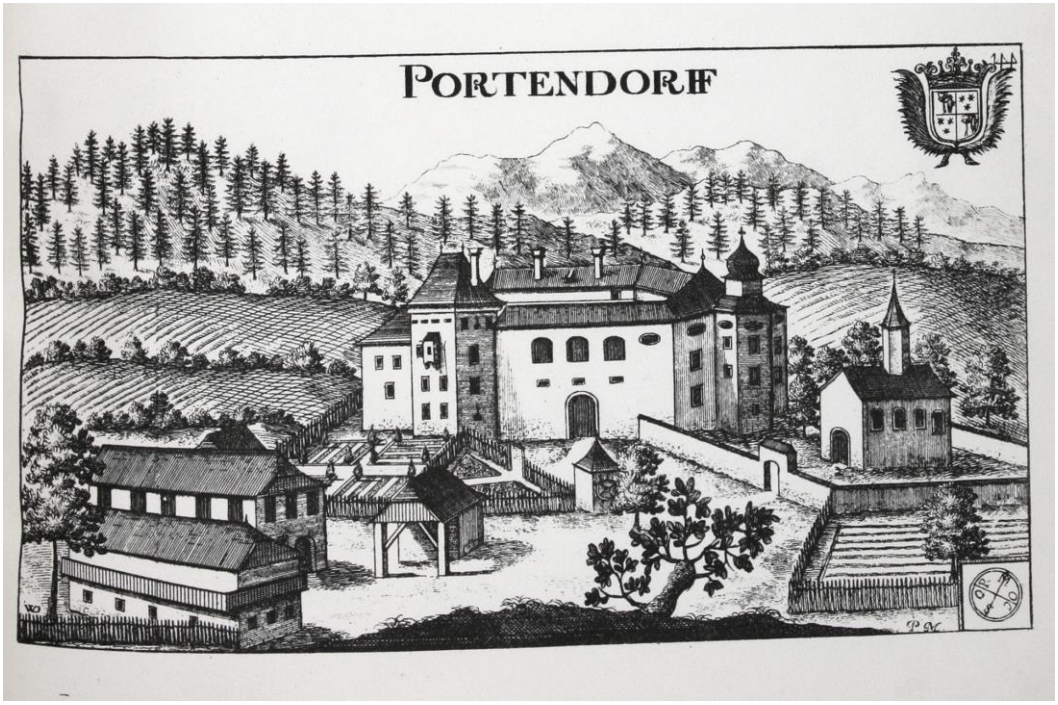


Abb. 15: Schloss Portendorf (Kupferstich aus: Johann Weichard von Valvasor, Topographia archiducatus Carinthiae, Nürnberg 1688)

Ein kurz vor der Sprengung aufgenommener Grundriss zeigt allerdings ein anderes Bild und bestätigt wieder einmal, dass Valvasors Kupferstiche mit Vorsicht interpretiert werden müssen: Wir sehen hier eine fast regelmäßige, kleine und vierflügelige Schlossanlage des 16. Jahrhundert, an der nur der Torbereich im Südosten die wenigstens noch teilweise Einbeziehung mittelalterlicher Bauteile erkennen lässt.
Ein Foto von Karl Lerch ebenfalls kurz vor der Sprengung zeigt schließlich, dass auch der Grundriss nicht präzise gezeichnet worden sein kann: Man erkennt besonders an der Dachtrauflinie deutlich, dass die Nordostfassade wie jene von Hanfelden leicht geschwungen war; mit Sicherheit hat man auch hier ältere Wohn- oder Turmbauten in die frühneuzeitliche Schlossarchitektur eingebunden.
Auf der **Hollenburg** am Steilabfall über dem Rosental war der Bauplatz durch die Form des Burgfelsens aus Nagelfluh vorgegeben[18]. Hier wurde seit dem 12. bzw. frühen 13. Jh. der unregelmäßig-vieleckige Bering schrittweise verbaut. Von großartiger Raumwirkung ist heute der im 16. Jahrhundert eingefügte Arkadenhof (1558), in den zur Betonung der humanistisch-protestantischen Gesinnung des Bauherrn aus der Familie der Dietrichsteiner Römersteine verbaut und geistliche wie weltliche Inschriften aufgemalt wurden. Auf Luftbildern kann man im Osten noch deutlich den mittelalterlichen Palas und im Westen gegenüberliegend den Bergfried der mittelalterlichen Burg erkennen. Der eindrucksvoll langgestreckte Zugang vom Nordosten über eine ansteigende Bogenbrücke ist erst neuzeitlich, während der alte steilere Zugang vom Südwesten her erfolgte und durch den Bergfried gesichert war. Hollenburg erweist sich zusammenfassend gesehen als unregelmäßig kompilierte Anlage vom 12. bis ins späte 16. Jahrhundert, dem der Arkadenhof, der als Verteiler

[17] Axel Huber, Die Sprengung von Schloss Portendorf im Jahre 1904, in: Die Kärntner Landsmannschaft Heft 2/2006, 4-8.
[18] Friedrich Hans Ucik, Die Hollenburg im Rosental, Maria Rain/Köttmannsdorf 1997.

fungiert, Zusammenhalt und frühneuzeitlich-humanistische Gesinnung und Repräsentation verleiht

Durchaus ähnliche Entwicklungen finden sich bei der **Straßburg** auf einem Bergrücken im Gurktal, die seit dem 12. Jahrhundert bis in die Zeit Kaiser Josephs II. als Residenz des Gurker Bischofs diente[19]. Auch hier haben wir es mit einem unregelmäßigen und mehreckigen Bering mit Bergfried, Kapelle und Palasbau zu tun, der allmählich „gefüllt" wurde. Doch hatte man hier genug Platz, um in deutlichem Abstand, doch noch innerhalb einer eigenen Ummauerung, einen Kasten- und Pferdestallbau unterzubringen, den um 1584/85 Johann Anton Verda, der Baumeister des Klagenfurter Landhauses, durchführte. Tatsächlich trägt das Rustikaportal unverkennbar Verdas Handschrift und verrät seine Herkunft vom oberitalienischen Festungsmanierismus[20]. Doch auch auf der Straßburg hat erst der Arkadenhof die neuzeitliche herrschaftliche Repräsentation geschaffen, wenngleich dieser erst ungewöhnlich spät, erst um 1680 unter Kardinal Johann Goess, der auch ein talseitiges Portal in der Form einer Altarretabel in Auftrag gegeben hat, errichtet wurde.

Abb. 16: Das frühbarocke Portal der Straßburg (Foto: W. Deuer)

Besonders interessant sind die Schlossbauten, bei denen man neben dem alten spätmittelalterlichen Turm oder Herrenhaus in kurzer Distanz den neuen Edelsitz errichtete. **Pitzelstätten** bei Klagenfurt wäre so ein Beispiel aus dem späten 16. Jahrhundert. Der Kupferstich bei Valvasor um 1680 zeigt anschaulich beide Bauten nebeneinander – rechts den alten und links den neuen, die schon in oberflächlicher Betrachtung die großen Unterschiede des spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Wohnens vor Augen führen: hier Enge und winkelige Trakte, dort ein einfacher Rechteckbau mit durchgängiger Querlaube.

[19] Claudia Fräss-Ehrfeld, Straßburg – Fürstenresidenz und Bischofsstadt, in: Hemma von Gurk, Katalog der Ausstellung auf Schloss Strassburg/Kärnten, Klagenfurt 1988, 305-314; Albrecht Wendel, Die Straßburg. Eine bauanalytische Betrachtung, ebenda 1988, 315-323.

[20] Richard Milesi, Manierismus in Kärnten (Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten Bd. 33), Klagenfurt 1973, besonders 23-25.

Abb. 17: Das alte und neue Schloss Pitzelstätten (Kupferstich aus: Johann Weichard von Valvasor, Topographia archiducatus Carinthiae, Nürnberg 1688)

Zu beachten ist schließlich auch die Veränderung der Herrschaftssymbolik: Am Altbau finden wir noch kleine Erkerchen am Dach sowie die additive Bauweise der einzelnen Abschnitte, am Neubau das Rustikaportal und das typische gekuppelte Fenster darüber. Zeittypisch ist auch der runde Pavillon mitten im Ziergarten, der uns schon in ähnlicher Form in Ebenthal begegnet ist.
Schließlich muß auch dem Millstätter Genius Loci Tribut gezollt werden, da es sich dabei um ein deutlich abweichendes Baukonzept handelt. Das 1469 aufgehobene Benediktinerkloster **Millstatt** wurde in die Residenz des neugegründeten St. Georgs-Ritterordens umgewandelt, und Hochmeister Johann Siebenhirter hat nach den schmählichen Erfahrungen der Türkeneinfälle von 1473 bis 1483 gegen den See zu einen monumentalen hakenförmigen Schlossbau errichten lassen, der zugleich repräsentativ wie wehrhaft war. Die Ansicht von Markus Pernhart um die Mitte des 19. Jahrhunderts zeigt die befestigte Westseite des ehemaligen Konvents und rechts den wuchtigen Turm des Hochmeisterschlosses, der mit Schießscharten befestigt und gemäß einer Bauinschrift 1499 fertiggestellt war.

Abb. 18: Die ehemalige Residenz des St. Georgs-Ritterordens in Millstatt, Bleistiftzeichnung von Markus Pernhart um 1850 (Geschichtsverein für Kärnten)

Die Bauten und Türme sind höher und mächtiger als bei den zeitgenössischen Klosterbauten. Es war wohl die besondere Funktion, die es mit sich brachte, dass Form und Proportionen des Hochmeisterschlosses in Kärnten singulär geblieben sind, während wir durchaus Verwandtschaften zu spätmittelalterlichen Herrschaftsarchitekturen in Niederösterreich feststellen können, etwa an der ehemaligen kaiserlichen Burg zu Wiener Neustadt (heute Militärakademie) oder am Schweizertrakt der Wiener Hofburg.
Bisher haben wir gewissermaßen Beispiele für den „mainstream“ an Umbauten von Burgen zu Schlössern in Innerösterreich vom Spätmittelalter bis zum Barock kennengelernt – von geländebedingten Additionen bis zu weitgehenden Überbauungen und natürlich Neubauten. Ich möchte abschließend ein herausragendes, individuelles Beispiel bringen, bei welchem ein außergewöhnlicher Auftraggeber, eine markante topographische Situation und eine ganz bestimmte soziokulturelle Situation zusammentreffen – es geht um Burg **Hochosterwitz** am Rande des Krappfeldes im Herzen Kärntens.
Der spitze oder steile Berg, was Osterwitz auf Slowenisch bedeutet, war ur- und frühgeschichtlich bereits besiedelt, bevor an der höchsten Stelle des isoliert aus dem Talgrund des Krappfeldes an die 170 m aufragenden felsigen Hügels im 12. Jahrhundert die Mundschenken des Kärntner Herzogs eine Burg errichteten. Hochosterwitz gehörte also zum Burgenkranz der Gefolgschaft des Herzogs, und die Schenken von Osterwitz spielten von da an bis zu ihrem Aussterben 1478 eine wichtige landespolitische Rolle. Die Khevenhüller, die ab 1541 die Burg im Pfandbesitz innehatten, ließen in der Folge Befestigungs- und Wohnbauten durchführen. Doch erst Georg Khevenhüller, Landeshauptmann und einer der bedeutendsten politischen Köpfe seiner Zeit, ließ zwischen 1570 und 1586 die heutige Burganlage quasi neu errichten, sodass heute von Vorgängerbauten auf den ersten Blick kaum mehr etwas erkennbar ist.
Ein langer Burgweg führt spiralförmig auf die Hochburg, die relativ wenig Wohn-, aber viel Lagerraum bietet – wir haben es mit einem überdimensionierten Zeughaus zu tun. Der Angreifer respektive Besucher hätte theoretisch bei der Erstürmung 14 Tore überwinden müssen – gewissermaßen ein fortifikatorischer Kreuzweg!
Die Tore sind bei unterschiedlicher künstlerischer Gewichtung programmatisch mit Bildwerken ausgestattet, die den Respekt des Bauherrn gegenüber dem Landesfürsten, dem Land, dem protestantischen Glauben, vor allem aber seiner Familie zum Ausdruck bringen sollen. Die Detailformen zeigen, wie hier das

Rustikaportal, den zu dieser Zeit in Kärnten vorherrschenden Festungsmanierismus, den nicht zuletzt die an der Klagenfurter Stadtbefestigung beschäftigten oberitalienischen Bauleute ins Land gebracht haben[21].
Eine kürzlich in Deutschland erschienene Studie[22] hat entgegen der landläufigen Meinung den tatsächlichen Festungscharakter des Umbaues unter Georg Khevenhüller bekräftigt und auf den voll entwickelten bastionären Charakter der Anlage hingewiesen. Was den Aufriss und die Fernwirkung betraf, verzichtete man jedoch auf die neuen Gestaltungsmerkmale der Renaissance und versuchte, „den Gesamteindruck einer turm- und zinnenreichen mittelalterlichen Burg zu erhalten bzw. weiterzuentwickeln“[23]. Keine Frage, dass dahinter eine Absicht des Bauherrn steckt.

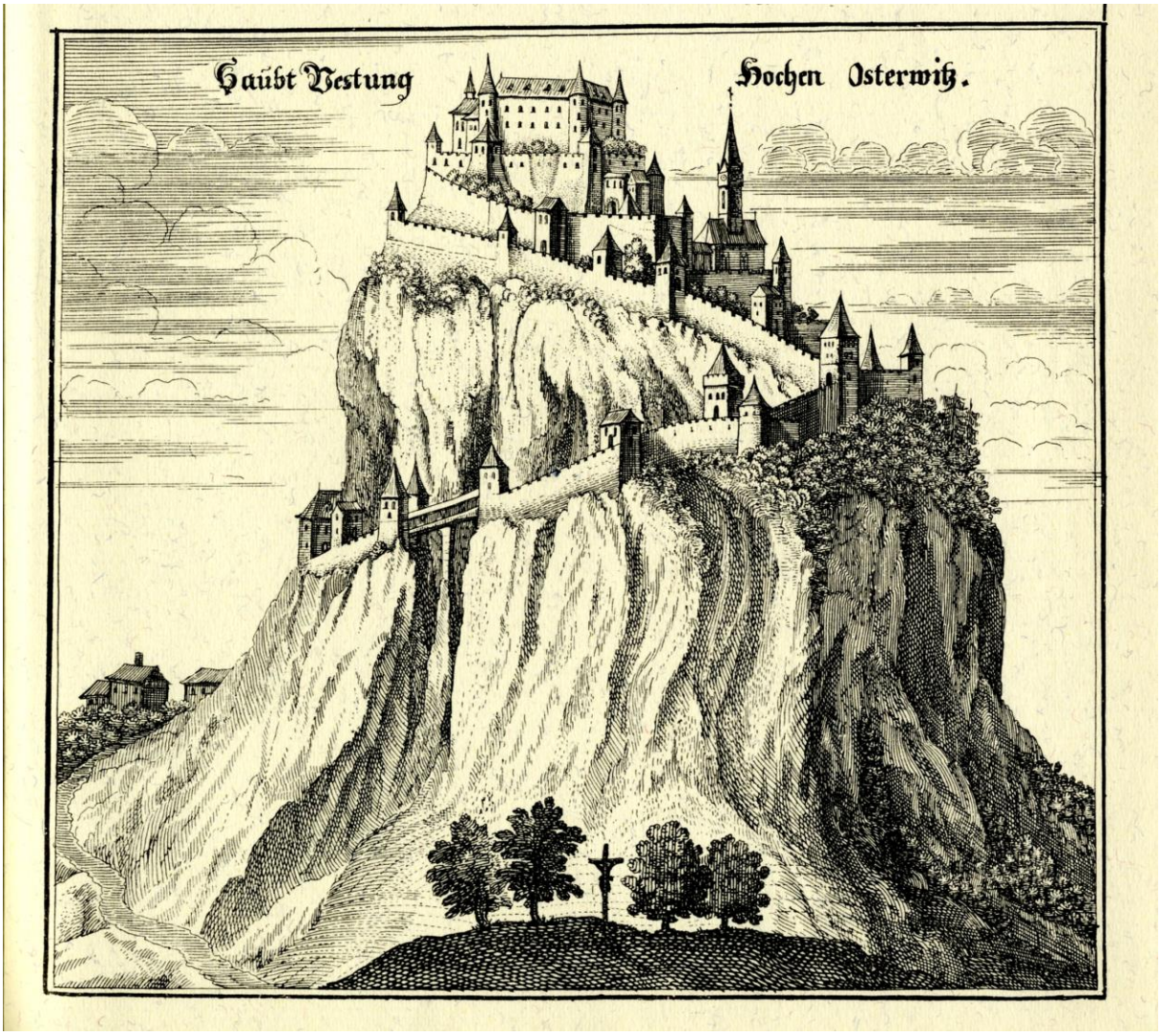


Abb. 19: Die Veste Hochosterwitz vom Osten (Kupferstich aus: M. Merian, Topographia provinciarum Austriacarum, Frankfurt / Main 1649, Neudruck Klagenfurt 1964)

[21] Deuer, Renaissance 1996 (wie Anm. 2), besonders Seiten 169-177.
[22] Thomas Biller, Hochosterwitz – Burg, Schloss, Festung?, in: Die Burg zur Zeit der Renaissance, hg. von der Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern in Verbindung mit dem Germanischen Nationalmuseum (Forschungen zu Burgen und Schlössern Bd. 13), Berlin/München 2010,137-150.
[23] Ebda. 146.

Eine Marmortafel im Burghof betont, dass der kriegserfahrene Bauherr unter Abwägung eigener, familiärer und vor allem staatlicher Interessen Hochosterwitz aus eigenen Mitteln errichten ließ. Er wollte damit nicht nur eine Schutzfestung gegen die Türken schaffen (wie am besonders hervorgehobenen siebenten, seiner Familie gewidmeten Burgtor geschrieben steht), sondern auch sich und seiner Familie symbolhaft ein Denkmal für die Opferbereitschaft zur Landesverteidigung setzen und damit den Anteil seiner Familie am Gemeinwohl des Landes ins rechte Licht zu rücken. Die Khevenhüller waren aus der Sicht der Kärntner Landstände Parvenüs, die sich ihren Platz an der gesellschaftlichen Spitze des Landes erst erkämpfen mussten und wollten. Zu diesen Mitteln gehörte auch die Kompilation einer Chronik mit einer ganzen Serie erfundener Vorfahren und Verschwägerungen mit den bedeutendsten Familien des Landes, die sich heute in der Bibliothek des Museums für Angewandte Kunst am Stubenring befindet. In Hochosterwitz steckt aber auch eine bemerkenswerte ästhetische Komponente ihrer Zeit: Ein Klagenfurter Kunsthistoriker hat vor etwa 40 Jahren eine auffällige Ähnlichkeit des sich in die Höhe schraubenden Burgweges mit einer Radierung des dänischen Künstlers Hendrik Goltzius festgestellt. Die „serpentinata“ als Wesensmerkmal des Manierismus könnte tatsächlich fernab jeglicher wehrtechnischer Überlegungen die Form des Burgweges mitbestimmt haben, und das „Mitleiden“ der Familie bei der Landesdefension die Zahl der 14 Tore als Anspielung auf den Kreuzweg Christi, was hier zumindest einmal zur Diskussion gestellt werden sollte.

Noch ein Exkurs in wenigen Worten: Herrschaftlicher Wohn- und Wehrbau sind über weite Strecken deckungsgleich geblieben, haben aber auch ihre zeitweiligen und anlassbedingten Eigenentwicklungen. Charakteristisch für Innerösterreich sind die nach den Türkeneinfällen oft unter großen Opfern der bäuerlichen Bevölkerung errichteten **Wehrkirchen**, die in besonderer Dichte gerade in Kärnten und hier am häufigsten und am schönsten ausgebildet am Südrand der Saualpe auftauchen. Die Meinung, sie seien gleich nach den gefährlichen Einfällen um 1473 bis 1483 errichtet worden, muss zunehmend einer Datierung um oder nach 1532 Platz machen, als die Türken erstmals bei der Belagerung Wiens gescheitert waren und ein zurückziehender Troß die Oststeiermark verwüstete. Genannt werden soll hier das besterhaltene Beispiel der Wehrkirche von Diex, datiert 1535, und außerdem muss dabei auf den konservativen Charakter der Befestigungstechnik hingewiesen werden.

Ich komme zum **Abschluss**: Wir haben innerösterreichische Fallbeispiele für Um- und auch Neubauten zwischen dem 13. und 18. Jahrhundert kennen gelernt. Charakteristisch ist die Blüte, ja gleichsam der Neubeginn des Burgenbaues in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts und der Wechsel zu stückweisen Um- und Einbauten im 14. Jahrhundert. Türkenabwehr und neue Wohnvorstellungen haben ab etwa 1500 den neuzeitlichen Schlossbau eingeleitet, der in einer beachtlichen Bandbreite aufblühte. Von nun an sollten sich italienische Bauhandwerker bis weit ins 17. Jahrhundert hinein durchsetzen. In den inneralpinen Gebieten Kärntens dominierten gemäß der Struktur der Herrschaften eher die kleineren Aufgaben, am „Hofzaun des Reiches“, der Grenze gegen die Türken, etwa in der Oststeiermark waren die Herrschaften mächtiger und demzufolge auch ihre Schlösser prächtiger. Als Symbole der Macht überdauerten sie die direkte militärische Bedrohung und blieben bis ins 19. Jahrhundert Orte der feudalen Repräsentation, schließlich der romantischen Erinnerung.

Eine Hausmarke in Millstatt
Die Swastika im Millstätter Gästebuch der Familie Felix von Luschan

Angelika Tunis

Mein heutiger Beitrag ist als Fortsetzung des Vortrages von 2009 zu verstehen, als ich das „Hausbuch der Tante Emma“ vorstellt hatte. Schon damals wurde deutlich, dass das Leben von Felix und Emma v. Luschan von der Omnipräsenz der Swastika geprägt war. Ich wähle bewusst den indischen Namen Swastika, den ich noch näher erklären werde, weil ich immer wieder feststellen muss, dass das deutsche Wort Hakenkreuz auch fast 70 Jahre nach der NS-Zeit bei Vielen noch eine Abwehrhaltung hervorruft. Ursprünglich hatte ich einen Titel wie: „Ein glückliches Leben unter dem Hakenkreuz“ überlegt, weil es genau den Kern trifft und die Swastika von Felix und Emma so überhaupt nichts mit dem Hakenkreuz der Nationalsozialisten zu tun hat, wie wir noch ausführlich sehen werden. Aber ich fürchtete dann doch mit einem solchen Titel zunächst unter die Neonazis gereiht zu werden. Unsere Gesellschaft ist offenbar immer noch so gepolt, dass mit dem Begriff Hakenkreuz nur die eine Form, die sich Hitler ausgewählt hatte, vor dem geistigen Auge erscheint. Das finde ich beschämend für unsere Gesellschaft und hoffe mit meinem Beitrag diese historischen Scheuklappen vielleicht etwas zu öffnen.
Dieses Gästebuch der Villa Felicitas, wie die Jungvermählten ihr Domizil am See genannte hatten, dokumentiert, dass die Villa “auf der Tratte” unter dem Hohen Kreuz, das lateinische Wort für `Glück, Fruchtbarkeit und Seligkeit` zurecht als Hausnamen trägt. Beschäftigt man sich mit dem Leben von Felix v. Luschan (1854-1924) und seiner um zehn Jahre jüngeren Frau Emma von Hochstetter (1864-1941), der sehr gebildete Tochter des Geologen und Weltreisenden Ferdinand von Hochstetter, so merkt man sehr schnell, hier ist alles aufs Glück hin ausgerichtet: Schon der Name des Hausherren scheint im Rückblick wie ein treffendes Motto eines erfüllten glücklichen Lebens. Die beiden hatten nach seiner Forschungsreise in Kleinasien1885 schon in Millstatt geheiratet, nachdem die Eltern, also Maximilian Ritter von Luschan und seine Gattin Christine schon ab 1875 den Umzug ins warme Kärnten geplant hatten, weil die Familie keine lebenden Verwandten mehr in Wien hatte. Aber das wurde im letzten Vortrag ausführlich erläutert.
Da Felix 1885 – als das Haus gerade bezugsfertig war – von Adolf Bastian, dem Begründer und Direktor des neu errichteten „Königliches Museum für Völkerkunde“ (eröffnet 1886), die Berufung als Direktorial - Assistent nach Berlin erreichte, wurde der Wohnsitz am Millstätter See zum Feriendomizil für die internationale geistige Elite jener Zeit: Geologen, Archäologen, Kunsthistoriker, Sprachwissenschaftler und Prähistoriker waren dankbare Urlauber, wie die Eintragungen im Gästebuch eindrucksvoll belegen.
Besessen von der Idee sein Museum zu einem „Dokumentationszentrum der Weltkulturen“ zu machen, hatte sich Adolf Bastian (auch Dr. med., 1826-1905) umfassend gebildete Mitarbeiter, die auf breitester Basis in Forschung und Lehre arbeiten konnten, nach Berlin geholt. Männer, die sich damals mit der „Wissenschaft vom Menschen“ im weitesten Sinne beschäftigten, hatten allesamt als Grundlage Medizin studiert. Felix v. Luschan erfüllte also alle diese Voraussetzungen. Trotzdem war es Bastian nur mit Mühe gelungen, gegen die vielen Widerstände den 31jährigen Österreicher einzustellen, obwohl seine Qualifikation von Medizin, „physischer Ethnographie“, wie damals die Anthropologie genannt wurde, zur Archäologie, Kunsthistorie und Linguistik reichte. Dazu kamen reiche Sprachkenntnisse in Wort und Schrift. Das alles betrieb er nicht nur vom Studierstübchen aus, sondern war stets mitten im Geschehen, wobei er bei der wissenschaftlichen Arbeit nie seinen ethischen Auftrag als Mediziner vergaß. Auf der ganzen Welt betreute er immer auch die Kranken vor Ort. Er operierte auf einem entlegenen Bauernhof in Kärnten genauso, wie bei seinen Forschungsaufenthalten in der Türkei und Syrien. Das eröffnete ihm dann auch wertvolle Kontakte für seine wissenschaftliche Forschung. Diese Aufgeschlossenheit für alle Lebensbereiche machte ihn zum verehrten Lehrer, sowie beliebten Gesprächspartner und Freund, wie das Gästebuch immer wieder belegt. Auch in Berlin führte er ein offenes, gastfreundliches Haus, wie es für das Berliner Großbürgertum um die Jahrhundertwende charakteristisch war. Mit seinen Studenten pflegte er

sonntags morgens praktische Völkerkunde, d.h. sie übten Bogenschießen und Bumerangwerfen auf einem freien Feld nahe seines Wohnhauses. Am Sonntagabend trafen sich dann bei den v. Luschans Gelehrte und Künstler, Kolonialbeamte und Offiziere der Schutztruppe, wie die deutsche Kolonialarmee genannt wurde, Forschungsreisende und Schriftsteller, Missionare und Pflanzer, die ihre Erfahrungen austauschten und Beziehungen knüpften.

Das Gästebuch

Die Villa am See fiel leider dem Ausbau der Uferstraße 1961 zum Opfer und nur die Grundsteine im Boden könnten noch die Ausdehnung des Ufergrundstückes anzeigen. Solche Grenzmarken sind so tief verankert, dass sie immer im Boden bleiben, auch wenn sich Besitzverhältnisse an Grund und Boden ändern. Somit bleibt das Gästebuch die einzige Dokumentation über diese Begegnungsstätte so vieler, aus unterschiedlichsten Gründen, bedeutender Menschen. Es liest sich wie ein „who is who" jener Zeit, wie ich vor drei Jahren zeigen konnte.
Es beginnt mit: „Swastika und Birnenbaum, alles weitere interessiert mich kaum" - so charakterisierte Robert Koldewey (1855-1925), der Ausgräber von Babylon, 1890 die gelöste Urlaubsstimmung in der Villa am See, und Rudolf Virchow, der bekannte Mediziner, Pathologe und Anthropologe an der Berliner Charité, schrieb 1888 u.a. „...Das Haus ist unter das Zeichen des Kreuzes gestellt, und noch dazu des Hakenkreuzes. Das Symbol des ruhelosen östlichen Culturvolkes ist auf jedem Stück des Hausgeräthes eingetragen...."
Pastor Carl Meinhof (1857-1944) war ein bedeutender Afrikanist und damals Sprachlehrer am Seminar für Orientalische Sprachen der Universität in Berlin, als er im September 1904 poetisch ins Gästebuch schrieb:

Swastika
Das Glück zu suchen, sind wir ausgezogen.
Wo wohnt der seltne Gast? Ist es der Reichtum?
Ist's die Gesundheit? Im Erfolg? Die Lust?
Du suchst das Glück in ihrer Hand vergeben
Das aber ist's: daß zwei einander lieben,
nicht nur im flücht'gen Rausch der Maienstunde,
nicht nur im ersten Jugendtraum der Sinne,
nicht nur im ersten Wohle und Gelingen,
Nein – lieben sich mit Kraft der ganzen Seele,
im Sonnentag, wie in des Sturmes Brausen,
in froher Arbeit wie in frohen Stunden
in Lust und Leid, in Freud und Last verbunden.
Da wird das Glück als selten Wunderblume
den tiefen Kelch dem ewigen Licht erschließen
und tausend Bettler werden sich erquicken,
wie Bienen an der Blume Reichtum naschen,
und tausend Blüten um sie her erblühen,
und tausend Sonnen werden ihnen leuchten,
und tausend Freunde liebend ihrer warten.

Neben der hier beschriebenen Aura des Glückes, die die Eheleute ihr ganzes Leben
umgab, war es die auffallend häufig betonte Verwendung des Hakenkreuzes in einer ganz bestimmten Form, nämlich als aufrechtes Kreuz mit kleinen nach links weisenden Querbalken, das die beiden im besonderen Maße charakterisierte und mich faszinierte.
Zunächst kontaktierte ich die Heraldisch-Genealogische Gesellschaft, von der ich eine Kopie der Seiten 98 – 100 aus dem Wiener Genealogischen Taschenbuch Band VII von 1935/36 bekam. Denn ich wusste, dass sein Großvater, der in Graz tätige Oberlandesgerichtsrat Lukas Luschan (1786-

1867), Dr. jur., in Anerkennung seiner Dienste am 21. Dez 1855 als Ritter der Eisernen Krone III in den Adelsstand erhoben wurde. Meine Anfrage bei der Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft ergab, dass ihm folgendes Wappen zugeteilt wurde: „in Blau 5 auffliegende und ins Schrägkreuz gestellte graue Bienen: 2 gekreuzte Helme mit blau-grauen Decken und je drei Straußfedern auf I blau-grau-blau, auf II grau-blau-grau." Also keine Spur von Hakenkreuz. Deshalb beschäftigte mich die Frage, ob auch andere Zweige des ausgedehnten v. Luschan Familien-Verbandes dieses Symbol als Wappen nutzten. Es schien mir naheliegend, dass z. B. sein jüngerer Bruder Oskar, der als k. und k. Notar in der Villa Margarethe lebte und ein großer Förderer der Marktgemeinde war, ein solches Familienemblem in seinen Geschäftspapieren benutzt hätte. Aber meine intensive Recherche bei noch lebenden Angehörigen ergab immer wieder, dass ausschließlich Emma und Felix sich diese Swastika zugelegt hatten. Und das ist genau der Punkt: sie hatten sich dieses Familienzeichen zugelegt, nicht ererbt! - wie meine Recherche ergab.

Doch eigentlich muss man nur genau darauf achten, was Felix selbst dazu zu sagen hat. Seine letzte Publikation war nicht ausschließlich für ein Fachpublikum gedacht, sondern für interessierte Laien. In diesem sehr bekannten populärwissenschaftlichem Werk „Völker, Rassen, Sprachen" von 1922, also zwei Jahre vor seinem Tode, sind schon am Buchdeckel Stichblätter (tsuba) der traditionellen japanischen Schwerter mit Swastika-Symbolen zu sehen. Hier schreibt er auch: „Nur über das Hakenkreuz, das jetzt als 'arisches' oder germanisches, d.h. In diesem Sinne also anti-semitisches Symbol in Mode ist, muss hier kurz gesprochen werden" (S.175 f).

Die NSDAP hatte nämlich seit ihrer Tagung im August 1920 in Salzburg die bekannte Hakenkreuzform als ihr Parteibanner übernommen. Es ist das auf die Spitze gestellte links drehende, schwarze Hakenkreuz im weißen Kreis auf rotem Hintergrund, das dann 1935 zum zentralen Bestandteil der Flagge des Deutschen Reiches wurde.

Von Luschan erläutert: „Bei alledem ist die wahre Herkunft des Hakenkreuzes noch nicht mit Sicherheit bekannt. Vermutlich ist es in verschiedenen seiner Verbreitungsgebiete unabhängig und auf verschiedene Art entstanden." (S. 177). Dann beschreibt er wohl seine ganz persönliche Situation, was nur den wenigsten Lesern bewusst sein dürfte: „Viele gebildete Menschen bei uns und anderswo hatten das Hakenkreuz als ein ehrwürdiges und schönes Symbol geschätzt und auch als Hausmarke usw. gewählt, lange ehe sich die Antisemiten seiner bemächtigt haben. Jetzt müssen wir auf den Gebrauch dieses Symbols verzichten, wenn wir bei der unwissenden Masse nicht in den Verdacht des Antisemitismus kommen wollen, was nicht jedermann gleichgültig sein kann." (S. 178) Ich möchte nochmals darauf hinweisen, dass er wieder sagt, dass sich Leute das „schöne Symbol als Hausmarke gewählt haben" und damit verweist er wohl auf sich selbst.

Das zeigt aber auch, dass er unter der Verknüpfung dieses Symbols des Guten mit der bedrückenden Erfahrung des Antisemitismus litt. Schon bei der Vorstellung der Gäste der Villa Felicitas habe ich auf Franz Boas (1858-1942) verwiesen, den Adolf Bastian zur gleichen Zeit wie Felix ins Museum nach Berlin geholt hatte. Beide Wissenschaftler verband eine enge Freundschaft. Boas war, obwohl aus einer jüdischen Familie stammend, überzeugter deutscher Burschenschafter. Die Burschenschaft setzte sich sogar für ihn, damit er trotz des damaligen Antisemitismus in der Verbindung bleiben könne. In einem Brief an Hindenburg, in dem er sich auf das Hakenkreuz als das Symbol der Nazis bezieht, schreibt Franz Boas: „….. Ich bin jüdischer Abstammung, aber im Fühlen und Denken bin ich Deutscher. Was verdanke ich meinem Elternhause? Pflichtgefühl, Treue und den Drang, die Wahrheit ehrlich zu suchen. Wenn dies eines Deutschen unwürdig ist, wenn Unfläterei, Gemeinheit, Unduldsamkeit, Ungerechtigkeit, Lüge heutzutage als deutsch angesehen werden, wer mag dann noch ein Deutscher sein? Ich habe mich immer mit Stolz einen Deutschen genannt, heute ist es fast so gekommen, daß ich sagen muss, ich schäme mich, ein Deutscher zu sein. Glauben Sie, daß ich eine Flagge achten kann, deren Symbol für mich eine persönliche Beleidigung ist , die mich und meine Eltern zu beschmutzen sucht ? Und trotz alledem kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, dass die Zeiterscheinungen Fiebersymptome eines kranken Volkskörpers sind, der, obwohl auf das Tiefste verwundet, genesen wird, daß eine Zeit kommen wird, in der das Deutschland, das ich liebe (!) , wieder entstehen wird. Möge der Tag der Genesung kommen!

Ihr aufrichtig ergebener Franz Boas

Columbia University, New York City, den 27. März 1933."

Es ist bemerkenswert und auffallend, dass die Swastika offenbar nur in ihrem Haushalt in Millstatt Bedeutung hatte. Denn im Museum in Berlin habe ich im Laufe der Jahre so ziemlich die gesamte Korrespondenz der Abteilung Afrika, für die er zuständig war, durchgesehen und bin niemals auf irgendeine Andeutung von Hakenkreuz gestoßen, obwohl in der dienstlichen Korrespondenz durchaus auch Privates zur Sprache kam. Auch alle Artikel, die sich posthum mit seinen Forschungen und seinem Leben beschäftigten, enthalten keinen Hinweis auf sein geliebtes Familiensymbol.
Die Swastika ist eine Variation des Sonnenkreuzes, das als Symbol für die Arier-Rasse genommen wurde: Im Sanskrit heißt 'ārya' vornehm, adelig. In der völkischen Bewegung, die schon 1880 entstanden ist, erstarkte allmählich die „Ariosophie“. Doch seit der Verwendung durch die Nationalsozialisten, als das Hakenkreuz als ein „exklusives Eigentum der arischen Rasse“ betrachtet wurde, steht es für „Rassenwahn, Barbarei und deutsche Großmannssucht“. Deshalb sollte er mit seiner trüben Vorschau Recht behalten, wie mir Frau Trude v. Susani einmal erzählt hatte. Ignoranten, die niemals genau hinschauen, hatten die Familie den Nazis zugeordnet und Familienbesitz beschädigt, wo es sich nur ergab. Sogar Grundsteine mit der Swastika hätte man herausgerissen oder zerkratzt.

Die Swastika

Swastika wird auch mit v oder u geschrieben und lässt sich so aus seiner indischen Wurzel deuten. In der indischen Kultur, also im Hinduismus, sind Suastika-Symbole seit etwa 5000 Jahren üblich. Das Wort setzt sich im Sanskrit aus den Silben su für 'gut' und asti für 'sein' zusammen, wobei das 'ka' am Ende ein Suffix ist.
Dieses Motiv der Bewegung und Rotation ist in vielen asiatischen und europäischen Kulturen ein häufig gebrauchtes Symbol seit der Frühgeschichte. Allein die Stellung der Haken verleiht ihm eine Drehbewegung und Drehrichtung. Dieser Aspekt kann unterschiedlich betont oder vernachlässigt werden, indem es auf die Sitze gestellt oder statisch ruhig senkrecht positioniert wird. Schon im Neolithikum ist das Hakenkreuz auf Funden aus Nordeuropa und Skandinavien zu sehen.
Man spricht aber genauso vom Sonnenrad, Hakenkreuz, Lauburu oder Kreuz des Kosmos. Lauburu ist der baskische Name und heißt '4 Köpfe', '4 Enden' oder '4 Gipfel'. In China kommt 'wan' zur Bedeutung als Glückssymbol noch der Aspekt der Unendlichkeit hinzu. In England heißt es 'fylfot' und in Griechenland 'tetraskelion' und 'gammadion', lateinisch Crux gammata. Dieser Name leitet sich von der Tatsache her, dass das Hakenkreuz den griechischen Buchstaben Gamma Γ in vierfacher Wiederholung zeigt.

H. Schliemann hatte auf dem Hügel Hissarlik (6 km landeinwärts von den Dardanellen) das antike Troja gefunden und seit 1870 wurden in zahlreichen Ausgrabungen viele Bebauungsschichten freigelegt. Immer wieder fand sich das Hakenkreuz als eingeritzte Verzierung auf Urnen und Krügen. Besonders auffallend sind sie auf den Spinnwirteln aus Ton, die massenhaft schon in der ältesten Niederlassung von Hissarlik zu finden waren. Die Form dieser Hakenkreuze mit dem kleinen Querbalken entspricht jener, die sich das Ehepaar v. Luschan ausgesucht hatte.
Damit will ich nur auf die enorme zeitlicher Tiefe und geografische Verbreitung hinweisen. Indianer in Arizona schmücken Tücher und Körbe mit diesem Symbol. Im Buddhismus und Jainismus (eine indische Hochreligion neben Buddhismus und Hinduismus) hat das Hakenkreuz größte Bedeutung, gilt es doch den Buddhisten als Paradiesschlüssel.
Eine zentrale Rolle spielte das Symbol des Hakenkreuzes in der tibetanischen Bon- Religion, die vor dem Eindringen des Buddhismus (erst im 7. und 8. Jahrhundert n. Chr.) die bestimmende Religion in Tibet gewesen ist. Oftmals gilt es als buddhistisches Symbol und im Kölner Dom gibt es den sogenannten „chinesischen Läufer“, 5,25 m lang und 53 cm breit, der als seltene Kostbarkeit aus der 2.Hälfte des 18. Jahrhunderts mit Swastika-Motiven verziert ist. Es ist ein Geschenk des chinesischen Teppichhändlers Sammy Lee von 1960.

Viel später hat sich eine Gruppe chinesischer Buddhisten 1998 gegen die atheistische Ausrichtung der Volksrepublik China gewandt: „Falun Gong“ heißt diese neue religiöse Bewegung auf der Basis von Qu Gong (= traditionelle chinesische Übungen zur Kultivierung von Körper und Geist). Falun heißt das Rad des Gesetzes und wurde erstmals 1992 in der Volksrepublik China vorgestellt. 1999 wurde die Gruppe verboten, der Führer im Exil angeklagt und das Emblem als gesetzeswidrig erklärt. Doch die Bewegung hat sich trotzdem weltweit verbreitet.
Auch in der Heraldik der japanischen Kriegerkaste hatte das Hakenkreuz eine besondere Bedeutung. So spielte es in den Wappen der Samurai, den sogenannten Mon, neben dem Kreis als Sonnensymbol, eine wichtige Rolle.
Die Reihe ließe sich nach unserem heutigen Kenntnisstand stundenlang fortsetzen. Denn Wissenschaftler und Hobbyforscher haben sich weltweit mit den diversen Formen dieses beliebten Symbols beschäftigt. Als Felix v. Luschan 1896 seinen Aufsatz „Das Hakenkreuz in Afrika“ veröffentlicht hatte, sah der Kenntnisstand noch dürftiger aus. Er schreibt: „Das Hakenkreuz, so oft es uns in einigen europäischen und anderen Mittelmeerländern, in Indien und in Ost - Asien begegnet, ist in anderen Weltteilen eine überaus seltene Erscheinung. Sein Vorkommen ist in Amerika auf spärliche, vereinzelte Fälle von wenig typischer Form beschränkt .... und aus Afrika, soweit es nicht der Mittelmeer - Cultur angehört, kannte man bisher nur eine Reihe von Aschanti Gewichten mit diesem Zeichen.“
Goldgewichte der Aschanti in Ghana sind kleine, gegossene Messingobjekte, auch in figürlicher Form, um den Goldstaub, der als Zahlungsmittel diente, abzuwiegen.
Ein befreundeter Wissenschaftler vom Volk der Ewe an der Küste Westafrikas hatte mir schon vor langer Zeit bestätigt, dass ihm die Swastika noch aus seiner Jugend bekannt ist und sie in weiten Teilen Westafrikas ein vertrautes Zeichen ist. Als er in Kanada an der Universität Laval in Québec beschäftigt war, sandte er mir eine Aufstellung einiger Objekte mit diesem Symbol. In Kanada gibt es im nördlichen Ontario sogar eine kleine Stadt namens Swastika, entstanden 1908 bei dem gleichnamigen Bergwerk vor Ort.
Viele Wissenschaftler haben die Swastika bis zu den prähistorischen Wurzeln verfolgt, aber keiner so ausführlich wie Thomas Wilson (1832-1902) aus der prähistorischen Abteilung des US. Nationalmuseums (Smithonian Institution, Washington D.C. Prehistoric Anthropology). Schon 1896 hatte Thomas Wilson eine Zusammenstellung aller Hakenkreuzformen seit prähistorischer Zeit erstellt. Er zeigt das Symbol in allen Kulturen und Zeiten, aber ohne Analyse oder Verknüpfungen.
Ebenso reichhaltig, wie die Kulturen sind die unterschiedlichen Ausformungen der runden und eckigen Gestaltungsmöglichkeiten. Ich verweise deshalb aufs Internet. Dort können Sie eine enorme Vielzahl an Formen und Verbreitungsgebieten finden. Es wird schon von einer „Swastikaphobie“ gesprochen und sogenannte „Freunde der Swastika“ rufen aus: 'zum Teufel mit Hitler' um ihre ideologiefreie Beschäftigung mit dem Hakenkreuz zu unterstreichen.

Wie kam Adolf Hitler zum Hakenkreuz?

Er lebte als Kind von 1895-1897 in Oberösterreich in Hafeld und besuchte die Volksschule in Fischlham, einer Kremsmünsterer Stiftspfarre. Aber 1896 und 1897 besuchte er die 2. und 3. Volksschulklasse im Stift Lambach und dürfte dort das erste Mal das Hakenkreuz gesehen haben. Es ist das Wappen des Lambacher Reformabtes Theodor Hagn (1858 – 1872), eines Professen (Ordensbruder, von lat. professio = Bekenntnis) von Kremsmünster. Man nennt das ein „sprechendes“ Wappen, wegen der Verbindung Hagn zu Hak(e)n.

Wie kamen Felix und Emma zu ihrem Hakenkreuz?

Anfang der Achtzigerjahre des 19. Jahrhunderts beginnen die Besuche v. Luschans in Kleinasien und Syrien, die durch den geografischen Rahmen als Einheit gesehen werden können. Er bereiste von 1881 bis 1884 Kleinasien, Nordsyrien und Ägypten. Nach eigenen Aussagen verbrachte v.

Luschan insgesamt „mehr als sieben Jahre“ im Orient. „Jedenfalls kann F.v. Luschan getrost als Vater der 'Orientgrabungen' bezeichnet werden, ist doch die erste große Unternehmung im Orient von deutscher Seite aus nicht zuletzt auf seine Initiative und Energie …. zurückzuführen.“ stellt die Altorientalistin Liane Jakob-Rost fest, die im Berliner Vorderasiatischen Museum (1949-1990) gearbeitet hatte.

Otto Benndorf leitete im Auftrag des Ministeriums für Cultus und Unterricht 1881 und 1882 Expeditionen ins südwestliche Kleinasien, nach Lykien (antike Landschaft mit dem Flusstal des Xanthos) und Karien, die antike Küstenlandschaft. Sie sollte das in Vergessenheit geratene Heroon von Trysa finden. Das ist ein lykisches Grabmonument, auf das der Posener Gymnasiallehrer und Forschungsreisende August Schönborn schon 1841 gestoßen war. Schönborns Versuch, die Skulpturen dieses Monuments für die Königlichen Museen in Berlin zu erwerben, scheiterte. Die Überreste der antiken Siedlung, die zahlreichen Sarkophage und das mit Reliefffriesen reichlich ausgestattete Grabmonument gerieten nach seinem Tode aber wieder in Vergessenheit. Otto Benndorf (1838-1907) lehrte als a.o. Prof. der Klassischen Archäologie 1871 in Zürich, dann in München, später in Prag. Schließlich wurde er als Ordinarius nach Wien berufen. Benndorf war nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch ein Mann von Welt. Auf dieser Ersten Expedition begleiteten ihn Georg Niemann (1841-1912), der als Bauforscher tätig war und Wilhelm Burger als Expeditionsfotograf. Der 27jährige Felix, der zu dieser Zeit noch am Allgemeinen Krankenhaus arbeitete, war für die naturwissenschaftlichen Untersuchungen zugeteilt und für die gesundheitliche Betreuung der Expeditionsteilnehmer verantwortlich. Besonders interessierte ihn die Tätigkeit des Fotografen und er erwies sich als gelehriger Schüler von Herrn Burger. Er hatte zweifellos fotografisches Talent und war bei späteren Reisen allein verantwortlich für die fotografische Dokumentation. Daneben legte er auch umfangreiche Sammlungen an.

Im März hatten die Herren Wien per Bahn Richtung Triest verlassen und sich eingeschifft. Man hatte sich die Aufgabe gestellt herauszufinden, ob dieses lykische Grabmonument bei Gjölbasi überhaupt existierte. Am Ostermontag 1881 verließen die Herren mit dem einheimischen türkischen Führer das Schiff und erklommen in der Mittagshitze die Sattelhöhe des steilen Berges mit dem Heroon und sie waren genauso beeindruckt wie Schönborn vierzig Jahre zuvor. Aber die archäologischen Untersuchungen gingen später noch durch Lykien und Karien weiter.

Nach Wien zurückgekehrt, bemühte sich Benndorf gleich um eine Nachfolgeexpedition, die im Jahr darauf auch schon ihre Fortsetzung fand, um das Monument für Wien zu erwerben. Im Juni 1882 kam der nun habilitierte (in „physischer Ethnologie“= Anthropologie) Felix wieder mit in die Türkei und übernahm neben den anthropologisch-ethnografischen Untersuchungen auch noch die fotografische Dokumentation. Zudem war er an den archäologischen Dokumentationsarbeiten in Trysa und im weiteren Umland beteiligt. Im Anschluss daran reiste er selbständig in Kilikien und Syrien. Kilikien ist eine antike Landschaft im Südosten Kleinasiens und entspricht den türkischen Provinzen Adana und Mersin. Insgesamt waren es drei Reisen, 1881,1882 und 1883/84, nach Lykien, die reiches Material aus dieser Kulturlandschaft einbrachten.

Carl Graf Lanckoroński und Felix v. Luschan hatten sich im Oktober 1882, kaum von der zweiten Reise zurückgekehrt, zur gemeinsamen Reise durch Lykien und Pamphylien (bis zum Frühjahr !883) auf Rhodos getroffen. Mehrwöchige Reisen brachten sie von Myra wieder nach Gjölbaşi, wo es im Dezember zu Nachgrabungen kam.

Im Frühjahr bis Sommer 1883 war er dann schon wieder im Auftrag der Berliner Akademie der Wissenschaften mit Otto Puchstein und Carl Humann, dem Entdecker des Pergammon Altares, zusammen in der Kommagene (antike Landschaft im Südosten Kleinasiens) um die dortigen Königsgräber auf dem Nemrud Dagh zu studieren. Über die Forschungsexpedition zum Nemrud Dagh und somit den Beginn der deutschen archäologischen Feldforschung berichtete schon beim Symposium 2009 Herr R.-B. Wartke. Bei dieser Gelegenheit fanden die beiden die Trümmerstätte von Sendschirli (heute der türkische Ort Zincirli nahe der syrischen Grenze) in einer sumpfigen Gegend, die nur im Winter von Kurden bewohnt ist. Es ist der einstige Stadtstaat um die alte aramäische Stadt Sam'al. Diese Entdeckung und die nachfolgende Bergung großartiger Relieforthostaten kann als die Krönung seiner Orientgrabungen gesehen werden. Orthostaten sind

monumentale Steinblöcke, die als Schutz der Mauern von Repräsentativbauten dienten und wesentlicher Bestandteil der Architektur Kleinasiens und Nordsyriens im 2. Jahrtausend v. Chr. waren. Felix v. Luschan wird Archäologen immer als der Ausgräber von Sendschirli in Erinnerung bleiben.
Nach dieser Reise verbringt v. Luschan wiederum nur wenige Monate in Wien, um im Dezember 1883, diesmal allein, wieder nach Kleinasien zu fahren. Letztlich wurden es sogar zwei Reisen bis 1885, zunächst unterbrochen wegen der Lehrverpflichtung in Wien, als ihm Benndorf im März 1884 schrieb: „Also kommen sie zurück, liebster Luschan. Brechen Sie ab, man kann nicht alles auf einmal. Am 20. April fangen Sie zu lesen an, da müssen Sie 8-14 Tage früher hier sein.“ (Archiv Benndorf). Seit Jänner 1882 ist er Dozent der Anthropologie.
An diese erste Dokumentation der freiliegenden Reliefs aus Sam'al (Sendschirli) schlossen sich viele Jahre intensiver Bemühungen und wissenschaftlicher, sowie politischer Vorarbeiten an, bis 1888 mit den beiden ersten Ausgrabungen (Februar und Juni) begonnen werden konnte. Als umsichtiger Grabungsleiter führte er auch die fotografischen Arbeiten aus und garantierte die medizinische Versorgung, bis die Arbeit mit der fünften Ausgrabungskampagne erst 1902 abgeschlossen werden konnte. In den Kampagnen drei bis fünf wurde er tatkräftig von seiner Frau Emma unterstützt.
Ich habe alle seine Forschungsreisen im Orient so genau aufgelistet, damit man seine Begeisterung für diesen Teil der Welt versteht und seine innere Verbundenheit mit Vorderasien erahnen kann.
Das Hakenkreuz tritt im Vorderen Orient schon im Chalkolithikum auf. Das ist eine, vornehmlich in der vorderasiatischen Archäologie gebräuchliche Bezeichnung für die Jungsteinzeit (späte Kupferzeit: griech. Chalkos = Kupfer und Lithos = Stein; 6. bis Anfang 5. Jahrtausend v. Chr.). Keramiken mit Hakenkreuzmotiven sind in dieser Zeit aus dem Nordirak von der „Samarra-Kultur“ bekannt (benannt nach dem Gräberfeld Samarra). In Persien, Kleinasien und Griechenland wurde die Swastika als Symbol der axis mundi (lat. Weltachse) auf Münzen geprägt.
Zuletzt wollen wir uns aber doch noch einmal der Swastika in Millstatt zuwenden und im Gästebuch nachlesen, was Margarete von Susani im Herbst 1912 nach sieben Wochen (14. 8.-3.10.) in der 'Villa Felicitas' gedichtet hat:

Nicht kann ich anders scheiden hier
Ohn' ein Gedicht zu schreiben Dir
Ins große Buch der Swastika
Wo's reizend schön doch immer war.
Und wie ist's erst so wunderschön
Sie vom Wasser anzusehen
Echt majestetisch steht sie da
Der blauen Flut des Sees so nah'.
Die Mauern ziert der wilde Wein
Und hebt durch seinen roten Schein
Die Pracht des herbstlichen Gewand'
In der Natur – im Kärntnerland. -
Nicht ist's der Wein in seiner Pracht
der innerlich die Schönheit macht;
Es kann nur einzig und allein
Das edle Paar darinnen sein.
Das immer schon Jahr ein, Jahr aus
Bewohnt das stattlich hübsche Haus
Und herrschet und regiert darinn'
Mit wahrlich hohen edlen Sinn.
Vereint durch here Gattenlieb'
Wird ihnen s'Leben niemals trüb'
Und leben beide glücklich da

Im schönen Haus der Swastika
Und sehen es gar gern
Wenn hie und da von nah und fern
Ein alter Freund sich hergesellt
Ins Paradies der Alpenwelt. -
So war auch ich ins Paradies gekommen
Und habe Teil an aller Lieb' genommen
Die inniglich zwei Herzen hat umsponnen. -
Ich bitte Dich Du liebes Paar
Nehm diese wen'gen Zeilen dar,
Wenn sie der Kunst auch fern noch sind
So sind sie doch vom Sommerkind
in Dankbarkeit gewidmet

Danksagung
Mein besonderer Dank gilt an erster Stelle Herrn Roland Girtler, emeritierter Universitätsprofessor, doch allen besser bekannt als der „vagabundierende Kulturwissenschaftler“ durch seine Erlebnisberichte in der Wochenend - Krone. Er hat diese Arbeit von Beginn an mit lebhaftem Interesse und vielfältiger Unterstützung begleitet. Auch Herrn Szemethy, hier bestens bekannter Archälogieprofessor an der Universität in Wien, der mit der detaillierten Auflistung der gesamten Erforschungs- und Erwerbungsgeschichte des Heroon von Trysa, eine unglaublich faktenreiche Dokumentation erarbeitet hat, danke ich sehr für seine Geduld bei meiner oft konfusen Fragerei nach Spuren der Swastika in diesem Gebiet, die Felix v. Luschan gekannt haben könnte.
Fasziniert von der Erscheinung der Swastika in der ganzen Welt zu allen Zeiten und ihrer Bedeutung im Leben von Felix und Emma, hatte ich Ihnen dieses Thema nur durch das stetige Mitwirken der Genannten und mancher Ungenannten in diesem Umfang vortragen können und dafür bin ich allen sehr dankbar.

Abschließende Betrachtung

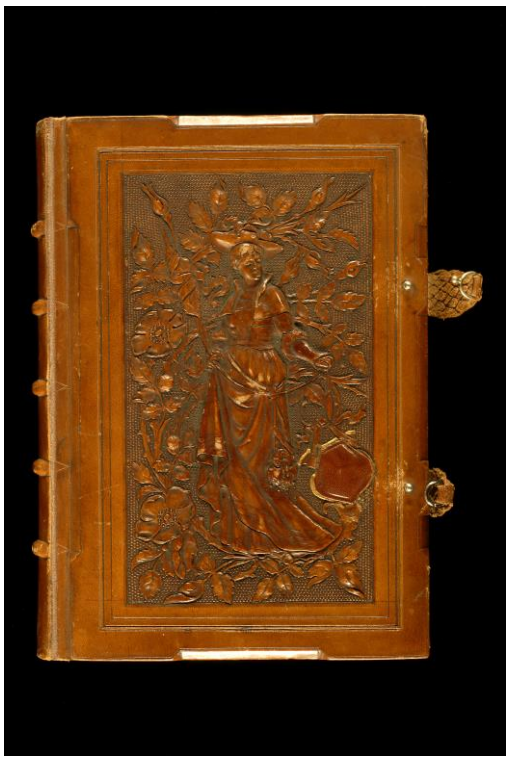
Am Ende meiner Ausführungen über die Hintergründe, bzw. möglichen persönlichen Beweggründe für die Wahl einer speziellen Hausmarke eines Bürgers von Millstatt, der vor fast 100 Jahren gestorben ist, keine Nachkommen hinterlassen hat – auch das Haus steht nicht mehr -, das Grab mit dem einbalsamierten Toten wird nicht versorgt (oder vielleicht doch nach meinen schriftlichen und mündlichen Eingaben), da mag sich schon mancher der jüngeren Generation fragen: „na und, was soll's?“ Nicht um meine Mühe bei der Suche nach Antworten zum Thema v. Luschan und Swastika mit einem sinnvollen Abschluss zu krönen, möchte ich betonen: Er kann uns Vorbild sein! Bewahren auch wir uns die Freiheit zu unserer Individualität zu stehen, unsere Weltsicht zu visualisieren, verleihen wir dem Ausdruck, was für uns Bedeutung hat, indem wir unserem Leben ein Motto geben. Suchen wir unser Symbol, geben wir unserem Dasein ein Signet, auch wenn wir uns im Alltag der Masse eingliedern müssen, weil uns die herausragenden Fähigkeiten, Kenntnisse und Leistungen fehlen, für die, Menschen wie Felix von Luschan (1854-1924) immer ehrwürdig im Gedächtnis bleiben.
Mein besonderer Dank gilt in diesem Zusammenhang Herrn Nikolasch – das personifizierte historische Gedächtnis von Millstatt – der immer auch um das Andenken an Felix von Luschan bemüht war.

Literaturverzeichnis

Girtler Roland, Franz Boas – Burschenschafter und Schwiegersohn eines österreichischen Revolutionärs von 1848; In: Anthropos 96 (2001): S. 572-577.
Goschler Constantin (Hg.), Wissenschaft und Öffentlichkeit in Berlin, 1870-1930; Franz Steiner Verlag, Stuttgart (2000).
Heller, Steven & Roth, Jeff, The swastika: Symbol beyond redemption?; Allworth Press New York (2000).
Jakob-Rost Liane, Felix von Luschan als Archäologe; Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 27 (1986) 427-437.
Lechler Jörg, Vom Hakenkreuz, die Geschichte eines Symbols; Curt Kabitsch Verlag Leipzig (2. erweiterte und vermehrte Auflage 1934, erste Ausgabe 1921).
Luschan Felix von, Völker, Rasse, Sprachen; Welt Verlag Berlin (1922).
Neumüller P. Willibrord, Kremsmünster am Rande der Weltgeschichte; in: Litschel, Rudolf, Walter: Kremsmünster, 1200 Jahre Benediktinerstift; Linz (1977).
Stelzig Christine, Afrika am Museum für Völkerkunde zu Berlin 1873-1919. Aneignung, Darstellung und Konstruktion eines Kontinents; Herbolzheim (2004).
Szemethy Hubert D., Die Erwerbungsgeschichte des Heroons von Trysa. Ein Kapitel der österreichisch-türkischen Kulturpolitik; Phoibos Verlag, Wien 2005).
Weeber Elisabeth, Das Hakenkreuz, Geschichte und Bedeutungswandel eines Symbols; Peter Lang GmbH, Frankfurt am Main (2007).
Wilson Thomas, The swastika the earliest known symbol and its migration: with obser-vations on the migration of certain industries in prehistoric times; Washington (1896).

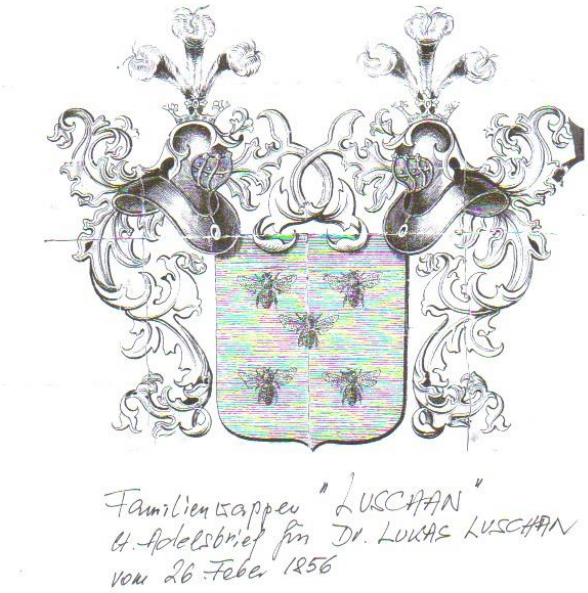
Fotos

1. Villa Felicitas nach Abbildung im Gästebuch

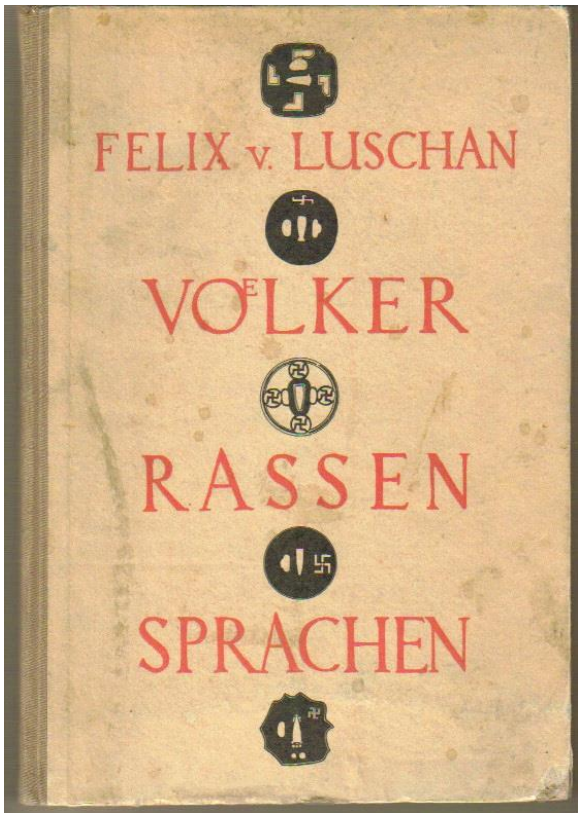


2. Buchdeckel des Gästebuchs

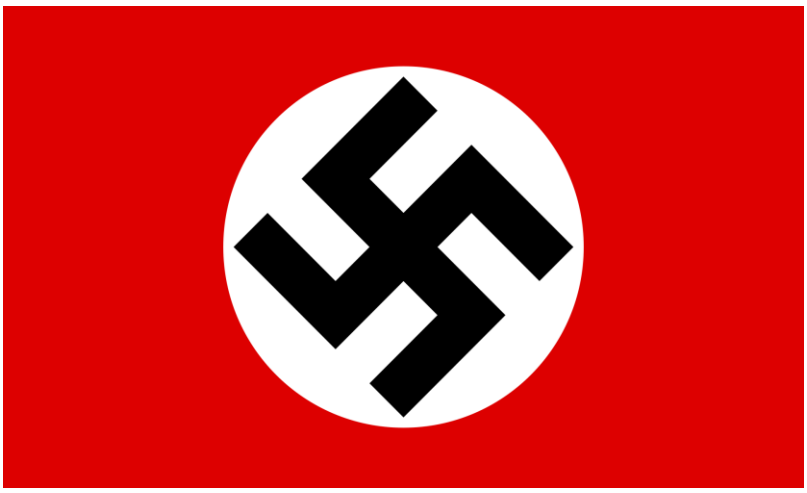
3. Zeichnung von Koldewey



4. Wappen von Lukas von Luschan



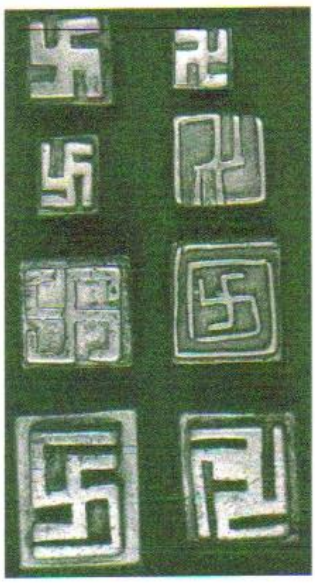
5. Buchdeckel von 1922



6. NS Flagge

7. Troja: Schliemanns Skizzenbuch 1873

8. Swastika aus Indien 1960



ÉLÉMENTS DU CONTINUUM CULTUREL ENTRE

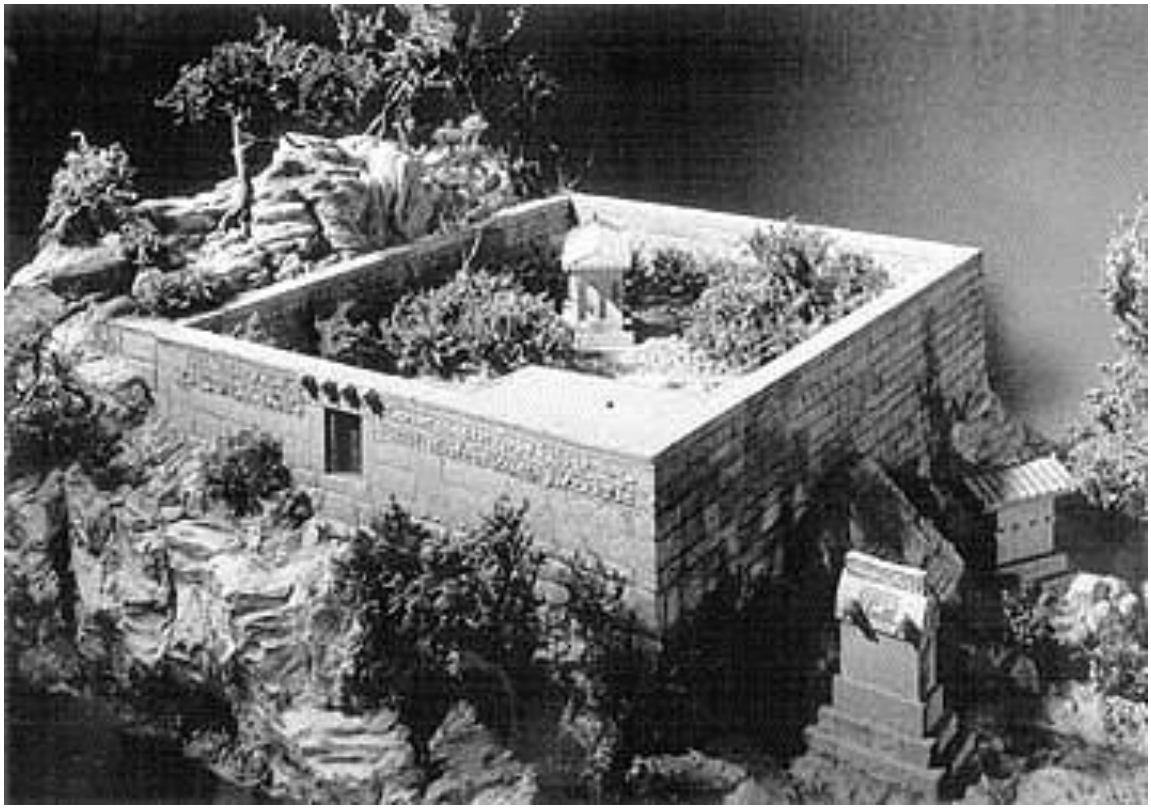
L'AFRIQUE ET L'ASIE

Image du *(Dja)* Akan ou de la (*Svastika*) Indo-aryenne

Source: GNANGORAN Boua, Université d'ABIDJAN; 1986
Numérisation: AYÉGNON Sévalou Allognon; Université Laval

9. Goldgewichte Universität Laval

10. Stift Lambach



11. Heroon von Trysa